Joh. Gottl. Benj. Pfeil.

[Johann Gebhard Pfeil]

1907

Verſuch
in
moraliſchen
Erzählungen.

Leipzig,
in Lankiſchens Buchhandlung.
1757.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Yv 5065

An den Leſer.

Es iſt weder meine Abſicht, eine Schutzſchrift für die Romane überhaupt zu ſchreiben, noch die Vertheidigung der gegenwärtigen Samlung ins beſondere zu übernehmen. Beydes würde überflüßig ſeyn. Der Liebhaber von dieſer Gattung der Dichtkunſt wird mir, was das erſtere anbelangt, die Zuläßigkeit der Romane ſehr gern ohne Beweiſe glau-

ben, diejenigen strengen Sittenrichter hingegen, welche diese unschuldigen Erfindungen des menschlichen Witzes verdammen, weil sie nicht in der trocknen Sprache der Systeme geschrieben sind, würden diese Beweise weder lesen, noch von ihnen überzeugt werden. Wenn überwindet man jemals die menschlichen Vorurtheile durch Gründe? Und sind diese Vorurtheile bey dem Gelehrten und dem Weltweisen seltner, und weniger hartnäckigt, als bey dem Pöbel? Der Mißbrauch einer Sache, und das Uebel, so man den Romanen, vielleicht nicht ohne Grund, Schuld giebt, sind indessen unbillige Einwürfe. Die heiligsten Dinge sind gemeiniglich am öftersten gemißbraucht worden, und je heiliger sie waren, je schlimmere Folgen haben diese Mißbräuche nach sich gezogen.

Ha-

Haben ſich alſo wohl die Werke des Witzes ein beſſeres Schickſal verſprechen können? Der Witz wird jederzeit unter der Hand des Vernünftigen das ſchärfſte Schwerdt zur Vertheidigung der Religion und der Tugend. Bey dem Laſterhaften iſt er ein Dolch in der Hand eines Raſenden.

Unvermuthet verwickle ich mich wider meinen eignen Willen in eine Vertheidigung der Romane überhaupt. Sollte der Leſer nicht vielleicht befürchten, daß ich den letzten Theil derjenigen Erklärung, die ich gleich im Anfange gethan habe, eben ſo ſchlecht beobachten werde als den erſtern? Es iſt vielleicht mein eigner Vortheil, ihm dieſe Furcht zu erſpahren. Eine ſchlimme Sache verliehrt noch weit mehr, durch eine ſchlimme

Vertheidigung. Ich will dafür nur noch einige Worte von der Einrichtung der gegenwärtigen Erzählungen hinzusetzen. Sie sind von dem Vorwurf wegen der Verderbung der Sitten völlig frey. Dieß ist der vornehmste Ruhm, den ich bey der Ausarbeitung derselben zu erhalten gewünscht habe, ein Ruhm, den mir der meiste Theil meiner Leser sehr gern gönnen wird, der mir aber weit schätzbarer ist, als jeder andre. Jedes einzelne Stück hat die Ausführung eines gewissen moralischen Satzes zum Gegenstande. Ich habe jederzeit geglaubt, daß alle Arbeiten von dieser Art strafbar sind, wenn sie bloß den Leser vergnügen, ohne den Nutzen desselben mit diesem Vergnügen zu verbinden. Der Wunsch, die Liebe zur Tugend und die guten Sitten allgemeiner

meiner zu ſehen, iſt derjenige, welcher das Herz eines Vernünftigen am meiſten beſchäftigen muß. Ich kenne meine Schwäche allzuwohl, als daß ich mir ſchmeicheln ſollte, etwas zu der Erfüllung dieſes Wunſches beytragen zu können. Allein wer tadelt in einer Republick den geringſten Patrioten, der wenigſtens mit einem edlen Eifer das Wohl ſeines Vaterlandes wünſcht, wenn er es auch nicht ſelbſt zu befördern fähig iſt?

Die Mannichfaltigkeit, iſt eine von den erſten Pflichten, die ich mir bey der Ausarbeitung dieſer Blätter auferlegt habe. Wie ſchwehr iſt es verſchiedenen Gattungen der Leſer zu gefallen! Der Ernſthafte, der Muntre, der Zärtliche, der Liebhaber des Tragiſchen und des Komiſchen, jeder

verlangt, daß sich der Verfasser nach seinen Neigungen allein richten soll. Ich habe sie alle einigermaßen zu befriedigen gesucht. Es wird auf das Urtheil des Lesers ankommen, in wie weit ich in meinen Bemühungen glücklich gewesen bin. Der gute Wille würde wenigstens einige Nachsicht verdienen, wenn er jemals in den Werken des Geschmacks für begangne Fehler Verzeihung erlangen könnte.

Ich will noch von verschiedenen einzelnen Stücken einige besondre Anmerkungen hinzusetzen. Ich habe es in dem dritten und fünften Stück gewagt, den Ort der Handlung in mein Vaterland zu versetzen, und sogar denen handelnden Personen Teutsche Namen beyzulegen. Ohnfehlbar wird dieß den Ohren derjenigen, die ihre

Bewun-

Bewunderung für das Ausländische bis auf den Schall eines Englischen und Französischen Worts auszudehnen gewohnt sind, etwas rauh zu seyn scheinen. Allein ich hoffe von den Unpartheyischen, welche die Beschwehrlichkeit und die Gefahr kennen, mit der man seine erdichteten Helden in einem Lande auftreten läßt, wo man niemals gelebt hat, und von dem uns hundert kleine Umstände in der Sprache, den Sitten, und der Lage der Oerter unbekannt seyn müssen, Vergebung zu erlangen. Die lächerlichsten Fehler sind die gewöhnlichsten, die man dabey zu befürchten hat.

Der eigentliche Inhalt der Geschichte des Königreichs Hoangthy kann dem wenigsten Theil der Teutschen Leser unbekannt seyn. Sie enthält

hält die gemeinsten Dinge, welche ihre ganze Neuigkeit von der scherzhaften Art der Erzählung, unter welche man sie verborgen hat, erhalten, und die man, ohne diesen kleinen Kunstgriff, so wenig als das Mährchen von der Tonne eben deßwegen lesen würde, weil sie bereits allzubekannt sind. Diejenigen, denen diese merkwürdige Geschichte dem ohngeachtet noch dunkel seyn sollte, werden nichts dabey verlieren wenn sie dieselbe völlig überschlagen.

Ich habe in dem eilften Stück eine einzige Uebersetzung unter meine eignen Versuche eingemischt. Vielleicht habe ich dadurch eben so klug gehandelt, als ein großer Theil unsrer witzigen Schriftsteller, die einen Denkspruch aus Hallern über ihre Werke setzen, und durch diese schlaue Vorsichtigkeit

tigkeit dem Vorwurf entfliehen, daß nicht eine einzige gute Zeile in ihren Schriften zu finden sey. Damit ich unterdessen nicht allzudemüthig für einen Schriftsteller bin, so will ich den Leser versichern, daß ich sie, die Mannichfaltigkeit desto genauer zu beobachten, hinzugesetzt habe. Der Liebhaber der Satyre, und des Muntern in den Erzählungen, würde vielleicht ohne dieß Stück allzuwenig Nahrung in diesen Blättern für sich gefunden haben. Die Thorheiten der Franzosen sind gemeiniglich auch die unsrigen. Wir werden also in dem Gesichte des Babuck, sehr oft die Schilderungen unsrer Nation gewahr werden, und diejenigen Gemählde, welche uns nicht gleich sind, werden uns desto deutlicher erkennen lassen, um wie viel unsre Nachbarn thörich-

ter

ter oder klüger als wir sind. Ich habe eine einzige kurze Stelle weggelassen, welche ohne eine lange Note aus der neuesten Französischen Kirchengeschichte einem teutschen Leser unverständlich seyn würde, und es ist nicht mein Beruf, Noten zu schreiben. Es würde bey der allgemeinen Krankheit der Teutschen, zu übersetzen, zu viel seyn, wenn man von mir verlangen wollte, daß ich wissen sollte, ob das Gesicht des Babuck bereits besser oder schlechter als hier übersetzt worden wäre.

Fast verdiente das zwölfte Stück eine besondre lange Vertheidigungsschrift. Allein diejenigen, welche mich einmal tadeln wollen, würden sich doch durch keine Versicherungen von der Reinigkeit meiner Absichten wollen

über-

überführen lassen. Genug ich bezeuge noch einmal auf das feyerlichste, daß ein wahrer Eifer für die Religion, und die Furcht, daß wir vielleicht die Religion des natürlichen Menschen auf Kosten der Offenbahrung verschönern, die einzigen Bewegungsgründe zu der Geschichte des Zizem gewesen sind. Der natürliche Verstand des Menschen mag so verderbt denken als er will, wir verliehren nichts, weil wir eine ehrwürdige und heilige Lehrerin haben, die ihn richtiger denken lehrt. Ich habe keine Einleitung in die Metaphysick oder die natürliche Gottesgelahrheit schreiben, sondern bloß die Empfindungen eines Wilden, dessen Vernunft durch kein System verwirrt oder verbessert worden ist, aufzeichnen wollen. Zizem würde lächerlich geworden seyn, wenn er so

streng hätte beweisen wollen, als ein junger Magister. Alles was ich thun mußte, war, daß ich die Religion, die Lehrgebäude der Weltweisen, die angewöhnten Sitten, selbst die eingesognen Vorurtheile auf einige Augenblicke zu vergessen suchte, daß ich mich in die erdichteten Umstände des Zizem versetzte, und sodann mein eigen Herz fragte, wie es in diesem oder jenem Fall, gehandelt haben würde, wenn es sich selbst überlassen gewesen wäre. Die Fehler die ich begangen habe, sind Fehler des Verstandes und nicht des Willens, und die erstern verdienen jederzeit Vergebung. Ich kenne den weiten Umfang des Gegenstandes allzu genau, als daß ich hoffen sollte, ihn ganz in diesen wenigen Bogen eingeschlossen zu haben. Es ist nichts als ein schwacher Versuch, der

vielleicht niemals einer gewiſſen Art von Vollkommenheit fähig iſt.

Wie glücklich würde ich im übrigen ſeyn, wenn dieſe Erzählungen des Beyfalls des Kenners, des tugendhaften Kenners, nicht ganz unwürdig zu ſeyn ſcheinen ſollten! Möchte wenigſtens mein Herz den Lobſpruch deſſelben erhalten, wenn es auch auf Koſten meines Witzes geſchehen müßte! Sollte ich nicht allezeit noch mehr dabey gewinnen, als ich verliehren würde?

Verzeichniß der Erzählungen.

1) Das Geſicht des Mirzah S. 1

2) Azem, oder der eingebildete Glückſelige 27

3) Beytrag zu der geheimen Geſchichte der menſchlichen Tugenden 47

4) Der Triumph der tugendhaften Liebe 113

5) Die Geſchichte der Fräulein von H. aus einigen Briefen zuſammen gezogen 141

6) Der gerechtfertigte Jupiter 193

7) Osmann 215

8) Kurzer Auszug aus der Geſchichte des Königreichs Hoang-thy 272

9) Der Dichter Almanſor 331

10) Die unglücklichen Ehegatten 372

11) Das Geſicht des Babuck oder der Lauf der Welt 417

12) Der Wilde 447

Das Gesicht des Mirzah.

Ich, Mirzah, ſtrich bey einer hereinbrechenden Abenddämmerung traurig und einſam durch die Fluren um Bagdad, nachdem ich einen ganzen Tag mit dem Anblick des glücklichen Böſewichts und der leidenden Tugend gequält worden war. Die ſich in Dunkelheit hüllende Natur und die Stille, welche die ganze Gegend umherrſchte, erfüllten meine Seele mit einer noch ſtärkern Melancholie. Alle Scenen der Ungerechtigkeit, die Jammer der Nothleidenden die um Hülfe ſchrien und keinen Retter hatten, das Glück und die Freuden der Thoren, kurz, jedes Unglück der Menſchen, von dem ich ſo oft ein Zeuge geweſen war, wurde in meiner Seele lebendig und zwangen mir Seufzer ab. Mein Gram überwand meine Standhaftigkeit. Zähren des Mitleids und der Menſchenliebe rollten meine Wangen herab und mein Herz floß von Klagen über die ungleiche Austheilung der menſchlichen

Schicksale über. Ich vergaß mich so sehr, daß ich wider die Vorsehung zu murren anfieng. „Gott! rief ich, daß doch dieß Ohr nicht mehr die Stimme der Seufzenden hören, nicht mehr dieß Auge über den Anblick der Elenden ermüden dürfte? Warum schuf die Vorsehung Geschöpfe, die nie um ihr Leben gebethen hatten, zum Unglück? Warum gab sie ihnen noch diese überflüßige Vernunft, damit sie fühlen möchten, daß sie unglücklich wären? Warum triumphiret das Laster? Warum verschmachtet die Tugend unter den Ketten? Warum leidet der Unschuldige, und der Strafbare wird gekrönt?„

Ich wollte noch weiter fortklagen, als sich eine plötzliche Finsterniß um mich ausbreitete. Meine Füße zitterten vor Schrecken und die Erde selbst schien unter ihnen zu sinken. Ein hohler Donner schallte von den benachbarten Hügeln in die Thäler um Bagdad zurück. Ich empfand, daß ich gesündiget hatte, und mit tödtlicher Angst fiel ich auf mein Angesicht, Gnade zu bitten. Ein Stral heller als der Blitz drang auf einmal durch die Finsterniß hindurch, und eine Gestalt in einem glänzenden Gewand stand vor mir. Ich erkannte sie für eine von den Engeln des Ewigen, für den Albunoh Sahareddin, den Ausleger der göttlichen Geheimnisse. Folge mir Mirzah und tadle nicht länger die Vorsehung, sprach er mit einem Tone, welcher mir Muth genug einflößte ihm zu folgen. Er führte mich in wenigen Augenblicken bis zu dem Fuße einer Reihe schroffer

ser und unersteiglicher Gebirge, die mit ihren Häuptern den Himmel zu unterstützen schienen. Niemals hatte ich die Natur in einer fürchterlichen Gestalt gesehen. Ganze Stücken von Felsen hiengen einer über den andern herab, und droheten bey der geringsten Erschütterung in die tief unter ihnen liegenden Thäler hinab zu stürzen. Die ganze äusserste Seite des Gebirges war ein wüster Fels, wo das Auge vergeblich einen Rasenfleck oder einige grünende Bäume suchete, um von den unangenehmen Aussichten auszuruhen, an denen es sich matt sehen mußte. Ein vermischtes Gebrüll der Löwen und der Tyger schallte aus den Höhlen, welche die Natur in den Felsen hinein gearbeitet hatte. Die Thäler zwischen den abhängenden Felsenspitzen, waren große Sandwüsten, die von einem Sturmwinde in beständigen Wirbeln in die Höhe getrieben wurden. Ich konnte keinen einzigen Weg wahrnehmen, welcher über das Gebirge geführet hätte. Dem ohnerachtet bemerkete ich verschiedene Personen, welche mit der äußersten Mühe an den jähen Fels hinan zu klimmen suchten. Sie empfiengen die Strafe ihrer Verwegenheit. Ich sah sie einen nach den andern theils in die Sandwüsten hinabfallen, wo sie von den Windwirbeln erstickt und unter großen Sandhügeln begraben wurden. Theils wurden sie der Raub der reißenden Thiere, bey deren Höhlen sie vorbeykriechen mußten.

Ich prophezeyete mir bereits mit Zittern kein besser Schicksal. Das Lächeln meines Gefährten

verrieth mir, daß er meine Furche wußte. „Die Vorsehung, **Mirzah**, sprach er, bestraft nur den eitlen Vorwitz, der sich mit Gewalt in ihr Gebieth eindringen will. Die Rechtschaffenen wandeln unter ihrem Schutz und biethen den Gefahren Troß.„ Er nahm mich hierauf bey der Hand und führte mich in eine von den Oeffnungen des Gebirges hinein. Ich befand, daß es ein ziemlich bequemer Durchgang war. Kaum waren wir ohngefähr dreyßig Schritt in demselben fortgegangen, als ich mich voll Entzückung auf der andern Seite des Gebirges sah.

Wie verschieden waren die Aussichten von dieser Seiten des Gebirges gegen die vorhergehenden! Diese ganze Kette von Felsen war gleichsam eine Mauer um einen sehr angenehm angelegten Irrgarten, in dessen Mittel ich von ferne ein prächtiges Gebäude gewahr wurde. Diese innre Seite des Gebirges schreckte mit keinen solchen fürchterlichen Anblicken als die äußerliche. Sie war ganz mit den schattichsten Wäldern und den blühendsten Wiesen überdeckt. Die zwischen ihnen hindurch rieselnden Bäche wässerten sie und den Irrgarten, in den sie sich ergossen, und stellten zugleich dem Auge die prächtigsten Wasserfälle vor. Der Gesang der Vögel, die Harmonie der Bäche, der Geruch der Blumen, und eine Menge anderer Schönheiten der Natur, dieser so unschätzbaren und doch so verachteten Schönheiten der Natur vereinigten sich, die Seele in diejenige

Entzü-

Entzückung zu ſetzen, welche der Koran denen Rechtgläubigen nach ihrem Tode verheißen hat.

Ich war noch mit dem Gefühl aller dieſer Annehmlichkeiten beſchäfftiget, als mich mein Führer ermunterte, ihn durch den Irrgarten zu dem Tempel der Schickſale, denn dieß war das Gebäude, welches vor uns lag, zu folgen. Ich bewunderte, indem wir hingiengen, dieſe künſtlich in einander geflochtenen Gänge. Es war unmöglich ohne einem mehr als menſchlichen Führer ſich aus allen dieſen Krümmen heraus zu wickeln. Der einzige Vortheil beſtand indeſſen bloß in der Vorſicht, ſo wenig als möglich von der geraden Linie abzuweichen, wenn man den Tempel erreichen wollte. Ein einziger Nebenweg leitete in ſo viele verſchiedene Nebengänge, daß man in einem beſtändigen Cirkel herum irrte, ohne ſich dem Gebäude mit einem einzigen Schritte zu nähern.

Die Thüren des Tempels eröffneten ſich von ſich ſelbſt bey unſerer Annäherung, und ſchloſſen ſich auch ſelbſt wieder hinter uns zu. Ich bemerkte weder Schloß noch Riegel an denenſelben, und mein Führer ſagete mir, daß ſie durch keine menſchliche Geſchicklichkeit könnten eröffnet werden, ſondern daß ſie ſich ſelbſt nach dem Willen der Gottheit, welche in dem Tempel angebethet wurde, auf- und zuſchlöſſen. Ueber den Tempel ſtanden dieſe Worte mit goldenen Buchſtaben eingegraben: **Gerecht iſt Gott, und unerforſchlich ſind ſeine Wege.**

Ich betrat mit einem heiligen Schauer den Ort, wo die Vorsehung gute und böse Schicksale über das menschliche Geschlecht austheilte. Mehr die Natur und eine einfältige Majestät machten den Tempel prächtig als die Geschicklichkeit der Kunst. Das ganze Gebäude ruhete auf einem Säulengang von weißen Marmor. Ein Altar von Alabaster stand am Ende desselben. Statt des Bildes der Gottheit stieg eine Wolke von Rauch von dem Altar in die Höhe, und erfüllte den ganzen Tempel mit den Duft des wohlriechendsten Rauchwerks. Zur Rechten des Altars hieng eine schwarze Marmortafel, und ihr schief gegen über ein Spiegel von dem hellsten Crystal. Indem mich Albumoh Schareddin zu dem Altar hinführte, sprach er noch diese wenige Worte: Lerne hier Mirzah, daß die Vorsehung niemals Menschen unglücklich macht, als um sie glücklich zu sehen, und verschwand. Ohnerachtet ich mich an einem so ehrwürdigen Orte allein sah, so fühlte doch mein Herz eine gewisse unbegreifliche Freudigkeit. Ich warf mich voll Inbrunst auf die Stuffen des Altars nieder und flehete die Gottheit um ihren Schutz an. Kaum hatte ich mein Gebeth gesprochen, als eine majestätische Stimme mir zurief: **Steh auf, Mirzah, sieh und ließ!**

Ich warf meine Augen auf den Spiegel, und ich sah meinen Freund Abdallah in demselben, einem Mann, dessen Tugend mich oft zur Bewunderung und dessen Elend mich eben so oft zu

Thrä-

Thränen gezwungen hatte. Er saß in seinem elenden Zimmer, wo der Mangel das einzige Hausgeräthe ausmachte. Sein Arm stützte sein für Schwachheit und Gram zitterndes Haupt, und eine Zähre floß über seine ehrwürdige Wange. Und hätte er nicht weinen sollen? Vier unerzogne Kinder riefen zu seinen Füßen um Brod, und das fünfte, sein Liebling, lag auf einem armseligen Stroh, und verschmachtete an einer häßlichen Krankheit, aus Mangel der nöthigen Hülfsmittel. Dieß war noch zu wenig Unglück für den leidenden Abdallah. Seine Frau, die er auf das zärtlichste liebte, welche durch ihre Verschwendung die Ursache seines Elends geworden war, vermehrte durch die schmerzlichsten Vorwürfe seine Pein. Abdallah konnte den Anblick eines so heftigen Jammers nicht ertragen. Er gieng, seinen Kindern Unterhalt zu schaffen. Ein Freund, den er ehedessen durch seine Dienste ein nichtiges Amt und gute Einkünfte verschafft hatte, war der erste, den er um eine geringe Beyhülfe ansprach. Der Böswicht schämete sich, den Abdallah zu kennen. Er sah sich schüchtern um, ob es einer von seinen Bekannten gewahr würde, daß ein Mann in einem abgenutzten Kleide und von sehr armseligen Ansehen ziemlich vertraut mit ihm spräche. Er fertigte seinen Freund mit der kaltsinnigen Höflichkeit ab, daß es ihm jetzund ohnmöglich wäre ihm zu dienen. Er bath ihn aber auf das inständigste, bey einer andern Gelegenheit niemanden als ihn, um Hülfe zu ersuchen. Es war wohl eben

mehr als zehnmal, daß er dem Abdallah eben diese Antwort gegeben hatte. Mein Freund schlich sich trostlos von dem Undankbaren fort. Er hatte das Unglück einem seiner Gläubiger zu begegnen. Dieser mahnte ihn um eine geringe Schuldpost. Er flehte in den beweglichsten Ausdrücken, sich nur noch wenige Zeit zu gedulden. Der Barbar begegnete ihm für die Wohlthat, daß er sich erbitten ließ, auf das allerungestümste und drohete ihm noch mit Schlägen, wenn er nicht bezahlen würde. Sein Feind war reich, er mußte also schweigen und froh seyn, daß er nicht wirklich geschlagen wurde. Mit vieler Müh bettelte Abdallah noch einige Asper zusammen. Für jede Kleinigkeit die er erhielt, mußte er sich auch zugleich bald ausschelten, bald sich verachten, bald über sich spotten lassen. Abdallah kaufte für seine gesammelten Allmosen Brod, und dankte der Vorsehung für den reichlichen Seegen, den sie ihn beschehret hatte.

Ich that für Betrübniß und Erstaunung einen lauten Schrey, und die Wehmuth erstickte meine übrigen Klagen. Von ohngefähr blickte ich auf die marmorne Tafel, die zuvor unbeschrieben gewesen war, und ich las folgende göldne Schrift auf derselben: **Sieh noch einmal und richte die Vorsehung.** Ich sah noch einmal in den Spiegel und die Scene hatte sich geändert. Es war nicht mehr der unglückliche, der zufriedene, der menschenfreundliche Abdallah. Es war Abdallah in allem Ueberfluß des Glücks, der bey den lärmen-

lärmenden Freuden die ihn umgaben, das ganze Gefühl der Tugend und Menſchenliebe erſtickt hatte. Er ſchlug ſeine Sklaven, war hart gegen das Elend und falſch gegen ſeine Freunde. Ich las mit einer ehrerbiethigen Verwunderung, was mir die Tafel des Schickſals lehrete. **Oft**, hieß es, **leidet der Tugendhafte, weil er aufhören würde es zu ſeyn, wenn er nicht litte. Die Vorſehung giebt ihm Elend und Geduld, und ſie giebt ihm das einzige, wodurch ſie ihn glücklich machen kann.**

Ich betrachtete den Spiegel mit mehrerer Beruhigung, als mich ein neuer Auftritt in meine vorigen Zweifel und Ungewißheit ſtürzete. Ich erblickte mein unglückliches Vaterland von dem Krieg und allen den Grauſamkeiten verwüſtet, die ihn zu begleiten pflegen. Da wo Thäler geblühet und ſtolze Städte ihre Mauern ſicher empor gehoben hatten, ſchreckten Einöden und Steinhaufen. Ströme von Blut floſſen für erfriſchende Bäche durch ſie hindurch. Millionen von Menſchen fielen unter dem Schwerd, den Flammen, den Hunger und den ſchwärzeſten Laſtern dahin, riefen um Rache und riefen vergeblich. „Millionen von Menſchen, rief ich, das Opfer eines einzigen Böſewichts!„ **Ein Land voll Verbrechen**, antwortete die Tafel des Schickſahls, **verdienet die Strafe einer verachteten Gottheit. Diejenigen, die es noch nicht ganz ſind, werden gezüchtiget, damit ſie es nicht ganz werden mögen, und ihre**

Getreuen errettet die Vorsehung mitten aus dem Sturm der Gefahr.

Der Pallast des Bassa Mehemet, der in dem Crystall empor stieg, hatte zu viel Pracht, als daß er nicht meine Augen hätte auf sich ziehen sollen. Oft schon hatte ich über diesen glücklichen Böswicht seufzen müssen. Seine ganze Hoheit, alle seine Reichthümer, waren die Früchte der niederträchtigsten Bosheit. Von dem niedrigsten Bedienten, der er gewesen war, hatte er sich durch alle Laster, die ihm möglich waren, bis zu der Ehre einer der vornehmsten Minister zu seyn empor geschwungen. Ein ganzes Land seufzete unter den härtesten Erpressungen, womit es von seiner Raubsucht gequälet ward, und der Barbar lachte über die Zähren derjenigen die er elend gemachet hatte. Jeden Tag ersann er die Ausführung eines neuen Lasters, und jedes Laster gelang ihm. Und dennoch prangten seine Palläste, die aus den verheerten Hütten der Niedrigkeit entstanden waren, in der stolzesten Sicherheit. Seine Aecker trugen reichlicher Früchte als andere. Seine Schiffe liefen unbeschädiget und reich beladen in den Hafen. Seine Glückseligkeit war zum Sprüchwort in Bagdad geworden. Wenn man seinem Freund die vollkommenste Glückseligkeit wünschen wollte, so sprach man: Sey glücklich wie Mehemet! Ich erblickte diesen Strafwürdigen in aller seiner Pracht. Er saß bey einem Gastmahl, das er gab, angebether von seinen Schmäuchlern, gefürchtet von seinen Feinden, und nur heimlich von denen

die

die über ihn seufzten, verflucht. Jede einzelne Kostbarkeit, die um ihn herum schimmerte, war der Preis einer Ungerechtigkeit. Er kleidete sich von der Nothdurft der Nackenden, trank in seinem Wein Thränen der Wittwen, und schenkte an seine Schmäuchler das Vermögen der Waysen. Er gieng vom Tische zu seiner Buhlerinn und legte zum Geschenk für ihre niederträchtigen Gefälligkeiten die Einkünfte einer ganzen Provinz zu ihren Füßen. Er trat sodann mit ihr an das Fenster, und sah einen Unschuldigen hinrichten, der von ihm und ihr die Wahrheit gesprochen hatte, und in eben dem Augenblick empfieng er die Nachricht, daß ihm der Sultan zur Belohnung seiner Verdienste ansehnliche Ländereyen geschenkt habe. Ich las: **Der Lasterhafte ist glücklich, um desto strafbarer zu werden.** Mein Haß gegen den Tyrannen war zu groß, als daß mich der Ausspruch der Tafel des Schicksals hätte beruhigen können.

Ich war eben im Begriff, meinen Unwillen über das Glück des Frevlers nicht länger zu unterdrücken, als ich den **Mehemeth** in seinem geheimen Cabinet gewahr wurde. Was für ein Unterschied zwischen ihm und dem **Mehemeth**, welcher der Glücklichste des ganzen Erdkreises zu seyn geschienen hatte! Er war bleich und ausgezehrt von einer geheimen Melancholie. Voll Verzweiflung rang er die Hände, die er so oft mit einer tyrannischen Freude in dem Blute der Unschuldigen gewaschen hatte. Er riß alle die eitlen

Kenn-

Kennzeichen seiner Hoheit von sich ab; und trat sie mit Füßen und mitten in seiner Raserey weinte er wie ein Kind. Ich erstaunte über diese Veränderung. Sein Liebling, der es durch die Größe seiner Laster geworden war, trat in das Gemach und ich erfuhr die Ursache seiner Verzweiflung. Ein Vertrauter hatte ihm geschrieben, daß in wenig Tagen eine plötzliche Ungnade den ganzen Traum seiner Glückseligkeit endigen würde, wenn er nicht Geschicklichkeit genug besäße den Streich abzuwenden. Der Liebling that seinem Herrn einen Vorschlag sich zu retten, den niedrigsten, den ein ehrliebender Mann, ohne die Verwegenheit des Rathgebers zu bestrafen nicht würde haben anhören können. Er gefiel dem Barbar und er befahl dem Liebling seine Tochter zu holen. Fatime, die eben so tugendhaft als ihr Vater lasterhaft war, erschien. Sie hörte mit Zittern daß sie von ihrem Vater zu einem unglücklichen Opfer für die Begierden des Sultans, den sie wegen seiner Laster und wegen seiner natürlichen Häßlichkeit gleich stark verabscheute, bestimmt war, um ihren Vater von der angedrohten Ungnade zu befreyen. Vergeblich fiel sie mit Thränen zu seinen Füßen und bath sie zu schonen. Ein grimmiger Blick befahl ihr zu gehorchen. Sie gehorchte, ward unglücklich, entzog noch wenige Augenblicke einen Bösewicht dem Untergang und starb vor Gram über ihr Unglück. Ich sah, daß dem ohngeachtet Mehemet nichts glücklicher war. Ich sah ihn in seinem Schlafzimmer. Wie

ängst-

ängſtlich war ſein Schlaf! Wie gequält warf er ſich auf den reichſten perſiſchen Tapeten herum! Er ſchlief niemals ohne ein Panzerhemde. Jetzt ſprang er von ſeinem Lager unruhig auf, fühlte an die Schlöſſer, die ſeine Schätze verwahrten, bebte bey dem geringſten Laute, durchſuchte ſeine Gemächer, fand ſeine Sklaven in einem ruhigen Schlummer, wünſchte ſich einen Theil ihrer Glückſeligkeit und erhielt ihn nicht. Der Tag brach an. Mehemet war froh, daß er kam, und doch kam er nur, ihn zu quälen. Er zitterte wenn er aß, und erblaßte, wenn er trank, ungewiß ob er den Tod oder Nahrung zu ſich genommen hatte. Niemals warf er ſich in die Arme ſeiner Buhlerinn, ohne Furcht einer Verrätherey. Von allem dem falſchen Pomp umgeben, der ſein Elend dem Auge des Blöden verbarg, ſah er einen Glücklichen den er noch nicht geſtürzt hatte, ängſtigte ſich, vielleicht zuerſt von ihm geſtürzt zu werden, und fühlte von aller ſeiner Glückſeligkeit nichts weiter als die Furcht ſie zu verlieren. Ich ſchlug meine Augen ehrerbietig für die Gerichte der Gottheit zur Erden, kehrte mich zur Linken des Altars und las: **Wahre Weißheit blendet kein Schimmer des Böſewichts. Sie ſieht nichts als ſein Elend und vermißt ſeine ganze Glückſeligkeit.**

Ich bethete die Gerechtigkeit der Vorſehung ſtillſchweigend an, als eine plötzliche Erſchütterung mich aus meinem Tiefſinn aufweckte. Ich ſchlug meine Augen auf und der Pallaſt, die Gär-

ten des Mehemet und er selbst war verschwunden. An dem Ort, wo sie gestanden hatten, sah man nichts als einen unreinen Pfuhl, und die ganze Gegend war die fürchterlichste Wüstenei. Ein schreckliches Geheul verdoppelte das Schrecken, und folgende Worte auf dem Marmor entdeckten mir was Mehemet geworden war: **Er wird wie Staub von dem Erdboden weggewehet und der Nachkömmling wird zweifeln, daß er gewesen ist.**

Diese Erscheinung war zu schrecklich für mich, als daß ich sie so leicht vergessen konnte. Ich verliefte mich in stillen Betrachtungen, rechtfertigte die Vorsehung und glaubete nicht mehr, daß ich an ihrer Gerechtigkeit zu zweifeln fähig wäre. Von ohngefähr fielen meine Augen auf den Crystall. Ich sah **Tarick** und **Thirza**, die zärtlichsten und tugendhaftesten Liebhaber in demselben. Es war eben der Tag, da sie die Liebe aller ihrer Wünsche, und folglich auch der ganzen Glückseligkeit, die sie genüßen konnten, theilhaftig gemachet hatte. Thirza übertraf durch ihre Reizungen alle die Kostbarkeiten, womit sie der Ueberfluß des Orients geschmückt hatte, und ihr Herz war schöner als alle ihre Reizungen. Sprachloß für Entzückung hieng Tarick an ihrem Halse und nur durch abgebrochne Worte, durch einzelne Ausruffungen war er ihr seine Glückseligkeit auszudrücken fähig. Mit liebenswürdiger Sittsamkeit vergalt Thirza, die Zärtlichkeit ihres Liebhabers durch ein gefälliges Lächeln. Sie erröthete über

die

die unschuldigen Freyheiten des Tarieks und erröthete gern. Wie stark druckte ihr Stillschweigen dasjenige aus, was sie fühlten! Mein Herz schlug freudiger, als es jemals geschlagen hatte, bey dem Glück zweyer zur Liebe und Tugend gebildeten Herzen. Und wie kann wirklich der Menschenfreund ein vollkommener Vergnügen fühlen, als den Anblick einer glücklichen und tugendhaften Liebe? Aber welcher Menschenfreund hat dieses Vergnügen kaum mehr als einmal in seinem Leben gefühlt? Das Gespräch der beyden Liebenden trieb meine Freude vollends biß zu den höchsten Grad, den sie erreichen konnte. Wie vollkommen edel, wie groß war ihr Herz! Tarick und Thirza besaßen unermeßliche Reichthümer. Sie nutzten dieselben darzu, daß sie an dem Tage ihrer Verbindung eine ansehnliche Summe unter sechs arme und wohlgewachsene Mädgen zu einem Brautschatz austheilen liessen, und sie mit wohlgesitteten Mannspersonen verehlichten. Tarick und Thirza erinnerten sich jetzund an diese edle Handlung mit der Wollust, welche die ganze aber auch die reichste Belohnung der Großmuth und Menschenliebe ist. Wie stark stellten sie sich aus dem Gefühl ihrer eignen Glückseligkeit das Glück dieser Personen vor! Eine Thräne der Freude trat in ihr zärtliches Auge. Jetzt, sprachen sie, werden sie sich umarmen, und mitten in ihren Umarmungen der Vorsehung um Seegen für uns anruffen. Sie entwarfen hierauf den Plan ihrer künftigen Lebensart. Wie viele Nothleidende soll-

ten glücklich gemacht werden! Wie viele Tugend ward aus dem Staube und der Vergessenheit hervorgezogen. Alle Kinder dieses vortrefflichen Paars sollten zur Tugend erzogen werden, sollten eben so das Glück ihrer Nebenmenschen werden, wie es ihre Aeltern gewesen waren. Sie fielen mitten in ihrer Entzückung auf die Knie und riefen die Vorsehung an, ihnen tugendhafte oder gar keine Nachkommen zu geben. Noch betheten sie, als die Decke des Zimmers schrecklich zu krachen anfieng und halb einstürzte. Thirza sank vor Schrecken in die Arme ihres Liebhabers. Tarick hätte sich noch retten können, aber ohne Thirza war es ihm unmöglich. Er suchte sie der Gefahr zu entreißen, als die andere Hälfte gleichfalls einbrach, und beyde Liebende unter dem Schutt begrub. Auf einmal verlohr die Welt alle die mannichfaltigen Glückseligkeiten, die sie sich von dem vollkommensten und tugendhaftesten Paar zu versprechen hatte.

Ich verhüllte vor Schrecken mein Angesicht und wünschte vor Wehmuth mit Tarick und Thirza unter dem Schutt begraben geworden zu seyn. Lange getrauete ich mich nicht meine Augen gegen die Tafel des Schicksals aufzuheben. Ich that es endlich und bethete an. Ich las: **Der blödsinnige Mensch sieht nichts als das Gegenwärtige. Die Vorsehung allein kennet das Zukünftige. Der Tod war die herrlichste Belohnung für die Tugend des Tarick und der Thirza. Er entriß sie dem Un-**

Unglück, welches ihre Tugend bedrohte, und dem Gram, eine lasterhafte Nachkommenschaft gezeugt zu haben.

Mein Herz war nunmehr über die Wege der Vorsehung völlig ruhig. Ich beschloß durch kein Gesicht in dem Spiegel mich weiter irren zu lassen. Ich hatte bald Gelegenheit meinen Entschluß auszuführen. Der junge Temur, der lüderlichste Mensch in ganz Bagdad, erschien in dem Crystall, wie er in der heftigsten Bewegung in seinem Zimmer auf und ab gieng. Der Zorn, die Verzweiflung, die Rache, waren auf seinem Gesicht abgezeichnet. Nachdem er einige Zeit unentschlossen zu seyn geschienen hatte, zog er voll Wuth ein Pappier hervor, und schüttete aus denselben ein gewisses Pulver in eine Tasse Sorbet, die er vor sich stehen hatte. „Ja sprach er, dieses Gift ist das einzige Mittel, welches mich aus meiner Verzweiflung retten kann. Die ungetreue Korane zieht mir den nichtswürdigen Walid vor. Mein Vater will meine Vergnügungen nicht länger, wie bisher, durch seine Freygebigkeit unterstützen, und meine Gläubiger drohen mir jeden Tag mit dem Gefängniß. Ich will mich an Koranen, meinem Vater und meinen Gläubigern zugleich rächen, und sterben.„ Er setzte bereits die Tasse an den Mund, und ich war schon froh, daß die Welt einen Nichtswürdigen weniger haben sollte.„ Doch, rief er, ich würde sodann ungerochen an Walid sterben? Nein! dieser Elende muß zuvor meine

Rache empfinden.„ Er ſetzte die Taſſe nieder, gürtete ſeinen Säbel um ſich, und gieng zum Zimmer hinaus. Wenige Augenblicke hernach trat ſein Vater, ein ehrwürdiger Greiß, in das Zimmer. Man las den Schmerz über die Ausſchweifungen ſeines Sohnes in ſeinem ganzen Geſicht. Er unterſtützte ſeinen wankenden Fuß, durch einen Stab. Kraftlos und ermüdet ſank er auf einen Stuhl. Sein vor Schwachheit zitterndes Haupt, ſeine redliche Miene, ſeine durch das Alter ehrwürdig gewordene Geſtalt, hätten allein Ehrerbietung und Mitleiden für ihn gefodert, wenn auch ſchon das letztere durch das Unglück einen laſterhaften Sohn zu haben nicht wäre vermehret worden. Er war durſtig. Unglücklicher Weiſe ſah er die Schale mit Sorbet, trank, fiel mit heftigen Verzuckungen zur Erde und gab ſeinen Geiſt auf. Ich demüthigte meine Verwunderung unter die Gerechtigkeit der Vorſehung. Sie belohnte meinen Gehorſam dadurch daß ſie mit ihrem unſichtbaren Finger auf die Tafel der Schickſale ſchrieb: Oft werden die Verbrechen ſehr ſpät die Beſtrafung desjenigen der ſie begieng. Der Vater des Temur war durch eine ſtrafwürdige Nachſicht, der Verführer ſeines eignen Sohnes. Es war billig, daß Temur das Werkzeug ward, ſeinen Vater zu beſtrafen.

Kaum hatte ich dieſe Schrifft geleſen, als ſie verſchwand und eine andere erſchien an ihrer Stelle:

le: **Betrachte das Ganze, und urtheile recht.** Ich ſah wieder auf den Spiegel, und ich erblickte eine groſſe Inſul, durch die ein reiſſender Strohm dahin floß, oder vielmehr ein Arm von dem Meere theilte die Inſul in zwey gleiche Theile. Der Theil der Inſul zur rechten Seite des Strohms war ein blühendes Thal, das mit den herrlichſten Palläſten und den anmuthigſten Gärten angefüllt war. Die andere Hälfte war eine ungeheure Sandwüſte. Eine Menge kleiner Flüſſe durchſchnitten beyde Hälften, und liefen theils in das Meer, theils in den großen Strom. Die ganze Inſul war bewohnt, aber in jedem Theile war das Schickſal der Einwohner nach der Beſchaffenheit des Erdreichs eingerichtet. Rechter Hand des Strohms war der Aufenthalt der Freuden und des Vergnügens. Man nennte dieß **das Land der Glückſeligen.** Unaufhörliche Geſänge und Tänze waren die vornehmſte Beſchäfftigung der Einwohner dieſer reizenden Gegend. Ich bemerkte indeſſen verſchiedenes, das ſie nicht gewahr zu werden ſchienen, ſie würden ſonſt weniger vergnügt geweſen ſeyn. So ſah ich Leute bey den herrlichſten und wohlſchmeckendſten Gaſtmahlen bis zur Ausſchweifung fröhlich ſeyn, ohne daß ſie auf gewiſſe Schlangen Acht hatten, welche hinzu krochen und ihre Speiſen und Getränke verpeſteten. In den koſtbarſten Palläſten wohnten ſehr oft Taranteln, und anderes unreines Gewürme. Andere waren mit allem Ueberfluß, den ihnen ein geſegnetes Land anbiethen konnte

umgeben, hatten aber keinen Mund ihn zu genüssen, sondern dafür vier Augen ihn anzusehen erhalten. Die lustigsten schienen mir diejenigen zu seyn, die allen Frauen entsagten, gewissen Irrlichtern nachzueilen, von denen sie von einem Orte zum andern gelockt wurden, bis sie für Ermüdung oder aus Versehen in einen von den Flüssen fielen, worauf das Irrlicht so gleich verschwand. Ein anderer Unsinn von vielen war dieser, daß sie sich mit Gewalt in den reißenden Strohm stürzten, und an das [illegible] der Einöde, welches das **Land der Unglücklichen** genannt ward, hinüber schwammen. In dieser armseligen Wüste hörte man nichts als Gethöne von den Klagen seiner Einwohner. Alle schwitzten unter der Last grosser Bürden und die Strahlen der Sonne, die unaufhörlich senkrecht auf sie herabschossen, vermehrten noch ihre Drangsalen. Sie sahen sehr oft mit einem traurigen Blick nach dem Lande der Glückseligen, und erhielten nichts dadurch, als daß ihnen ihre Bürde nur deste schwehrer ward, und daß sie das Gespötte hörten, womit die Einwohner von der andern Seite über sie frohlockten. Keine seufzten unter der Last, die sie trugen, mehr, als diejenigen, die so thöricht gewesen und aus dem Lande der Glückseligen an das andre Ufer hinübergeschwommen waren. Es war so wohl ihnen als allen übrigen Bewohnern der Einöde nicht vergönnt, von dieser Seite durch den Strohm zu setzen. Einigen wenigen gelang es. Aber fast nie als bekam ihnen die Luft in dem Lande der Glückselig-

keit.

keit. Sie ſprangen oft freywillig in den Strohm und ſchwammen wieder nach ihrer Bürde zurück. Jedweder unter dieſen Elenden klagte dem andern, daß ſeine Bürde die ſchwehrſte wäre. Sie vertauſchten ſie bisweilen mit einander. Der Tauſch gereuete ſie bald und jedweder nahm wieder die ſeinige. Es ſchien mir indeß wirklich nicht, daß dieſe Bürden ſo unerträglich wären, als ihre Träger behaupteten. Ich bemerkte, daß die Ungeſchicklichkeit mit der ſie gepackt und getragen wurde, an ihrer Schwehre ſehr viel Theil hatte. Einige die geſchickter als ihre Gefährten waren, trugen daher ihren Pack mit wenig Beſchwehrlichkeit. Sie giengen ganz vergnügt und munter fort und fühlten ihre Laſt kaum, da die übrigen unter der ihrigen keichten und mit ungewiſſen Tritten hin und her wankten. Die Bewohner des Landes der Unglücklichen hatten noch einen andern Vortheil. Sie trugen ihre Laſt nur wenige Schritte, da ſie ſodann in den groſſen Strohm oder in einen von den andern Flüſſen ſtürzten, und von ihnen in das groſſe Weltmeer fortgeführet wurden. Die Einwohner des Landes der Glückſeligen hatten eben dieſes Schickſal. Sie genoſſen ihre Freuden nur kurz, und wurden ſodann von den verſchiedenen Flüſſen verſchlungen. Ich bemerkte, daß ſie ſich jederzeit mit vieler Heftigkeit aus dem Waſſer heraus zu arbeiten ſuchten. Hingegen die Bewohner der andern Hälfte ließen ſich ohne die geringſte Bewegung zu machen von dem Fluſſe fortführen. Noch eine andere Anmerkung die ich machte war

diese, daß das Land der Glückseligen weit stärker als das Land der Unglücklichen bewohnt wäre.

Ich war bemüht, noch einige andere kleine Umstände zu untersuchen, als sich der ganze Himmel in schwarze Wolcken einhüllte. Der Donner brüllte schrecklicher als jemals durch die Lüfte hindurch. Die Insul ward von den heftigsten Stössen erschüttert. Wellen wie Berge stiegen aus dem Meer bis zum Himmel empor und verschlangen die Insul samt allen ihren Einwohnern, und in dem Augenblick war alles in dem Spiegel eine undurchdringliche Nacht. Ein übernatürliches Licht erhellte zu gleicher Zeit den ganzen Tempel. Die Wolke von Rauch, die bisher von dem Altar in die Höhe gestiegen war, verschwand, und eine Flamme brannte auf demselben. Ich lag vor Schrecken halb todt auf dem Fußboden des Tempels ausgestreckt; eine übernatürliche Kraft stärkte mich, daß ich mich wieder aufrichten konnte. Ich sah mit weit größern Buchstaben als zuvor, folgende Worte auf die Tafel des Schicksals geschrieben: **Die Ewigkeit allein theilet das wahre Glück und Unglück denen Sterblichen nach ihren Verdiensten aus.** Der Spiegel war indeß wieder helle geworden und ich sah auf einer großen Ebene ein Frauenzimmer von mehr als menschlicher Schönheit auf einem hellglänzenden Throne sitzen. Sie hielt in der einen Hand eine Waage und in der andern ein flammendes Schwerdt. Millionen von Menschen aus allen

Zeit-

Zeitaltern und Nationen waren um sie herum versammlet. Sie wog erst die Tugenden und Laster der Versammleten genau ab. Sie wog sodann mit eben der Richtigkeit die Leiden der Unglücklichen, die sie ehemals ausgestanden hatten. Sie gab diesen letztern viel oder weniger Belohnung, nachdem sie sehr oder weniger tugendhaft gewesen waren, und nachdem sie viel oder wenig gelitten hatten. Ich sah mit einer unaussprechlichen Wollust, wie die Thränen dieser Elenden plötzlich vertrockneten, wie der Gram von ihren entstellten Gesichtern entfloh. Eine göttliche Freude strahlte aus ihren Mienen, und sie giengen mit einer vergnügten Zufriedenheit zu den ewigen Wohnungen hin, die ihnen bestimmt worden waren. Nur wenige von denenjenigen, die in ihrem Leben glücklich gewesen waren, empfiengen auch jetzund von der Göttin Belohnungen. Die meisten wurden zu leicht erfunden, und den schwarzen Engeln des Todes übergeben, von welchen sie gereiniget wurden. Je gröſser ehemals ihre Glückseligkeit war, je gröſser war nunmehr ihre Quaal. Einige von ihnen beschuldigten ihre Richterin einer Ungerechtigkeit. Sie erinnerten dieselbe an diese oder jene einzelne Tugend, die sie in ihrem Leben ausgeübt hatten. Die **Gerechtigkeit** antwortete ihnen, daſs die wahre Tugend in der Ausübung aller Tugenden bestehe, und daſs sie für eine einzelne gute Eigenschaft bereits durch zeitliche Glücksgüter genugsam wären belohnet worden.

Unvermuthet verſchwand die ganze Erſcheinung in dem Cryſtall. Eine Stimme erſchallete: **Gehe hin Mirzah, und lerne die Vorſehung anbethen, auch wann ſie ungerecht zu ſeyn ſcheint!** Ich erwachte wie von einem Traum, und fand daß ich unter einem dickbelaubten Lorbeerbaum nahe bey **Bagdad** lag, ungewiß ob ich geträumet oder eine wirkliche Erſcheinung geſehen hatte. Ich gieng nach meiner Wohnung, und weinte nicht mehr weder über das Glück des Böſewichts noch das Unglück der Tugend, weil ich nunmehr wußte, daß das erſtere weit weniger als ein Traum, und das andere jederzeit ein Segen der Vorſehung war.

Azem

oder

der eingebildete

Glückselige.

Azem, der glückliche Azem, welcher durch den Sieg über alle und jede Leidenschaften, die jemals ein menschliches Herz beunruhiget haben, der Schöpfer seiner eigenen Glückseligkeit geworden war, verließ an einem der schönsten Morgen des Sommers seine einsame Hütte, den Aufenthalt des Vergnügens und der Zufriedenheit. Er setzte sich ihr gegen über auf einen angenehmen Hügel, von dem er auf der einen Seite das glänzende Cairo in aller seiner Pracht, und von der andern die noch weit herrlichern Werke der Natur, die lachendsten Thäler, die sie umschattenden Wälder, und den ruhig herfließenden Nil übersehen konnte. Seine ganze Seele war Gefühl und Entzückung, alle einzelne Schönheiten der Natur, die er vor sich ausgebreitet liegen sah, zu empfinden, sich in ihnen zu verliehren und in ihnen die wahre Glückseligkeit des Lebens zu schmecken. Alles was er sah, was er athmete war Freude. Er sah entzückt, wie die Sonne mit allen ihrem majestätischen Schmuck von den übergüldeten Bergen in die Thäler hinabstieg, und den schlummernden Menschen zu seinen Verrichtungen oder vielmehr zu seinen Thorheiten wieder zurück rufte. Dankbarer als er begrüßte der Gesang des Vogels sie und ihren Schöpfer, bey dem ersten Strahl, den sie auf die Erde herabschoß, und jeder gefühlvolle Thon schlüpfte tief in das Herz des horchenden Azem hinab. Die

ganze

ganze Flur trank den auf sie thauenden Segen, und jede Blume erhob noch einmal ihr Haupt, ihren Duft bis zu dem fröhlichen Azem auszubreiten. Ruhig und zufrieden wie seine Heerde, trieb sie der muntere Hirte durch die fetten Wiesen hindurch, und auf seinem Stabe gelehnet übersah er die Annehmlichkeiten des Morgens, welche der träge Bewohner der Stadt niemals zu empfinden würdig war.

Was für unaussprechliche Scenen waren dieß alles für den fühlenden Azem! „Azem, dachte „er bey sich selbst, nenne mir einen glücklichern „als dich. Schon sind es drey Jahr, da du in „dieser anmuthigen Einöde, fern von allen Sterblichen und von ihren Thorheiten, gelernet hast, „daß der Mensch glücklich, daß er es durch sich „selbst seyn kann. Noch als Jüngling wareſt du „weise genug, dieses armselige Cairo zu fliehen, wo sich das Elend in goldenen Palläſten „verbirgt, und der Mangel mitten im Ueberfluß „zu gedeihen hat. Hieher hat dich die Weisheit „geführet dich zu lehren, daß der Mensch zu seiner Glückseligkeit nichts weiter als sich selbst nöthig hat. Frey von allen den Leidenschaften, „welche den menschlichen Herzen Fesseln anlegen, „bist du es, der ihnen gebieten kann. Zufrieden „mit dem was du besitzest, ist selbst deine Armuth „für dich Ueberfluß. Laß die Thoren dich verachten, sie sind unwerth zu fühlen was du fühlst. „Jeder Tag verläßt dich glücklicher als der vorhergehende, und sie jede gegenwärtige Minute „elender als die vergangene. Unter der Zeit da „ihr unruhiges Herz von den abwechselnden Stür-

„men

„men ihrer Leidenschaften, der Liebe, der Ehre,
„des Neides, der Unzufriedenheit, und wer kann
„sie alle nennen, diese Peiniger des unglücklichen
„Sterblichen? umhergetrieben wird, bleibt das
„deinige bey der unentwenhten Betrachtung über
„alle die flüchtigen Vergnügungen des Menschen,
„die ihn ermüden, aber nie sättigen können, immer
„sich selbst gleich, immer ruhig, und, da es keinen
„Unterschied unter Glück und Unglück kennt, nie-
„mals durch das erstere stolz gemacht, niemals
„durch das andre gedemüthiget.„

„Siehst du dort jenen mit seinen übergüldeten
„Statuen prangenden Pallast? Hier schläft der
„unglückliche Bassa Ibrahim auf den köstlich-
„sten Tapeten weit schlimmer als du auf dem frie-
„schen Mooße geschlummert hast, worauf diese
„Nacht ein nährender Schlaf dich erquickte. Kaum
„sind es vielleicht einige Minuten, seitdem er nicht
„mehr von dem Schrecken der Nacht und einer
„unsichern Ehre, den vergeblichen Entwürfen ei-
„ner noch höhern Größe oder den Quaalen des
„Neides und der Rachbegierde bestürmt, einge-
„schlummert ist. Solltest du ihn beneiden können,
Azem? O du verdientest Ibrahim zu seyn,
„wenn du es könntest!„

„Jene armselige Hütte in dem schlechtesten
„Theile der Stadt, wo eine dunkle Lampe immer
„noch fortbrennt, lehrt dich das traurige Schicksal
„des Wunders von Africa, des göttlichen Ali
„Habems. Er, den Aegypten anbethet und
„verhungern läßt, hat wieder thöricht genug eine
„von seinen Nächten verlohren, einem Schatten

„nach

„nachzueilen der ihn weiter kein Vergnügen empfin-
„den lassen wird, wenn er ihn eingeholet hat. Glück-
„seliger **Azem**, der du den Ruhm, den er mit so un-
„vergoltnem Eyfer sucht, in dem Glück, der ganzen
„Welt unbekannt zu seyn zu finden gewußt hast, nie
„hat die Wolke einer eingebildeten Ehre dein helles
„Auge umnebeln können. Stirb! Glücklicher, stirb
„ohne den Ruhm von einer gegenwärtigen und zu-
„künftigen Welt gepriesen zu werden. Stirb aber auch
„ohne von beyden getadelt und vergessen zu werden. „

„In jener Sommerlaube dort war es, **Azem**,
„wo dein Herz seinen herrlichsten Triumph, den
„Triumph über die Liebe selbst gehalten hat. Hier
„war es, wo die schöne **Selima**, ihren Stolz, ihre
„Geburt, und alle ihre Anbether vergeblich ver-
„aaß, in dem Deinigen ein Herz zu erobern, wel-
„ches allein ihr und der Liebe zu trotzen fähig
„war. Frohlocke! Sey stolz auf dich, **Azem**!
„Hier hast du deinen gefährlichsten Feind, hier
„hast du dich selbst überwunden. In den Armen
„der **Selima** würden dich jetzund alles dasjenige,
„was die Menschen Hoheit, was sie Zärtlichkeit
„nennen, beglücken, wenn du es verlangt hättest.
„Aber du würdest alsdann diese wahren Freuden,
„welche der Weise in sich und in der Natur al-
„lein findet, entbehret haben. Dein Glück würde
„dem Glück der übrigen Menschen gleich, und
„du also wie sie elend gewesen seyn. Nein! um
„wie viel schöner und wie viel schätzbarer für dich
„sind die Reizungen dieser blühenden Einöde, als
„die Reizungen der **Selima**! Hier wo die Na-
„tur dir alle ihre Freuden, dir zu dienen, anbie-

„thet,

„thet, hier wo dein Herz nichts weiter wünſcht,
„als was es ſoll, hier wohnet die Freyheit, die
„wahre Ehre, ja die Liebe ſelbſt. Hier ſoll deine
„Aſche ruhen, und die Aufſchrift deines Grabes:
„Hier liegt Azem, der über ſein Herz zu
„gebiethen wußte, lehre den irrenden Wanderer
„den einzigen Weg zur Glückſeligkeit.„

Stolzer als ein Monarch von ſeinem Thron ſtieg Azem von dem blühenden Hügel herab, überrechnete noch einmal flüchtig ſeine Größe und ſeine Glückſeligkeit, und mit einem philoſophiſchen Blick triumphirte er über die ganze Welt. Er war kaum einige Schritte in einem Wäldgen, das ihn zu ſeiner Hütte führte, fortgegangen, als er ein Frauenzimmer mit einem Araber ringen ſah. Mehr hatte die Tugend und die Herzhaftigkeit des Azem nicht nöthig zu einer großmüthigen Handlung aufgemuntert zu werden. Das Frauenzimmer ſank in eben dem Augenblick kraftloß zur Erde, da ihr Erretter ihr zur Hülfe eilte. Die Frechheit zittert jederzeit für der wahren Herzhaftigkeit. Der Araber verließ ſeinen Raub und verbarg ſich in das Gehölze.

Azem wollte die ohnmächtige Schöne wieder zu ſich bringen, als er auf einmal zurück fuhr. Er ſtand ohne Bewegung, blaß und ſprachloß. Sein Herz bebte. Schon war er im Begriff ſich voll Ungeſtüm auf ſie zu werfen. Er erröthete und wich wieder zurück. Selima! ſeufzte er; dieß war es alles, was er ſagen konnte. Die Menſchenliebe brachte ihn wieder aus ſeiner Verwirrung zurück. Sie gab ihm Verweiſe, daß er Selima, denn

ſie war es ſelbſt ohne Hülfe ließ. Er ſchöpfte mit der Eilfertigkeit eines Liebhabers Waſſer aus dem nahen Bach. Er beſprengte ſie. In der Angſt da er ſie nicht wieder zu ſich kommen ſah, näherten ſich unwiſſend ſeine Lippen den ihrigen. Noch ward er zeitig genug die Gefahr inne und Selima ſchlug die Augen auf.

Ein einziger Blick von ihr ſetzte ſeine ganze Seele in Unordnung. Wie? ſeufzte ſie Azem! der Barbar! und jetzt der Erretter der Selima. Sie ſank noch einmal vor Mattigkeit in den Arm ihres Geliebten. Auf ihn gelehnt oder vielmehr von ihm getragen, erreichte ſie die nahe Hütte deſſelben. Beyde erreichten ſie in einem vielbedeutenden Stillſchweigen. Ununterbrochen hiengen die Blicke der Selima an den Azem und wild und melancholiſch waren die Blicke des Azem feſt auf der Erden angeheftet. Die matte Selima fiel auf das Lager des Azem und entſchlief. Ihr Schlummer erlaubte dem beſtürmten Philoſophen auf einige Minuten ruhig Athem zu ſchöpfen.

Er ſetzte ſich unruhig vor ſeiner Hütte unter eine traurige Cypreſſe. Eine feindſelige Eule weiſſagte ihm ſein zukünftiges Schickſal. „Azem, „was ſeufzeſt du? fragte er ſich ſelbſt. Was klopft „dein Herz heftiger? Was wollen dieſe Zähren „dieſe Kinder eines unausſprechlichen Gefühls? „Dieſe Hitze von der du glüheſt? Zittre! Unglücklicher! Du liebſt. Sey ein Held, Azem! „Erinnere dich an alle die Lorbern. Sollen ſie „der Raub einer einzigen Minute ſeyn? Fliehe „die Natter! Fliehe ſelbſt dieſe für dich nicht mehr

„glück-

„glückliche Einöde, ehe ſie von ihrem giftigen „Hauch verunreiniget wird. Doch Azem ver„giß nicht, daß du ein Menſch biſt. Selima wird „hier ohne Hülfe umkommen, und du wirſt es ſeyn, „der ihr Mörder geworden iſt. Sey der Men„ſchenfreund, ohne der Liebhaber zu ſeyn. Trotze „der Liebe ſelbſt in ihren mächtigſten Augenbli„cken. Was iſt die Weisheit ohne die Prüfungen? „Ein ohnmächtiges Weib! ſollte ſie ſiegreicher „ſeyn als die Weisheit des Azem?„

Das traurige Geſicht des Azem heiterte ſich bey der Erinnerung an den Philoſophen wieder auf. Er ſeufzte nicht mehr. Eben dieſe gleichgültige Miene mit der er bisher auf die niedrige Welt herabgeſehen hatte, war noch einmal ſein. Ohne Zittern und mit einem über alle Reizungen der Selima triumphirenden Blick kehrte er nach ſeiner Hütte zurück. Das Auge der erwachten Schönen begegnete ihm. Es war voll Liebe, voll einer beleidigten aber immer noch zärtlichen Liebe. Zwey Blicke warf es auf ihn und der arme Azem war eben der unruhige, der ſeufzende Liebhaber, der er vor wenig Minuten geweſen war. Er ſuchte Worte die Selima anzureden, und er ſuchte ſie vergeblich.

„Komm näher Barbar, rief ſie, und freue dich „über die Grauſamkeiten mit der du die Tochter „des Ibrahim ſchon ſeit zwey Jahren gequält „haſt. Ach! Azem, warum ſchmeichelte ſich „mein Herz, daß ihm das Deinige an Gefühl gleich „ſey? Verdiente nicht ſchon dieſer Kaltſinn, mit „der du die letzte meiner Umarmungen geflohen „biſt meine Rache? Und noch immer iſt Selima

„zärtlich, zärtlich bis zu ihrer Erniedrigung?
„Drey Jahr hatte sie unter der Aufsicht eines stren-
„gen Vaters nichts weiter thun können als seuf-
„zen. Nur erst in der vergangenen Nacht
„hat ihr eine unvergoltne Liebe List und Kräf-
„te genug eingeflößt, eine armselige Einöde, die
„dir Stolz und Eigensinn zum Aufenthalt ange-
„wiesen haben, aufzusuchen. Abgemattet von den
„Schrecken der Nacht, fast bezwungen von der
„Gefahr einem unverschämten Räuber zur Beute
„zu werden, ließ sie der Himmel von eben dem Un-
„dankbaren, den er sie zu lieben bestimmte, ver-
„geblich errettet werden. Ach! Azem! warum
„errettetest du mich? Mich durch deine Gleichgül-
„tigkeit zu tödten?„

Eine Thräne floß auf ihren schönen Busen herab, den die Zerstreuung der Selima den verstohlnen Blicken des Azem nicht verbarg. Er fühlte die ganze Gewalt dieser Thräne. Schon klagte er sich selbst als strafbar gegen Selima an. Schon war er im Begriff zu fallen, als ihn die Weisheit noch einmal unterstützte. Er fieng an, über die Leidenschaft seiner Geliebten zu philosophiren. Selima blickte ihn an. Er ward unberedt. Er stockte. Von ihr umarmt, sank er an ihre Brust, zitterte, und küßte sie, küßte sie noch einmal, ohne zu zittern. Eine glühende Schaam überzog sein Gesicht. Er verbarg sie in dem Busen der Selima und er schämte sich nicht mehr. Endlich rächte sich die Liebe für alle die Verachtung, womit der Stolz des Azem ihrer getrotzet hatte. Azem war nichts mehr als andre Menschen. Er seufzte, liebte, und war thöricht wie sie.

Se-

Selima verlangte nichts weiter als den Besitz des Azems. An seiner Seite schien ihr seine Einöde prächtiger als Cairo. Sie vergaß alles bey ihm außer die Liebe nicht. Azem lernte in ihrem Arm die Schwäche seiner bisherigen Weisheit einsehen. Weit glücklicher als zuvor, gieng er durch die Fluren, durch die ihn Selima begleitete, fand neue Freuden, die er einsam und allein niemals auf ihnen gefunden hatte, und harmonischer rauschte ihm der Bach, wenn seine Geliebte neben ihm auf den erfrischenden Rasen schlummerte. „Nein! „Azem sprach er, du hast dich geirret. Die „wahre Glückseligkeit des Menschen besteht nicht „in der Unterdrückung der Leidenschaften. Sie „besteht in dem weisen Gemüß derselben. War„um wurden unsere Herzen zur Liebe, zur Freund„schaft, selbst zur Ehre und den Besitz der Güther „des Lebens fühlbar geschaffen? Uns zu beglü„cken, wenn es eine gütige Macht war, die uns „schuf. Und welche böse Macht hätte uns her„vorbringen können? Aber nur der Weise allein „ist fähig das zu genüßen, was man Glück nen„net. Er genüßt es ohne Stolz und entbehrt es „ohne Murren. Liebe die Selima. Sey glück„lich durch ihre Liebe. Allein sey es noch eben „so sehr, wenn du sie nicht mehr besitzen wirst. „

So fest gründete der weise Azem das Gebäu seiner Glückseligkeit. Er beschloß diese Glückseligkeit in Zukunft gleich andern Menschen, in den Vergnügungen zu suchen, die ihm das menschliche Leben anbiethen würde, und er schmeichelte sich, sie auch noch dann in seinem eignen Herzen zu

finden, wenn er alle dieſe Vergnügungen entbehren müßte. Bewogen von den Schmeicheleyen der **Selima**, verließ er ſeine Einöde, wo ſeine weniger philoſophiſche Geliebte auch weniger Freunden als er gefunden hatte. Der Ruhm, gegen alle Vortheile des Lebens unempfindlich zu ſeyn, den ſich **Azem** durch ſeine Abſonderung bey den Bewohnern von **Cairo** erworben hatte, war ein viel zu koſtbares Guth für unſern **Timon**, als daß er ihn ungern und ohne Seufzer hätte verlieren ſollen. Aber **Selima** wollte es und **Azem** gehorchte.

Sie begaben ſich in ein benachbartes Land, wo ſie für den Nachforſchungen des Vaters der **Selima** ſicher waren. Hier lebte **Azem** als der Philoſoph und der Liebhaber der **Selima**. Das Glück erſchöpfte hier alle ſeine Schätze gegen ihn. Das Land wo Azem hingeflohen war, hatte vor vielen andern Ländern den Vorzug, daß daſelbſt bloß die Verdienſte ein Recht, um ein Amt anzuhalten, mittheilten. Die Seinigen erwarben ihm bald, ob er gleich ein Fremder war, eine anſehnliche Ehrenſtelle. **Azem** war zu groß, als daß ſeine Seele allzuſtark durch dieſes Geſchenk des Glücks hätte ſollen gerührt werden. Die Freundſchaft des **Agib** eines Türken von liebenswürdigen Eigenſchaften, die ihm der Zufall verſchafte, war ihm viel ſchätzbarer. Ein Freund war das einzige, das ihm noch gemangelt hatte. Wie glücklich war **Azem**! Er beſaß eine zärtliche Geliebte, einen treuen Freund, eine anſehnliche Ehrenſtelle, ſo viel Reichthum als er nöthig hatte und über dieß alles ein Herz, welches ohne all

die

dieſe Güter zufrieden zu ſeyn wußte. Der weiſe Azem vergaß mitten unter den Schmeicheleyen, womit ihn das Glück überhäufte, im geringſten nicht, wie unſicher ſie wären. Wie oft ſagte er ſich nicht ſelbſt: „Sey nicht ſtolz auf den Beſitz aller „dieſer Vortheile! Ein einziger Tag iſt zureichend, „dir ſie zu rauben. Armſeliger, was würdeſt du „ſeyn, wenn du durch ſie allein glücklich wäreſt? „Verſetze dich in die ſchrecklichſten Tage, die dir „erſcheinen könnten. Der Weiſe macht ſich mit „dem härteſten Unglück das ihm begegnen kann, „bekannt, eh es ihm wirklich begegnet. Der Narr „flieht den kleinſten Gedanken an daſſelbe, ſo lange „bis es ihn wirklich ereilt. Bilde dir ein, Selima wäre dir geraubt, Agib wäre fern von dir, „deine Würden, deine Schätze wären die Beute „derjenigen unbeſtändigen Göttinn geworden, deren Geſchenk ſie ſind? Womit würdeſt du dich „ohne dieß alles tröſten können? Bloß durch ein „Herz das ſie zu verlieren gelernt hat. Weisheit „Azem kennt keine Veränderung und durch ſie ſind „der Monarch und der Bettler einander gleich.„

Ein ganzes Jahr floß dem Azem in einer unerſchütterten Glückſeligkeit dahin. Die Erfüllung ſeiner Pflicht, Selima und Agib ließen ihm keinen Tag, ohne eine Freude vorbey ſtreichen. Der Morgen verſchwand ihm unter den rühmlichen Bemühungen ſeine Nebenmenſchen glücklich zu machen, und der Abend fand ihn in den Vertraulichkeiten der Freundſchaft und Liebe. Alle ſeine Tage waren ſich an Heiterkeit gleich. Niemals ſah man Azem verdrüßlich. Einem unange-

nehmen Zufall, wenn ihm ja bisweilen einer begegnete sah er mit eben der gelassenen Miene entgegen, mit der er die größte Freude sich ihm nähern sah. Sein Glück und die Gleichgültigkeit mit der er es genoß, waren der tägliche Gegenstand der Gespräche in der Stadt. Der Neid raste, und Azem ward durch ihn nichts elender. Er ersann Verläumdungen und er ersann sie vergeblich, weil Azem über sie lachte.

Nur eine einzige Wolke hätte fast eine unvermuthete Nacht über die heitre Stirne des Philosophen ausgebreitet. Sein Freund ward auf einmal traurig. Er floh in die Einsamkeit und Azem störte ihn niemals in derselben, ohne den Verdruß des Agib zu verdoppeln. Azem fragte ihn vergeblich um seine Schmerzen. Er verbarg sie jederzeit für ihn unter einer erzwungnen Munterkeit. Das Herz des Azem litt zugleich mit bey den Leiden seines Freundes. Aber es war immer noch das Herz des Philosophen. Agib nahm nach einiger Zeit auf einmal seine vorige Offenherzigkeit und fröliche Miene gegen seinen Freund wieder an. Azem begnügte sich über die Veränderung des Agib zu frohlocken, ohne daß sich seine Neubegierde mit der Erforschung derjenigen Ursache quälte, welche diese geschwinde Veränderung gewirkt hatte. Einige geringe Vorwürfe, die er dem Agib wegen seiner Zurückhaltung machte, waren seine ganze Rache. Die Beredsamkeit des Agib zerstreuete gar bald allen Verdacht, den Azem gegen seine Aufrichtigkeit hätte unterhalten können.

Kaum

Kaum genoß Azem die ehemaligen Freuden der Freundschaft, als ihn die Liebe ihre ersten Schmerzen empfinden ließ. Das Auge der Selima ward nach eben dem Grad kaltsinniger gegen ihn, nach welchem Azub seine Freundschaft verdoppelte. Azem liebte zu zärtlich, als daß er nicht in den Küssen und in den Umarmungen der Selima ihr erstes Feuer hätte vermissen sollen. Sein Herz zitterte, trotz aller seiner Standhaftigkeit. Azem erröthete über seine Schwachheit und in dem Augenblick beschloß er von seinem Schicksal gewiß zu seyn. Selima selbst sollte ihm diese Gewißheit geben. Er schüttete mit aller Zärtlichkeit eines Liebhabers die Klagen über ihren Kaltsinn in ihren Schooß aus. Die Thränen und die verdoppelte Liebe der Selima straften ihn dafür. Er bath ihr die Beleidigung ab, die er ihr zugefüget hatte, und war wieder so glücklich als zuvor, aber er war es nicht lange mehr.

Azem begab sich an einem Morgen nach Hof, wo ihn die Ehrenstelle, die er bekleidete, täglich hinrufte. Unvermuthet kündigte man ihm bey seinem Eintritt die Gefangenschaft an. Er gab ohne Erstaunung seinen Sebel von sich, und mit derjenigen ruhigen Mine, welche den redlichen und sich seiner Unschuld bewußten Mann von dem Böswicht bey einem erlittenen Unglück unterscheidet, erschien er vor seinem Prinzen. Die Ursache seines Unglücks war rühmlich für ihn. Der Prinz hatte ihm vor einiger Zeit befohlen, einen seiner Unterthanen, den unverdiente Unglücksfälle arm gemacht hatten, und der einige wenige Abgaben

schuldig geblieben war, als einen Sklaven zu verkaufen. **Azem**, der edler als sein Herr war, ließ diesen Unglücklichen entfliehen, nachdem er ihm zuvor seine Flucht durch ein kleines Geschenk erleichtert hatte. **Agib** allein wußte, daß **Azem** das Werkzeug zu der Errettung dieses Elenden von den Banden der Sklaverey gewesen war. Die Menschenliebe des **Azem** empfieng hier keine bessere Belohnung als sie jederzeit in der Welt erhalten hat. Nachdem man ihn einige Zeit in dem Gefängniß hatte schmachten lassen, so hielt man den Verlust seiner Ehrenstelle und seiner Güter, nebst dem schärfsten Befehl sich aus der Stadt zu entfernen noch für ein sehr erträgliches Urtheil für den Ungehorsam des **Azem** gegen die Grausamkeit seines Königes. **Azem** verließ seinen Kerker mit eben der Gleichgültigkeit, mit der er ihn betreten hatte. Man kündigte ihm den Verlust seiner Ehrenstelle und seines Vermögens an. „So darf ich nicht weiter fürchten, daß ich sie verliehren werde„ war seine Antwort.

Er war eben im Begriff sich nach Hause zu verfügen und in den Armen des **Agib** und der **Selima** über sein Unglück zu triumphiren, als ihn ein ehrwürdiger Greiß, dem er ehemals einige Gefälligkeiten erwiesen hatte, aufhielt. Unter einer ganzen neugierigen Menge die sich um den **Azem** versammlet hatte, war er der einzige der ihn bedauerte. „Ich habe dir ein Geheimniß zu entdecken, „ sagte ihm der Greiß heimlich ins Ohr. **Azem** folgte ihm aufmerksam in die Wohnung desselben. Du weißt dein Unglück noch nicht,

ganz, redete ihn der Greiß an. „Sieh! der ganze Dank den ich der für deine ehemaligen Gefälligkeiten geben kann, iſt dieß, daß ich dich aus den Armen eines falſchen Freundes herausreiße. Agib, eben der Freund der ſich von deinem Tiſche nährete, für den dein Herz jeden Tag auf eine neue Glückſeligkeit ſann, iſt der Urheber deines Unglücks. Er hat dem Prinzen dein Mitleiden gegen einen Elenden verrathen, ohnfehlbar ſich durch ſeine Verrätherey eine Gnade zu erkaufen. Dieſe Entdeckung war für **Azem** zu wichtig, als daß ſie nicht ſeine Gelaſſenheit hätte unterbrechen ſollen. Dem ohngeachtet vertheidigte er ſeinen Freund mit einem gewiſſen Unwillen gegen den Greiß. Er eilte nach Hauſe in den Entzückungen des **Agib** über **Azems** Befreyung ſeinen Freund am beſten gerechtfertiget zu ſehen. Einige Zweifel beunruhigten ihn noch. Der Philoſoph hatte ſich noch nicht ſo ſehr von dem Menſchen trennen können, daß ihm nicht eine jede üble Nachrede von ſeinem Nächſten einige Spuhren des Argwohns in ihm hätte zurück laſſen ſollen. „**Agib** iſt ein Menſch, ſagte „er ſich ſelbſt. Braucht es mehr Grund zu zweifeln, „daß er untreu ſeyn könnte. Die ganze Zeit der Gefangenſchaft ſcheint er ſich nicht um **Azem** bekümmert zu haben. Aber wie? wenn er wirklich falſch „wäre? Was würde **Azem** weiter dabey verlieren, „als daß er durch ſeine Menſchenliebe betrogen, einem Unwürdigen ſein Herz geſchenkt hätte?„

Azem erreichte eine verborgene Thüre ſeines Hauſes. Er ſchlich ſich heimlich nach den Gemächern der **Selima**. Sein Herz ſchlug bey

jedem Schritt heftiger. „So wird dich denn Selima nach einer Abwesenheit von acht Tagen wieder sehen! Wie glücklich wirst du seyn, sie in Thränen über deine Entfernung zu finden! Welche Entzückung für dich, diese kostbaren Thränen aufzuküssen! Agib, denn vielleicht ist er noch treu, wird mit dir weinen und sich freuen, und du wirst in ihren Armen die Glückseligkeit des tugendhaften Mannes empfinden, unglücklich und von der Freundschaft und Liebe beklagt zu seyn.„

Einige Schritt vor dem Zimmer der Selima hörte er ein Geräusch in demselben. Er unterschied sehr deutlich die Stimme seiner Geliebten und seines Freundes. Man nannte seinen Namen. Ohnfehlbar beklagen sie dich! sprach er. Voll von einer unruhigen Freude sie in ihren freundschaftlichen Thränen zu überfallen, öffnete er auf einmal die Thüre. Er sah Selima, er sah Agib, ungewiß, ob er sie wirklich gesehen habe, und unbeweglich vor Erstaunung, war er unfähig eine einzige Sylbe auszusprechen. Was für ein unerwarteter Auftritt. Selima und Agib die niederträchtigsten Beleidiger der Freundschaft und Liebe. Die Verbrecher flohen, begleitet von der Furcht und der Schande, ehe die Verwirrung des betrognen Azem ihre Flucht verhindern konnte. Endlich kam er von seiner Erstaunung zurück, klagen zu können. Vergeblich sammelte der Philosoph, seine letzten Kräfte, der Mensch war stärker als wie er. Sein Herz unterdrückte durch die Stimme seiner Seufzer die Vorstellungen der Vernunft. Azem wollte sich rächen. Der Schuß,

welchen

welchen **Selima** und **Agib** in der Gnade eines ungerechten Prinzen fanden, machte ihm die Rache unmöglich. Er hatte noch den Schmerz, in folgendem Zettel der Selima ihre Verachtung ausgedrückt zu lesen „**Azem** Selima rächet sich. Empfinde nunmehr, wie sie ehemals, den Schmerz, zu lieben und nicht wieder geliebt zu werden. **Azem** war noch nicht genug gekränkt. Der treulose **Agib** erhielt die Ehrenstelle des **Azem**, den Lohn seiner Verleumdung. Der menschliche Stolz rächte sich nunmehr doppelt an den erniedrigten **Azem**. Er, der sich so lange das Lob von der Hoheit der Seele unsers Philosophen, von seiner Gleichgültigkeit gegen das Glück hatte müssen aufdringen lassen, triumphirte um desto mehr über ihn, da er ihn wie andere Menschen seufzen hörte.

Azem floh endlich wieder in seine Einöde, aber er entfloh seinen Schmerzen nicht. Sie begleiteten ihn auf die blühendsten Haiden und die schönsten Gefilde waren erstorben um ihn. Die Nachtigall sang ihm eine abmattende Melancholie zu, und seine Träume zeigten ihm **Selima** in den Armen des **Agib**. Noch einmal wagte er es den Namen des Weltweisen in dem Auge des Pöbels zu erhalten, ob gleich sein Schmerz ihm nicht es wirklich zu seyn erlaubte. Der elende Ruhm, das zu scheinen was er nicht wäre, sollte ihm, wie vielen andern Menschen, einen Theil seiner alten Ruhe wieder geben. Er verschloß seinen Gram in sein Herz. Nur die Einsamkeit war die Vertraute seiner Klagen. Für die Welt nahm er seine erste Verachtung gegen dasjenige was man Freude,

was man Schmerz nennt wieder an. Es gelang ihm übel. Die Welt sah durch seine Verstellung hindurch. Sie sah das Herz des Azem bluten, wenn sein Mund über die Leidenschaften der Menschen lächelte. Er erhielt ihren Spott anstatt daß er ihre Bewunderung gesucht hatte. Von den Menschen verlacht, verlohr er also auch noch den lächerlichen Ruhm unempfindlich zu scheinen. Elend saß er nunmehr auf eben dem Hügel auf dem er zuvor seine Glückseligkeiten so stolz überzählt hatte, und lernte, daß der Mensch nicht länger durch die Herrschaft über sein Herz glücklich sey, als bis dieß Herz auf seiner empfindlichen Seite angegriffen wird. Wie klein war jetzund der Philosoph in seinem Auge, der andere tröstet, ohne sich selbst trösten zu können, und der über sein Unglück nur alsdann triumphirt, wenn es noch fern ist. „Der „Thor und der Weise rief er, sind beyde abgeschmackt. Der erste ist es durch die Sättigung „seiner Leidenschaften. Der andre, durch den „ohnmächtigen Stolz sie unterdrücken zu wollen. „Sie sind beyde durch diese Leidenschaften unglücklich, der erste oft weniger als der andre, weil „er nicht weis, daß er es ist.„ Statt der Grabschrift: **Hier liegt Azem, der über sein Herz zu gebiethen wußte**, hinterließ er folgende Worte auf sein Grabmal: **Hier liegt Azem, ein größrer Narr als andere Menschen, weil er weiser, weil er glücklicher als sie seyn wollte.**

Beytrag

zu

der geheimen

Geſchichte

der

menſchlichen Tugenden.

Jungfer

Jungfer **Susanne** war eine arme und weitläuftige Anverwandtin des Herrn **Seufzers** eines unverheyratheten Landgeiſtlichen bey **Leipzig**. Zur Dankbarkeit für den Unterhalt den er ihr reichte, beſorgte ſie ihm ſeine kleine Bedürfniſſe. Ihre Schönheit feſſelte in ihrem ſiebzehnten Jahre das Herz eines alten Amtmanns, des Herrn **Redlich**, und gewiſſe geheime Urſachen, die uns nicht bekannt geworden ſind, bewogen den Geiſtlichen und ſeine Muhme dieſe ungleiche Verbindung zu beſchleunigen. Die Frau **Redlich** beſchenkte ihren Ehegatten, zwar nach dem Urtheil der Schmähſüchtigen, etwas frühzeitig mit einem jungen Erben, dem einen von den Helden unſrer Geſchichte. Der Amtmann ſtarb aus Aergerniß wegen eines verlohrnen Proceſſes wider einen von ſeinen Bauern, der ein artiges Landgüthgen beſaß nicht lange nach der Geburth ſeines Sohnes an einem Schlagfluß, ohne ſeiner ſchönen Wittwe, ohngeachtet ſeines ſtrengen Eifers für die Gerechtigkeit, einen andern Schatz zu hinterlaſſen, als die angenehme Hoffnung, ihre Thränen über ſeinen Verluſt ſehr geſchwind in den Armen eines andern würdigern Ehegatten abzutrocknen.

Herr **Gutherz**, ein reicher Kaufmann aus *** der in Geldsachen mit dem Herrn Seufzer bekannt worden war, hatte das Glück, in der verwittweten Frau **Redlichinn**, nach dem Zeugniß ihres Vetters, die tugendhafteste und klügste Ehegattinn zu umarmen. Ein Sohn war gleichfalls die einzige Frucht ihrer Liebe. Die Verleumdung sagte sich trotz aller Eingezogenheit, mit der die Frau **Gutherz** lebte, heimlich ins Ohr, daß er einem guten Freund des Kaufmanns, der oft bey ihm aus und eingieng, sehr ähnlich sähe. Die Freude des Herrn **Gutherz**, über die Geburth seines Sohnes, widerlegte diese Beschuldigung. Nach einem klugen Banquerout, dadurch er sein Vermögen sehr ansehnlich vergrößert hatte, starb er noch sehr jung und hinterließ dem Herrn **Seufzer** die Auferziehung seines Sohnes und des jungen **Redlichs**.

Der Verstorbene hatte dem Vormunde der beyden Jünglinge, nach dem Berichte desselben, ein Testament übergeben, welches aber nicht eher als nach zurückgelegter Minderjährigkeit seines Sohnes eröffnet werden sollte. Die Frau **Gutherz**, welche auf den Rath des Herrn Seufzers, sich nicht wieder zu verheyrathen beschloß, begab sich mit ihren Söhnen zu ihm auf das Land, und die Welt versprach sich von der weisen Auferziehung ihres Vetters, in seinen zwey Mündeln zwey tugendhafte Bürger mehr.

Herr **Seufzer** hegte aus gewissen Ursachen die der Leser noch zeitig genug erfahren wird, eine

ganz

ganz besondre Neigung gegen den jungen Redlich, da er im Gegentheil den jungen Gutherz, heimlich eben so sehr haßte. Er entdeckte bey dem erstern mit Vergnügen sehr früh, diejenigen Eigenschaften, welche nöthig waren in ihm der Welt einen andern Seufzer zu schenken. Die Natur hatte dem Jüngling denjenigen Grad der Arglist und Verstellung mitgetheilt, welche erfodert werden, einen redlichen Mann zu bilden. Schon in seinem vierdten Jahre konnte er seufzen, und in seinem sechsten trotz dem erfahrnsten Heuchler, eine aus Stolz, Demuth und Andacht wunderbar gemischte Miene annehmen. Unter der Anführung seines Vormunds ward er bald vollkommen. Er lernte sehr geschwind jeden Augenblick alle Tugenden im Munde führen und keine einzige von ihnen ausüben, als wenn es sein Eigennutz erforderte. Er erwarb sich sehr früh, entweder durch den Firniß einer falschen Tugend, oder welches uns wahrscheinlicher zu seyn scheint, durch die Aehnlichkeit, die er mit den meisten Menschen hatte, die Gewogenheit aller derer, die ihn kannten, so wie sich sein Bruder durch seine schlimmen Streiche ihren allgemeinen Haß zuzog.

Das Herz des jungen Gutherz war lange nicht so böse als das Herz seines Bruders. Die Lebhaftigkeit seines Temperaments verstärkte in ihm den natürlichen Hang des Menschen zum Laster und verleitete ihn zu einer Menge Fehltritte. Er war gewisser maßen tugendhaft, ohne daß er es selbst wußte oder es zu seyn begehrte. Seine Of-

fenherzigkeit, seine Aufrichtigkeit, Menschenliebe und Billigkeit waren lauter Eigenschaften von ihm, welche seinem Bruder mangelten und dennoch ward dieser geliebt und er gehaßt, bloß weil er die Geschicklichkeit nicht verstand, eine Menge Laster unter wenigen und noch darzu erborgten Tugenden zu verbergen. Herr Seufzer hatte seine Absichten, warum er den jungen Gutherz von Jugend auf seinen hitzigen Leidenschaften überließ, ob er gleich äußerlich vor der Welt die größte Sorgfalt für seine Auferziehung zu hegen schien. Durch diese heimliche Nachsicht gewöhnte sich der feurige Gutherz von den zartesten Jahren an zu einer unordentlichen Lebensart, und stieg also stufenweise zu der Schande hinab die Last seines Vaterlandes zu werden, da er vieleicht, wenn seine Lebhaftigkeit durch einen weisen und redlichen Mann wäre gelenkt worden, die Freude desselben geworden wäre.

Beyde Jünglinge, welche der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet waren, befanden sich nunmehr fähig ihre academischen Jahre anzutreten. Die Großmuth des jungen Gutherz unterstützte hierbey die Armuth seines Stiefbruders, indem er ihm einen gewissen Theil seiner Einkünfte abtrat. Der einigen Menschen angebohrne Stolz Wohlthaten zu erzeigen, hatte keinen geringern Antheil an dieser Großmuth als die Neigung für seinen Bruder. Die schmeichelnde Falschheit desselben belohnte den großmüthigen Gutherz mit den zärtlichsten Merkmalen der Dankbarkeit, obgleich

sein

sein Groll dadurch noch mehr wuchs, daß er einem Menschen, den er haßte, Verbindlichkeit schuldig seyn muste.

Es verdient angemerkt zu werden, daß die beyden jungen Herrn um diese Zeit ihre Mutter verlohren. Sie nahm wegen ihrer vielen Tugenden, die sie zu besitzen schien, die Bewunderung des ganzen Kirchspiels mit ins Grab. Niemand betauerte sie mehr als Herr **Seufzer** und der Spott war boshaft genug, zu sagen, daß er sie mit den Thränen eines zärtlichen Ehegattens beweine. Dieser vorsichtige Vormund wiederholte noch einmal seinem geliebten **Redlich**, ehe er ihn von sich ließ, in einer geheimen Unterredung, alle die weisen Lehren, die er ihm seit so langen Zeiten einzuprägen gesucht hatte. „Erinne dich, mein „Sohn, sprach er zu ihm, daß der Ruff eines ehr„lichen Mannes dein vornehmster Zweck in der „Welt seyn muß. Ohne diesen Ruff ist die Tu„gend selbst keine Tugend mehr, und mit ihm hört „das Laster auf Laster zu seyn: Die Welt beur„theilt uns nicht nach dem, was wir wirklich sind, „sondern was wir zu seyn scheinen. Durch eini„ge kleine zur rechten Zeit ausgeübte Tugenden und „durch eine kluge Gefälligkeit gegen die Leiden„schaften der Menschen überredet man sie leicht, „daß man ein Muster der Tugend sey und erwirbt „sich die Bequehmlichkeit, sicher nach den Wün„schen seines Herzens leben zu können. Selbst „die Pfeile der Verleumdung werden alsdann „stumpf. Unser ehrlicher Name muß uns nie-

„mals um eine Kleinigkeit feil seyn, und man „muß die Welt mit eben der Geschicklichkeit zu „betrügen wissen, mit der sie uns zu betrügen „sucht.“

Mit so herrlichen Lehren erfüllt, begab sich der junge **Redlich** mit seinem Bruder auf die Academie nach **Leipzig**. Jeder folgte daselbst seinen natürlichen Neigungen. **Redlich** versagte seinen Lastern keinen einzigen Wunsch, wenn er nur der Welt, diesem einzigen fürchterlichen Richter, den er scheute, verborgen blieb. Ein gewisser Schein der Gelehrsamkeit, den er sich ohne viele Mühe erwarb, und die strengste Beobachtung des Wohlstandes und der äußerlichen Religion gaben ihm das Recht zu den Namen eines rechtschaffenen und gelehrten Menschen. Unter dem Schutze dieses öffentlichen Ruhms begieng er heimliche Schandthaten und empfand das Vergnügen eines jeden Heuchlers, das Vergnügen, die Hochachtung der Tugend und die lasterhaften Freuden eines verderbten Herzens auf einmal zu genüßen. Er schmeichelte dem Böswicht und dem Thor, wenn es sein Eigennutz erfoderte, und nach dem Maaße dieses Eigennutzes rechnete er auch gleichfalls die Grade seiner Freundschaft ab.

Gutherz war das Gegentheil von ihm. Er überließ sich ohne Verstellung seinen Begierden. Alle seine Stunden waren unter die Buhlerinnen, den Trunk und unwürdige Freunde vertheilt. Ein närrischer Stolz verleitete ihnen noch Ruhm in dem Geständniß seiner eigenen Ausschweifungen zu suchen.

Er

Er verlohr sehr geschwind seinen guten Namen und er frohlockte, daß er ihn verlohren hatte. Die Heuchler und diejenigen die noch etwas weniger waren flohen ihn, und seine niederträchtigen Bekannten belohnten seine Offenherzigkeit gegen sie dadurch, daß sie ihn betrogen und verführten. **Redlich** wußte die Neigungen seines Bruders vortrefflich zu nutzen. So oft er es ohne Gefahr verrathen zu werden thun konnte, war er ihm zu einer Ausschweifung behülflich, und erwarb sich dafür von der Großmuth seines Bruders sehr ansehnliche Geschenke. Gleichwohl war er jederzeit der erste der die Fehler seines Bruders ausbreitete. Er seufzte gegen alle seine Bekannten über die Unordnungen desselben, und unterließ nichts, den weisen Rath seines Vormundes zu erfüllen und den jungen **Gurberz** täglich ausschweifender und verhaßter zu machen.

Herr **Gurberz** hatte bisher die Liebe nicht weiter als unter denjenigen thierischen Trieben gekannt, die er bey den niedrigen Creaturen, mit denen er täglich umgieng, bemerkte. Er lernte sie näher kennen, als er einer gewissen Jungfer **Herbst** einige Zimmer abmiethete. Jungfer **Herbst**, hatte zwar bereits seit dem für die Frauenzimmer gefährlichsten Zeitpunct mehr als zwanzig Frühlinge verblühen sehen. Allein sie hatte ein Aufwartmädchen, welchem die Natur eben so viele Schönheiten mitgetheilt, als ihrer Herrschaft versagt hatte. Ihre Tugenden waren ihrer Schönheit gleich. Sie kam nie von der Seite ihrer Jung-

ſer. Täglich bethete und ſchalt ſie mit ihr auf die Liebe und auf die Boßheit der jetzigen hauptſächlich aber der weiblichen Welt. Wir unterlaſſen ein genaueres Gemählde dieſer andern **Pamela**, weil wir den Pinſel eines vortreflichen **Richardſons** zu der Schilderung eines ſo bezaubernden Undings würden nöthig haben. Herr **Gutherz** der nicht viel beſcheidner war als Herr **B.** und von der Tugend eines **Leipziger** Aufwartmädchens nicht viel vortheilhaftere Begriffe hatte, als jener von der Keuſchheit eines engliſchen Cammermädchens, erklärte ſehr geſchwind ſeine heftige Neigung gegen **Hannchen**, durch ſehr deutliche Freyheiten, die er ſich bey ihr erlaubte. Der wüthende Zorn, die Drohungen und die Stärke der beleidigten **Hannchen**, mit der ſie ſich von ihm loß riß, ſetzten ihn in Erſtaunung. Sie waren mit allzuwenigen Merkmalen einer Verſtellung verknüpft, als daß Herr **Gutherz** ſich hätte verſprechen ſollen auf dieſe Art in ſeinem Entwurf glücklich zu ſeyn. Er glaubte, vermöge ſeiner Känntniß, die er ſich von dem Character der **Leipziger** Frauenzimmer zu haben rühmte, ſehr leicht den Fehler zu erkennen den er begangen hätte. Er verwandelte ſich wie **Jupiter** in einen göldnen Regen, oder mit vernünftigen Menſchen zu reden, er ſchüttete **Hannchen** bey der erſten Gelegenheit, da es ſich ſchickte, eine ziemliche Anzahl Ducaten in die Schürze. Aber faſt ward er für Verwunderung zum Stein, als er ſeine Ducaten mit Verachtung auf die Erde geſchüttet,

tet, und ſich von dem trotzigen Mädchen mit einem ſpöttiſchen Gelachter verlaſſen ſah. Alle ſeine nachfolgenden Geſchenke hatten kein beſſres Schickſal, als daß ſie zurück gegeben wurden.

Herr **Gurberz** wurde durch **Hannchens** Härte nur deſto verliebter. Er fieng an zu empfinden, daß ſeine Neigung für dieſes Mädchen von einer ganz andern Art wäre als was er bisher für ein andres Frauenzimmer gefühlet hatte. Ihre Tugend zwang ihm Ehrerbiethung ab. Er empfand mit einem gewiſſen Widerwillen, daß er ihrer nicht würdig wäre. Der junge Menſch war noch nicht ſo ſehr verderbt, daß er das Labyrinth nicht hätte entdecken ſollen, in welchem er ſich verirret hatte. Er ſeufzte ſo gar bisweilen über die Kette, die er trug, aber er war zu ſchwach ſie zu zerbrechen. Er that in einer oder der andern vernünftigen Stunde dem Himmel hundert Gelübden, und er verſchob die Erfüllung derſelben jederzeit bis auf den morgenden Tag, und dieſer morgende Tag kam niemals. Unterdeſſen hatte die Leydenſchaft gegen **Hannchen** alle ſeine übrigen Leydenſchaften verdrungen. Er entſagte allen ſeinen gewöhnlichen Vergnügungen, um das Herz dieſes Mädchens mit verdoppelter Mühe anzugreifen. So reißt ſich gemeiniglich der Menſch nur alsdann erſt von einem Laſter loß, wenn er ſich einem andern überlaſſen will, welchem das erſtere zuwider iſt.

Der verſchlagene **Gurberz** bemerkte Stolz bey ſeiner Geliebten. Durch die zärtlichſte Ehrerbiethung wollte er ſie von dieſer Seite her an-

greifen und dadurch ihre Liebe verdienen. Er ward auf einmal der bescheidenste Liebhaber. Hannchen desto öfter zu sehn und zu sprechen, errichtete er eine genauere Bekanntschaft mit der Jungfer Herbst. Obgleich die Jungfer Herbst nicht mehr fertig etwas ohne Brille sehen konnte, so war sie doch noch scharfsichtig genug, die gute Gesichtsbildung des Herrn Gutherz zu erkennen. Sie war so einsichtsvoll, daß sie aus dem ganzen Bezeigen des Herrn Gutherz schloß, daß er verliebt sey. Nur wider alles Vermuthen eines jeden Lesers außer einer alten Jungfer nicht, schloß sie, daß er in sie verliebt sey. Eine wichtige Staatsveränderung eräugnete sich in dem Reiche ihres Verstandes. Sie verjüngte sich gegen Hannchen sogleich um vier Jahr, und war 30 alt, da sie sonst nach ihrem eigenen etwas unrichtigen Zeugniß 34 alt gewesen war. Sie eilte mit Zittern nach ihrem Spiegel, dem sie seit vielen Jahren keinen einzigen freundlichen Blick zugeworfen hatte. Mit Seufzen übersah sie die Ruinen ihrer Schönheit, zählte alle ihre Runzeln und so oft sie es wiederholte, zählte sie einige derselben weniger. Alle Erzählungen, die sich schon etwas lange zugetragen hatten, fieng sie in der Gegenwart des Herrn Gutherz mit den nachdrücklichen Worten an: Als ich noch ein Kind war, und Hannchen mußte alle Tage für genugsamen Puder sorgen, einige verwünschte graue Haare zu verbergen. Keine Annehmlichkeit des Herrn Gutherz entfloh der aufmerksamenen Herbst. So

gar seine verliebten Arien die er Hannchen zur Ehre, mit einem fürchterlichen Baß herbrüllte, klangen so bezaubernd als die Stimme einer Fanstue in das Zimmer und das Herz der herbstenden Herbst hinab.

Der glückliche Liebhaber entdeckte ohne viele Mühe die unverhoffte Eroberung die er gemacht hatte. Er schmeichelte ihr desto mehr, weil er ihre Gewogenheit als ein Mittel zu seinen Absichten auf Hannchen ansah, und dadurch machte er sie desto verliebter. Unterdessen da der Geiz und die Heucheley, zwey Laster, welche Gutherz am meisten haßte, ohnfehlbar, weil sie ihm beyde mangelten, ihre herrschenden Leydenschaften waren, so ward ihr Bild durch ihre Liebe nur desto häßlicher in den Augen ihres Liebhabers. Mit so viel Spott er auf der einen Seite die Thorheit der Jungfer Herbst belachte, mit so viel Verdruß sah er auf der andern die unbezwingliche Tugend der Hannchen. Alle Versuche waren vergeblich. Hannchen besaß Geschmack an der schönen Gelehrsamkeit, ob er gleich nicht weiter gieng als daß sie sehr schlecht französisch sprach, und den Piccander in Abwesenheit ihrer Jungfer mit vielem Vergnügen durchzulesen pflegte. Eine neue Schlinge für Hannchens Keuschheit. Ein armer Dichter,

Der Unsterblichkeit Sohn der in Gefahr
stand zu verhungern,

sollte im Namen des freygebigen Gutherz gleich einem Orpheus das Herz dieser Tygerinn zu bän-

digen

digen ſuchen. Aber o Barbaren einer Schönen! Ungeleſen und unbewundert ſelbſt von einer Jungemagd, kamen die Meiſterſtücke des Meißniſchen Sängers in unerbrochnen Briefen zurück. Alle Erniedrigung, Seufzer, Klagen und Schwüre halfen ihm nichts weiter, als daß er ſtatt jenes Stolz, jener Verachtung, eine mit Ernſt vermiſchte Freundlichkeit und einen geheimen Wink, daß er ihrem Herzen doch nicht ganz und gar gleichgültig ſey, in ihren Augen zu leſen glaubte. Dem ohnerachtet war jederzeit die Tugend, die ewige Tugend, der Anfang und der Beſchluß von den Reden ſeiner Geliebten.

Das Unglück der Jungfer **Sittſam**, eines Frauenzimmers von einem exemplariſchen Lebenswandel, welche Mama geworden war, ohne von dem Prieſter Erlaubniß erhalten zu haben, Madam zu heißen, rufte an einem Nachmittag die Jungfer **Herbſt** zu einem geſchwinden Coffeebeſuch ab. Herr **Gutherz** verlohr dieſe koſtbaren Minuten nicht. Er klagte **Hannchen** zärtlicher als jemals ſeine Leyden. Sie ſchien gerührt. Noch mehr ſie verrieth eine Art von Trauriakeit, ja ſo gar eine gewiſſe Unentſchloſſenheit. Einige Thränen fielen aus ihrem ſchönen Auge. Herr. **Gutherz** bemerkte ſie und drang heftiger auf ihr Herz loß. Sie ſammlete bald ihre ganze Standhaftigkeit wieder und mit der Miene einer **Henriette Lyron** und Clariſſe redete ſie ihn alſo an. „Was quälen ſie vergeblich ein unglückliches Mädchen mein Herr? Dieſe Tugend, die Sie verfolgen

„folgen iſt mein einziges Gut, und ſie iſt mir „theurer als alle Koſtbarkeiten der Welt. Mein „Stand erniedriget mich zu weit, als daß ich ihre „Liebe auf eine erlaubte Art verdienen könnte, „und mein Herz hat zu viel Stolz, als daß es „dieſe Liebe auf eine andre Art zu beſitzen wün„ſchen ſollte. Es kann ihnen alſo gleich viel ſeyn, „ob mein Herz empfindlich oder unempfindlich ge„gen ſie iſt.“ Sie gieng ſodann mit einem majeſtätiſchen Stolz bey dem ehrerbiethigen Gutherz vorbey aus dem Zimmer hinaus, und hinterließ ihn in einer ſprachloſen Erſtaunung über eine Art von Geſchöpfen die er noch niemals in der weiblichen Welt angetroffen hatte. Gleichwohl war er bey ſeiner Erſtaunung froh, entdeckt zu haben, daß Hannchen nicht unempfindlich gegen ihn ſey.

Herr **Gutherz** trat den andern Morgen mit ſeiner gewöhnlichen Munterkeit in das Zimmer der Jungfer **Herbſt**, die auf einen Coffeebeſuch, wo ſie ihrer Schmähſucht den freyen Flug laſſen konnte, eine ſehr angenehme Nacht gehabt hatte. Gleich einer ausgetrockneten Heyde, die ſich bey einem unvermutheten Sonnenſtrahl im Winter vergeblich zu verjüngern ſucht, heiterte ſich das Geſicht der Jungfer **Herbſt** auf und verlohr ſo viel Runzeln als es möglich war. **Gutherz** kannte den guten Geſchmack, welchen dieſes verſtändige Frauenzimmer in der Wahl eines verſchönernden Putzes beſaß. Er legte ihr einige Proben von ſeidnen Zeugen vor, und bath ſie mit einer ſchmeichelhaften Miene ihm ihr Urtheil davon zu eröfnen.

Das

Das Herz der Jungfer Herbst hüpfte für En
ckung. Seidne Zeuge! für wen als für sie ko
te sie der galante Gutherz einkaufen wollen.
neigte sich in der Unordnung ihrer Freude, ein
mal mit eben so viel Dankbarkeit vor ihm, al
sie solche bereits empfangen hätte. Nach e
sehr scharfen Untersuchung sagte sie ihm en
mit vieler Bescheidenheit, daß sie unter allen
nen lieber tragen würde als diesen mit dem n
mohrnen Boden und den großen rothen Blu
Hannchen bestätigte auf Verlangen durch e
sittsamen Beyfall die gute Wahl ihrer Herrsc
und der schlaue Gutherz verließ das Zim
ohne sich weiter zu erklären.

Der Geiz und die Liebe der Jungfer He
zählten jegliche Minute, wenn der verliebte G
herz das Geschenk seiner Zärtlichkeit zu den
sen seiner Göttinn niederlegen würde. Bey
geringsten Laut fuhr sie auf zu sehen, ob es je
mit einem Packgen wäre. Endlich erschien
Frau, die etwas in einem weißen Tuch einge
gen trug. Jungfer Herbst stürzte sich mit
Ungedult auf die gute Frau los, daß sie di
fast zu Boden warf. Aber tückisches Glück! S
konnte sie sich durch Hülfe ihres Schwamb
gens gegen eine Ohnmacht vertheidigen, a
von der Trägerin den jetzt schrecklichen N
Hannchen aussprechen hörte. Hannchen! H
chen! rief sie mit eingebissenen Lippen und m
nem Ton, der ihre Neugierde und ihre Z
auf einmal ausdrückte. Hannchen erschien

empfieng von der Frau ein wohlverwahrtes Päckgen, das ihr nach der Aussage derselben, von ihrer Mutter zugeschickt wurde. Das Mädchen, welches wie alle Bedienten, bisweilen beshaft genug war ihre Herrschaft zu qualen, errieth aus den funkelnden Augen der Jungfer Herbst die Neugierde derselben. Sie begab sich mit dem Päckgen nach ihrer Kammer, ohne es in der Gegenwart ihrer Jungfer zu eröffnen.

Wie erstaunte nicht Hannchen als sie statt eines Päckgens von ihrer Mutter eben das Stück seidnen Zeug erblickte, welches ihre Jungfer mit so vieler Einsicht in den Anputz einer Schönen ausgesucht hatte. Es lagen nur folgende wenige Zeilen von dem Herrn Gutherz dabey:

„Schlagen sie dieß einzige Geschenk nicht aus, schö„ne Hannchen, welches sie nicht so wohl meiner Lie„be, als meiner Hochachtung, die ich ihrer Tugend „schuldig bin, zu danken haben.„ Gutherz.

Hannchen warf voll Verwunderung bald einen Blick auf den Brief, bald auf den vor ihr ausgebreiteten Zeug. Jetzund war ihre Enthaltsamkeit der härtesten Prüfung unterworfen. Jede Blume auf demselben erinnerte sie an den Sieg, den sie in einem so bezaubernden Anputz über den Stolz und den Neid ihrer Mitschwestern, und über die Herzen des männlichen Geschlechts erhalten würde. Sie konnte sich es ohnmöglich versagen, den Zeug an den Leib zu halten, und in einem zerbrochenen Spiegel, den sie der Gütigkeit der Jungfer Herbst zu danken hat-

te, besah sie sich wohl hundertmal und gefiel sich jedesmal besser. Mitten unter dem Kampf der Eitelkeit und der weiblichen Spitzfindigkeit für die Ehre brach die Jungfer Herbst, wie eine Löwin, der man ihren Raub genommen hat, in die Kammer hinein. Entweder die Neubegierde oder geheime Ahndungen der Gefahr bewogen sie ihrem Mädchen nachzuschleichen. Nur eine alte und verachtete Jungfer kann sich die Größe ihres Zorns, ihrer Rachbegierde, ja ihrer Raserey selbst einbilden, als sie den unglücklichen seidnen Zeug in den Händen ihres eignen Mädchens sah. Sie bemächtigte sich in der ersten Bestürzung der armen Hannchen, des Briefes und auf einmal las sie die für sie so empfindliche Entwickelung der Liebe des Herrn Gutherz.

Mit einer heiligen Wuth goß diese tugendhafte Jungfer Ströhme von Schimpfwörtern auf die erschrockne Hannchen herab, kein Verbrechen war so abscheulich, das ihr nicht Schuld gegeben wurde. Hannchen welche zur Vertheydigung ihrer Tugend niemals stumm war, und den Charakter ihrer Herrschaft genau kannte, ward durch so unverdiente Beleydigungen gereizt in einem gleichlautenden Ton zu antworten. Sie sprach von gewissen Scheinheiligen, von Eyfersüchtigen, von Leuten, die im vorigen Jahrhunderte Mode gewesen wären. Die erzürnte Herbst ward dadurch so außer sich gesetzt, daß sie ein stark mit Silber beschlagenes Gebethbuch, welches sie selten aus der Hand zu legen pflegte, an den Kopf ihrer Feindin

warf

warf. Der Wurf gerieth so übel, daß das arme Mädchen mit einem Loche nahe beym Schlaf zu Boden sank.

Herr **Gutherz** hatte seine Schöne heimlich in der Nähe beborchen wollen, wie sie sein Geschenk aufnehmen würde. Er eilte daher seiner Geliebten bey dieser tragischen Scene sogleich zur Hülfe, und mit sehr weniger Ehrerbiethung warf er die Jungfer **Herbst**, die mit eben den heiligen Waffen auf ihn los gieng, zu der Kammer hinaus. Sie sah die Stärke der Gegenparthey und begnügte sich damit, daß sie durch ihr Geschrey eine Menge Neugierige um sich versammlete, welchen sie mit mehr Nachdruck als Wahrheitsliebe den Herrn **Gutherz** und ihr Mädchen als die zwey abscheulichsten Creaturen abschilderte.

Die Jungfer **Herbst** war so unbarmherzig, daß sie die arme **Hannchen**, ohngeachtet ihrer Schwachheit, durchaus aus dem Hause werfen lassen wollte, damit sie, wie sie sehr andächtig erinnerte, sich nicht der Verbrechen eines so schändlichen Menschen theilhaftig machen möchte. Allein der fürchterliche **Gutherz** drohte mit einer herculischen Faust allen denenjenigen Unglück, welche die verwundete **Hannchen** ohne seine Einwilligung anrühren würden. Er ließ sie verbinden und nach der Wohnung einer Bekanntin von ihm bringen, wo er ihre Verpflegung besorgte. Er selbst änderte gleich darauf seine Zimmer, und nahm triumphirend und nicht ohne beissende Spöttereyen, von der Jungfer **Herbst** Abschied.

Die Schmähsucht war die einzige Zuflucht dieser verachteten Liebhaberin, und sie bediente sich derselben sehr nachdrücklich. Herr Seufzer erfuhr von ihr selbst die Ausschweifungen seines Mündels unter sehr ansehnlichen Vergrößerungen. Der arme Gutherz ward in allen Gesellschaften als der schlimste Böswicht abgeschildert, und die Jungfer Herbst sagte der ganzen Stadt ins Ohr, daß er ein lüderlich Mensch mit großen Kosten unterhielt, die bereits von ihm schwanger wäre. Der Pöbel bewunderte indessen den Haß, welchen die fromme Jungfer Herbst gegen das Laster bezeigte, und nur Herr Gutherz wußte die Quelle desselben. Sein Bruder erhielt durch diese dienstfertige Dame eine bequehme Gelegenheit, auf die öftern Fragen, die man wegen der Ausschweifungen seines Bruders an ihm that, mit einem bedenklichen Achselzucken, und der kaltsinnigen Versicherung, daß ihm die brüderliche Liebe niemals es zu glauben erlauben würde, zu antworten. Herr Gutherz war gegen alle diese Verleumdungen, womit sich seine Freunde und Feinde auf Kosten seiner Ehre unterhielten, sehr gleichgültig. Der Dichter oder der Romanenschreiber würde aus Schmeicheley gegen seinen Helden, diese Gleichgültigkeit ohnfehlbar Grosmuth des Weisen nennen, womit er üble Nachreden ertragen kann. Ich bin als ein bloßer Geschichtschreiber aufrichtiger. Diese Gleichgültigkeit war das Werk seines ihm so natürlichen Leichtsinns, welcher keinen andern Richter seiner Handlungen, als seinen eigenen Willen zu erkennen gewohnt war.

Hann-

Hannchen hatte indeſſen, wiewohl nach einer langen Krankheit, davon die Jungfer Herbſt ganz andere Urſachen angab als Herr Gutherz, ihre vorige Geſundheit wieder erlangt. Die Sorgfalt ihres Liebhabers war dieſe ganze Zeit über unermüdet. So lauter ſie auch zu ſeyn ſchien, ſo waren doch unreine Begierden der Quell derſelben. Hannchen ſollte deſto eher bewogen werden, ſeinen Eifer durch den Verluſt ihrer Ehre zu belohnen. Er betrog ſich. Dieß hartnäckigte Mädchen ward bey allen ihren Verbindlichkeiten ſtrenger gegen ihn. Sie beklagte ſich über ihn, daß er ſie unglücklich gemacht, daß er ihr ihren guten Namen geraubt hätte. Ihre ſchönen Augen vergoſſen beſtändig Thränen, und dieſe Thränen machten in dem Herzen ihres Liebhabers ein Gefühl rege, das er ſelten zu fühlen pflegte. Bey allen ſeinen Laſtern hatte er ein wahrhaftig menſchenfreundliches und leicht zu rührendes Herz. Allein da dieſes Herz beſtändig von einem Laſter zu dem andern forttaumelte, ſo war es den Herzen aller andern Böſewichter, ohnerachtet dieſer edlen Eigenſchaft, gleich. Jetzund erweckten es einmal die Vorwürfe der Hannchen, von ihnen gerührt, und über ſeinen eignen Character ſchamroth, ſchlich er ſich nach ſeiner Wohnung, und fühlte einige verdrüßliche Viertelſtunden lang, daß es das Laſter nicht ſey, welches die Menſchen glücklich machen kann. Seine Bewunderung gegen ihre Tugend und ſeine Liebe vereinigten ſich mit einander. Er warf ſich vor, daß er dieſem liebenswürdigen Mäd-

chen durch seine unzeitige Leidenschaft die wenigen Glückseligkeiten des Lebens geraubt habe, die ihr geringer Zustand ihr bey der Jungfer Herbst genießen ließ. Selbst ihr guter Name war durch seine Aufführung ein Opfer von der Rache der Jungfer Herbst geworden. Eine gewisse großmuthsvolle Reue bemächtigte sich seiner Seele, als er überdachte, wie unglücklich er die gemacht hatte, die er liebte. Von Großmuth und Liebe angetrieben flog er zu seiner Geliebten.

Mit welcher Erstaunung überraschte er nicht die arme Hannchen, welch mit ihrem gewöhnlichen Gram beschäfftiget war, als er mit der größten Entzückung, einen Ehevertrag und eine Verschreibung seines ganzen Vermögens auf ihren Schoos legte! Sie widersetzte sich lange Zeit seinen großmüthigen Anerbiethungen, aber sie widersetzte sich so, daß sie überwunden werden mußte. Herr Gutherz erfuhr nunmehr, daß er geliebt ward, daß der Besitz seines Herzens Hannchens ganze Glückseligkeit sey. Ein halb genommener, halb gegebener Kuß bestätigte dieses neue Bündniß. Ihre Unterredungen waren den ersten Tag zärtlich, den andern lustig, den dritten vertraulich, und den vierdten = ach den vierdten = Hannchen bath, sie drohte, sie suchte zu entfliehen, und entfloh nicht. Sie stritt, aber ohnmächtig. Thränen, Vorwürfe und Verzweiflung, wechselten sehr bald mit einer kurzen Trunkenheit ab. Herr Gutherz besänftigte sie halb durch das Versprechen, ihr in wenigen Tagen die Rechte seiner Eheliebste zu ertheilen.

Der

Der junge Menſch gieng etwas weniger verliebt von Hannchen weg als er zu ihr gekommen war. Dem ohnerachtet war er ſo großmüthig nichts an ſeinem Verſprechen zu ändern, als daß er es einige Zeit vor der Welt geheim halten wollte. Er eröffnete Hannchen ſeine Entſchließungen, und ſie billigte ſie mit vieler Zärtlichkeit. Es war den Tag vor demjenigen, an dem ſich Herr Gutherz mit Hannchen heimlich in einem fremden Gebiethe wollte trauen laſſen, als er einen unbekannten Menſchen in Livree zu ſich kommen ſah. Der Fremde verſicherte ihn ſehr weitläuftig, daß bloß der Trieb einen ſo wackern Herrn von dem äußerſten Unglück zu erretten, ihn hergeführt hatte. Herr Gutherz erfuhr hierauf, daß Hannchen die ſchändlichſte Weibsperſon von der Welt wäre, daß ſie ſchon lange mit einem gewiſſen Menſchen einen unerlaubten Umgang unterhalten habe, und daß ihre ganze Tugend nichts weiter als Verſtellung geweſen ſey, den Herrn Gutherz in ihr Netz zu locken. Ein Brief von Hannchens eigner Hand, den ihm der Fremde vorlegte, und worinnen ſie ihrem Liebhaber entdeckte, daß ſie verdrüßliche Folgen von ihrer bisherigen Liebe beſorge, ließen dem betrogenen Gutherz keine Zweifel übrig. Er war lauter Wuth. Der Fremde verſprach ihm, mit einer gewiſſen Summe die Frau zu beſtechen, wo die beyden Verliebten ihre verbothenen Zuſammenkünfte hielten, damit Herr Gutherz ſelbſt einen Zeugen ab geben könnte. Er gab ihm die Summe und noch ein Geſchenk für ſeine Redlich-

keit, das er sehr schlecht verdiente. Allein der Unbekannte ließ sich nicht wieder sehen. Herr **Gutherz** ward ungeduldig länger auf ihn zu warten. Er begab sich zu **Hannchen** und unter den heftigsten Vorwürfen legte er ihr den Brief vor. Nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erhohlt hatte, verlangte sie ihn zu lesen. Sobald sie ihn in ihrer Gewalt hatte, zerriß sie ihn und warf ihn in kleinen Stücken zu den Füßen ihres Liebhabers. Sie war so dann kühn genug dem Herrn **Gutherz** mit vieler Heftigkeit zu sagen, daß seine eigne Niederträchtigkeit diese Verleumdung selbst ersonnen habe, um sich von ihr zu befreyen, nachdem er ihr ihre Ehre geraubt habe. Die schimpflichen Begegnungen des Herrn **Gutherz** erbitterten sie nur heftiger. Sie besaß die Eheverschreibung desselben. Sie wandte sich damit an den Herrn **Seufzer** und bath um Gerechtigkeit. Herr **Gutherz** hatte keine Beweise wider sie. Der Brief war zerrissen und der Unbekannte war unsichtbar geworden. Herr **Seufzer** erklärte nach einer geheimen Unterredung mit **Hannchen**, seinen Mündel für strafbar, und nöthigte ihn, der verführten **Hannchen** und dem Kinde das von ihr gebohren werden würde, jährlich 200 Thaler auszusetzen. Aus Mitleiden gegen eine gefallene Tugend nahm er die arme **Hannchen** in sein Haus, sie wieder auf den rechten Weg zu führen. Sie bekam das Amt der ehemaligen Jungfer **Susanne**. Die großmüthige Handlung des frommen **Seufzers** war lange Zeit die Bewun-

wunderung der ganzen Gegend, und nur diejenigen, die er Böſewichter nannte, ſpotteten darüber. Herr **Gutherz** erſtickte den Verdruß über dieſe unglückliche Begebenheit ſehr bald in neuen Ausſchweifungen, und haßte die Tugend deſto ſtärker, weil er ſie nunmehr bloß für ein Hirngeſpinſte hielt. Um die Ungewißheit des Leſers noch mit einem Wort aufzulöſen, ſo müſſen wir ihm ſagen, daß **Hannchen** wirklich die ſchändlichſte Creatur war. So bald ſie die Heftigkeit der Leidenſchaft des Herrn **Gutherz** ſah, dehnte ſie ihren Ehrgeiz bis zu einer Heyrath mit ihm aus. Es gelang ihr, ſie ward dadurch ſtolz und kaltſinnig gegen ihren erſten Liebhaber, welches eben der **Unbekannte** ſelbſt war. Um ſich an ihr zu rächen, verrieth er ihre Laſter dem Herrn **Gutherz** und betrog ihn unter einem geſchickten Vorwand um eine anſehnliche Summe, mit der er ſich unſichtbar machte. So mußte die Tugend laſterhaften Perſonen dienen, einen Menſchen der ohne tugendhaft zu ſeyn Redlichkeit beſaß, zu betrügen.

Herr **Redlich** ſah mit einer geheimen Entzückung die Unbeſonnenheit, mit welcher ſich ſein Bruder noch einmal ſeinen Begierden überließ. Ob er gleich eben ſo wenig als Herr **Seufzer** vergaß, wenn Zeugen zugegen waren, ihn von ſeiner unordentlichen Lebensart abzumahnen, ſo waren ſie doch beyde aus geheimen Urſachen ſorgfältig genug, ihn in ſeinen Ausſchweifungen zu unterhalten, der eine dadurch, daß er ihn niemals an Geld Mangel leiden ließ, der andere, daß er ihn

auf eine vorsichtige Art, welche seinem angenommenen Character nicht nachtheilig war, in neue Gelegenheiten und Bekanntschaften verwickelte, bey denen er sich in neue Unordnungen stürzen konnte.

Der kluge Bruder des Herrn **Gutherz** war niemals ein Feind seiner Leidenschaften gewesen. Die Neigung gegen das schöne Geschlecht, war nicht eine von seinen geringsten. Er fand Mittel, sie zu befriedigen, ohne daß er dabey seinen erworbenen Ruhm, der ordentlichste und enthaltsamste Mensch von der Welt zu seyn, in Gefahr setzte. Keinen Tag fast ließ er indessen vorbey gehen, da er nicht eine kleine Handlung der Tugend ausgeübt hätte, und doch übte er keine derselben aus, ohne dabey die Absicht auf ein gewisses Laster zu haben. Wir begnügen uns eine einzige Geschichte anzuführen, welche seinen Character in ein helleres Licht setzen wird.

Herr **Redlich** kam an einem schönen Tage mit einigen seiner Freunde von einem Spatiergang zurück, als ihre Neubegierde in der Vorstadt von einer Menge Volks, die sich bey einem geringen Hause versamlet hatte, gereizt wurde. Sie befanden, daß das Unglück einer armen Wittwe diese Neugierigen dahin gelockt hatte. Sie war ihrem Wirth die Miethe für eine elende Kammer schuldig geblieben. Ihr Gläubiger, ein Mann von einem sehr ansehnlichen Vermögen, welcher durch milde Stiftungen und reichliche Allmosen, die er zu bestimten Zeiten mit gewissen Feyerlichkeiten aus-

austheilen ließ, den Ruhm eines frommen und mitleidigen Mannes verdient hatte, nützte die Gewalt, die ihm die Gesetze erlaubten, und ließ ihren armseligen Hausrath auf die Straße werfen. Die Klagen und die Thränen dieser armen Frau und ihrer Tochter, eines Mädchens von 16. bis 17. Jahren, machten bey der ganzen Versamlung weiter keinen Eindruck, als daß sie ihr zu einem Gelächter und Gespötte über die beyden Unglücklichen Gelegenheit gaben. Nur Herr **Redlich** war der einzige, welchem der Mangel, den er auf den Gesichten dieser beyden Personen! abgezeichnet sah, Seufzer auspreßte. Er erkundigte sich nach der Schuldpost der Wittwe. Die ganze Forderung belief sich auf wenige Thaler. Er that sogleich seiner Gesellschaft, welche Leute von gutem Vermögen und Stande waren, den rühmlichen Vorschlag, sie zu bezahlen. Ob gleich vielleicht die wenigsten den Herrn **Redlich** mit Vergnügen anhörten, so erforderte es doch ihre Ehre in den Vorschlag desselben zu willigen. Die arme Wittwe sah ihren Gläubiger befriediget, und erhielt nach voraus bezahlten Miethzins die Erlaubniß noch eine Woche ihren elenden Aufenthalt zu bewohnen. Der Segen der unglücklichen Familie und selbst der Beyfall der Zuschauer, welche eine Tugend bewundern mußten, die ihnen mangelte, war Belohnung genug für die kleine Wohlthat dieser großmüthigen Gesellschaft.

Herr **Redlich** war weit entfernt es bey dieser geringen Hülfe bewenden zu lassen. Die Freygebigkeit

bigkeit seines Bruders, die Geschicklichkeit mit der er ihn betrog, seine Spahrsamkeit und hundert andre Wege, setzten ihn jederzeit im Stand, eine ansehnliche Summe Geld unter seinem Beschluß zu haben. Er siegelte 6. Ducaten in ein Pappier und schickte sie den folgenden Tag, durch eine bekannte Frau, von der er wußte, daß sie die geschwätzigste Zunge hatte, der armen Wittwe zu, nachdem er vorher seiner Vertrauten auf das eyfrigste eingeprägt hatte, die Person nicht zu nennen, welche so grosmüthig wäre. Seine Hoffnung betrog ihn nicht. Die Vertraute eröffnete der Wittwe den Namen ihres Wohlthäters als ein unverletzliches Geheimniß, und die Frau **Leichtsinn**, dieß war der Name der Wittwe, warf sich Nachmittage zu den Füßen des Herrn **Redlich**, und ließ ihm die aufrichtigste Dankbarkeit sehen.

Herr Redlich suchte unter verschiedenen gezwungenen Mienen, welche seine Worte saisam widerlegten, den Ruhm dieser Wohlthat von sich abzulehnen. Mit einem starken Widerwillen über seine Vertraute nahm er endlich die Danksagungen der Wittwe halb und halb an. Unter beständigen Seufzern über die Boßheit der Welt, welche gegen ihren nothleidenden Nächsten so unempfindlich ist, both er ihr alle Hülfe an, die ihm möglich wäre. Er gab ihr Geld, sich eine bequehmere Wohnung zu miethen, und versprach ihr, sie mit den nöthigsten Ausgaben so lange zu unterstützen, bis sie sich durch die Arbeit ihrer eignen Hände für den Mangel in Sicherheit setzen könnte. Zugleich

gleich prägte er ihr aber auch bey dem Verluſt aller ſeiner Grosmuth auf das ſchärfſte ein, ſeine Wohlthaten verſchwiegen zu halten. Er zeugte ihr, daß ſeine, ihrer und ihrer Tochter Ehre dieſe Verſchwiegenheit erſoderte. Die Wittwe, welche mit ihrer Tochter, faſt in Dankbarkeit zerfloß, verſprach ihm alles, was er verlangte, und die Klugheit verband ſie ihr Verſprechen zu halten.

Sie machte dem Herrn **Redlich** ehe ſie weggieng, noch einen kleinen Abriß ihrer Geſchichte. Sie war die Wittwe eines Cramers, dem ſie ein hübſches Vermögen zugebracht hatte. Dieſer Ehegatte, den ſie auf das zärtlichſte liebte, belohnte ihre Liebe dadurch, daß er ſich der niederträchtigſten Ausſchweifung aufopferte, und ſich und ſeine Familie unglücklich machte. Seine Verſchwendung zog ihm eine Menge von Gläubigern zu. Seine Frau rettete ihn, indem ſie ſich für ihn unterſchrieb, ſeine Schulden zu bezahlen. Sie gewann nichts dadurch, als daß ſie ſich endlich auch in eben den Mangel ſtürzte, der zuvor nur bloß ihren Mann bedrohet hatte. Er ſtarb unter den empfindlichſten Martern, daß er der Urheber von dem Elend ſeiner Frau und ſeiner Tochter war. Die Frau **Leichtſinn** ſah ſich bald der ſchrecklichſten Armuth ausgeſetzt. Ohne Barmherzigkeit bey ihren Nächſten zu finden, ward ſie von ihren Gläubigern aus einem Winkel in den andern verfolgt. An dem Tage, da ihr Herr **Redlich** die erſte Probe ſeiner Grosmuth ſehen ließ, hatte ſie keinen einzigen Biſſen Brodt mehr gewußt. Die Thra-

nen

nen flossen bey einer so rührenden Erzählung häufig von den Wangen ihres Wohlthäters, und sein mitleidiges Herz ließ die Wittwe und ihre Tochter nicht ohne ein neues Geschenk von sich.

Die Erzählung der Frau **Leichtsinn** war aufrichtig bis auf einen einzigen Umstand. Sie hatte den Antheil vergessen, den ihr eigen Herz an ihrem Unglück hatte. Sie war die offenherzigste, selbst die tugendhafteste Frau von der Welt. Aber sie und ihre Tochter besaßen den einzigen Fehler, sie konnten den Mangel nicht ertragen. Eine allzureichliche Haushaltung war eine von den Ursachen ihres Unglücks gewesen. Ihre elenden Umstände fielen ihnen desto beschwehrlicher, je ungewohnter sie derselben waren. Diese Eigenschaft verdoppelte ihre Erkänntlichkeit gegen den Herrn **Redlich**, der sie einem für sie so empfindlichen Kummer entrissen hatte.

Durch die Hülfe dieses grosmüthigen Wohlthäters und einen kleinen Gewinn, den sie sich durch Mätherenen erwarben, befand sich diese kleine Familie sehr bald wieder in dem Besitz aller Bequehmlichkeiten des Lebens, die sie sich wünschen konnte. Die Frau **Leichtsinn** und ihre Tochter nahmen nunmehr ihren natürlichen Character wieder an, der bisher durch ihr ausgestandnes Unglück unterdrückt worden war. Sie besaßen wieder ihre ehemalige Munterkeit und den Geschmack an der Bequehmlichkeit und einer ruhigen Lebensart. Sie verehrten den Herrn **Redlich** mit der erkänntlichsten Dankbarkeit und Ehrerbiethung als ihren

Erret-

Erretter. Er besuchte sie fast jeden Abend mit der größten Vorsicht und bey jedem Besuch überhäufte er sie mit neuen Geschenken.

Herr **Redlich** hielt sich so lange auf das genaueste in den engsten Schranken des Wohlstandes und der Religion, bis er überzeugt war, daß er nunmehr völlig Herr über das Herz der Wittwe und ihrer Tochter sey. Er fieng hierauf an, seine Absichten auf **Charlotten**, dieß war der Name des jungen Mädchens, etwas deutlicher zu erklären. Der Sieg über ihre Unschuld war die nehmliche Triebfeder von aller seiner Guthatigkeit gewesen. Er sah leicht ein, daß er von der Tugend der Mutter und der Tochter nichts als Verachtung zu erwarten haben würde, wenn er seine niedertrachtigen Begierden nicht in die Decke einer erlaubten Liebe einhüllte. **Charlotte** war eine aufblühende Schönheit von 16. bis 17. Jahren. Ihre große Jugend machte sie noch in den Nachstellungen einer heuchlerischen Mannsperson unerfahren, und ihr feuriges und gefühlvolles Herz ließ sie gegen Vergnügungen der Liebe und der Wollüste selbst nicht unempfindlich. Sie glaubte bloß Dankbarkeit gegen den Herrn **Redlich** zu empfinden, und dennoch war es die heftigste Liebe, ohne daß sie selbst diese Leidenschaft kannte. Ihre natürliche Offenherzigkeit erlaubte ihr nicht ihr Herz lange für ihren Geliebten zu verbergen. Die Frau **Leichtsinn** sah sehr bald die Leidenschaft sowohl ihrer Tochter als des Herrn **Redlichs**. Ihre eigne Aufrichtigkeit und das Vertrauen auf

die

die erborgten Tugenden des Böſewichts, begnügte ſich mit den Verſicherungen und Verſprechungen deſſelben, daß ſeine Liebe die reinſte und tugendhafteſte ſey, und die Furcht die Wohlthaten des jungen Redlichs, und folglich auch den gegenwärtigen Ueberfluß zu verliehren, verhinderte ſie, den Umgang ihrer Tochter und des Liebhabers derſelben genauer einzuſchränken.

Die unſchuldige Charlotte ſah nach einer Vertraulichkeit von wenig Wochen, aber zu ſpäth, die Gefahr, der ſie ſich naherte. Ihre Tugend zitterte vor derſelben, und ihr Herz war zu ſchwach ſie zu fliehen. Was konnte weiter erfolgen, als daß ſie das unglückliche Opfer von den Wollüſten eines Heuchlers wurde. Sie ſeufzte über ihrem Verluſt als er unerſetzlich geworden war. Ihre Klagen ruften vergeblich eine verlohrne Tugend zurücke. Der fromme Redlich, der heimlich über ihre Thränen und über ihr Unglück lachte, verſprach ihr auf das zärtlichſte, ihr Unglück durch die feyerlichſte Verbindung mit ihr ungeſchehen zu machen, ſo bald es ſeine Umſtände erlauben würden. Die arme Charlotte, was konnte ſie bey ihren elenden Umſtänden weiter thun, als mit den Verſicherungen des Böſewichts der ſie unglücklich gemacht hatte, zufrieden zu ſeyn? Der Gram über das Unglück ihrer Tochter zehrte die Frau Leichtſinn nach und nach aus. Sie ſah ſich gezwungen, um die Schande ihrer Tochter zu verbergen, die Boßheit des Verführers derſelben zu verſchweigen. Sie ſtarb noch vor der unglücklichen Entbin-

indung der **Charlotte** aus Betrübniß, und hin-
erließ dem Herrn **Redlich** den sehr verschiedenen
Ruhm, ihr Wohlthäter und ihr Mörder gewesen
u seyn. Ihr Tod zwang ihre unglückliche Toch-
er, sich dem Willen ihres schändlichen Liebhabers
öllig zu unterwerfen. Dieser Heuchler besaß List
nd Vorsicht genug, die Schwangerschaft und
Entbindung der **Charlotte** vor den Augen der
Welt zu verbergen, und sich aus den gefährlichen
olgen zu retten, in welche ihn sein Laster hätte
erwickeln können.

Herr **Redlich** befand sich an einem Nachmit-
g nebst einer zahlreichen Gesellschaft bey seinem
Bruder. Man klopfte unvermuthet an die Thü-
, und Herr **Gutherz** empfieng von einer unbe-
annten Weibsperson einen ziemlich großen Des-
elkorb mit der Nachricht, daß es ein Geschenk
on einem artigen Frauenzimmer wäre. Die
Neubegierde versammlete sogleich die ganze Gesell-
haft um den Herrn **Gutherz** herum. Sie
angen ihn, in ihrer Gegenwart den Korb
eröffnen, und das Gelächter der Gesellschaft war
iner Erstaunung gleich, als ein neugebohrnes
ind dem Herrn **Gutherz** anlächelte. Ein da-
n liegender Zettel erinnerte ihn zugleich an die
flicht, die er als Vater dem Kinde schuldig seyn
ürde. Herr **Redlich** ward bloß bey dieser seltsa-
en Scene einen Augenblick voll Zorn, Schaam
d Betrübniß auf seinen Bruder, der in der Ver-
irrung, in welcher er war, auf alle Spöttereyen
ner Freunde stumm blieb. Er betheuerte end-

lich

lich auf das heftigste, daß er nicht Vater zu dem Kinde wäre, und er schwohr, daß er nicht einen Heller zu dem Unterhalte desselben hergeben würde. Der Mangel an Gelde in welchem sich Herr **Gutherz** gleich damals befand, und das Aergerniß sich fremde Laster aufgebürdet zu sehen, hatten ohnfehlbar mehr Antheil an diesem Schwuhr, der seinem von Natur mitleidigen Herzen so sehr zuwider war. Der Scherz seiner Freunde verdoppelte nur seine Wuth. Er erzürnte sich so sehr, daß er das unschuldige Kind zur Thüre hinaus werfen wollte. Sein Bruder, der bisher einen bloßen Zuschauer abgegeben hatte, hielt ihn auf, und fragte ihn in einem ziemlich beißenden Ton, ob er noch nicht Laster genug begangen hätte, daß er sie noch durch eine so unnatürliche Handlung eines Vaters verdoppeln wollte? Herr **Gutherz**, welcher stolz war, daß er auch einmal mit einer Tugend gegen seinen Bruder prahlen konnte, der so oft mit den seinigen gegen ihn geprahlt hatte, empfand diese Frage sehr übel. Es erfolgte ein heftiger Wortwechsel, und Herr **Gutherz**, um allen Verdacht, daß er Vater des Kindes sey, von sich abzulehnen, blieb dabey, daß er sich desselben nicht annehmen würde. Der grosmüthige **Redlich** erklärte sich sodann in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, daß er nimmermehr an der Grausamkeit des Vaters dieser kleinen Unschuld Antheil nehmen und sie verderben lassen könnte. Er übernahm die Auferziehung des Kindes, nachdem er sich vorher von einigen Anwesenden einen kleinen

Auf-

Aufſatz, der die Erzählung der ganzen Begebenheit in ſich enthielt, hatte unterſchreiben laſſen. Die ganze Geſellſchaft gieng voll Bewunderung über die Großmuth und Menſchenliebe des Herrn **Redlich** und voll Verachtung über die Niederträchtigkeit ſeines Bruders hinweg, und vergaß nicht, die verſchiedenen Characteres von beyden überall auszubreiten. Herr **Redlich** genoß indeſſen mit einer gleichen Freude ein Lob, welches er nicht verdient hatte, und das Glück ſeinen Bruder betrogen und verleumdet zu haben. Das Kind das man dem Herrn **Gutherz** überliefert hatte, war der Sohn der unglücklichen **Charlotte**. Es war zwar dem nichtswürdigen Vater deſſelben, ein Theil ſeines Anſchlages, die Koſten der Auferziehung dem Herrn **Gutherz** aufzubürden, fehlgeſchlagen. Allein er erwarb ſich dafür den Schein einer Tugend, welche am fähigſten iſt, das menſchliche Herz zu rühren, und auch eben deswegen am fähigſten iſt, daſſelbe zu hintergehen.

Der fromme **Seufzer** war endlich der Ausſchweifungen ſeines jüngern Mündels müde geworden. Seit einiger Zeit ſchon hatte er ihm nicht mehr ſo anſehnliche Summen gegeben, als ehemals. Der junge Menſch hatte Credit genug gefunden, auch ohne die Hülfe, ſeines Vormundes alle ſeine Ausſchweifungen fortzuſetzen. Seine Gläubiger verlangten Geld und Herr **Seufzer** ſchrieb ihm gleich zu rechter Zeit, daß nunmehr diejenige Zeit da wäre, welche der verſtorbene Herr **Gutherz** zu Eröffnung ſeines Teſtaments und zu Ueberant-

wortung ſeines Vermögens an ſeinem Sohn beſtimmt hätte. Der frohe **Gutherz** floh voll Entzückung, daß er künftig ſein eigner Herr ſeyn würde, zu ſeinem Vormund. Man eröffnete das Teſtament des Verſtorbenen in Gegenwart der Gerichten. Es war von dem Verſtorbenen mit eigener Hand aufgeſchrieben worden. Man laß es dem jungen **Gutherz** vor, und kaum war er fähig vor Schrecken den Innhalt deſſelben auszuhören. Das Teſtament beſtimmte dem Herrn **Gutherz** alles Vermögen des Verſtorbenen, unter der Bedingung, wenn er bis zu dem Zeitpunct, da es eröffnet werden ſollte, nach den Vorſchriften der Vernunft und der Religion gelebt haben würde. Der Frau **Gutherz** und dem Herrn **Redlich** ward in dieſem Fall nur ein kleines jährliches Gehalt von dem Verſtorbenen hinterlaſſen. Aber wofern der Sohn des Verſtorbenen ſich offenbahren Ausſchweifungen überlaſſen haben würde, ſo ſollten zwey Drittheile des Vermögens an die Frau **Gutherz** und auf ihren Sohn fallen, und, wenn ſie ſich weigerten, dieſelben anzunehmen, auf milde Stiftungen verwendet werden, der Herr **Gutherz** aber erhielt bloß den dritten Theil. Dem Herrn **Seufzer** war von ſeinem ſeligen Freund aufgetragen, nach den Pflichten der Religion und der Freundſchaft zu entſcheiden, wem das meiſte Recht zur Erbſchaft zugehöre? Herr **Seufzer** ſchien unter allen Anweſenden am meiſten erſtaunt zu ſeyn. Er verſicherte, daß er nimmermehr einen ſo gefährlichen Ausſpruch thun würde. Man beehrte

indeſſen

indessen die Frömmigkeit des verstorbenen Herrn **Gutherz** mit einem allgemeinen Beyfall, dessen Liebe zur Religion und Tugend selbst nicht von der der Natur eingepflanzten väterlichen Liebe hätte unterdrückt werden können. Herr **Seufzer** ward von den Gerichten, denen die Vollziehung des Testaments aufgetragen worden war, genöthiget, den verlangten Ausspruch zu thun. Nach vielen Achselzucken und Betheuerungen, daß er die schwehrste Pflicht in seinem Leben ausübte, entschied er, daß der junge **Gutherz** nicht nach dem Willen des Verstorbenen Erbe seyn könnte. Herr **Redlich**, dem nunmehr nach dem Testament der größte Theil des Vermögens zufiel, gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er viel zu edel sey, als daß er aus dem Unglück seines Bruders Nutzen ziehen sollte. Man ließ ihm die in den Gesetzen bestimmte Zeit, sich völlig zu entschlüßen.

Nichts übertraf die Standhaftigkeit, mit welcher der junge **Gutherz** nach dem erstlen Schrecken, den Verlust seines Vermögens ertrug. Er war viel zu stolz, als daß er seinem gewissenhaften Vormund noch vor dem fürchterlichen Ausspruch hätte bitten sollen, seine Ausschweifungen zu vergessen. Er unterdrückte sorgfältig die geringste Miene, welche seinen Schmerz hätte verrathen können. Selbst Herr **Seufzer** konnte nicht unterlassen, einen jungen Menschen zu bewundern, der in dem Ueberfluß und den Ausschweifungen aufgewachsen war, und doch gleich dem größten Stoicker mit einer gewissen Gleichgültigkeit seine Gü-

cher zu eben der Zeit verlohr, da er sie am nöthigsten brauchte.

Das Herz des jungen Philosophen empfand es mehr als zu sehr, wie hoch ihm diese Gleichgültigkeit zu stehen kam. Es ward wechselsweise von dem Haß gegen den alten Herrn **Gutherz**, der Verzweiflung, der Furcht für den Mangel, der Rachbegierde, denn der arme **Seufzer** schien seinem Mündel nicht ganz unpartheyisch zu seyn, und einer Menge andrer Leidenschaften bestürmt. Allein er sah auch zugleich, daß ihm der Ausbruch einer jeden von diesen Leidenschaften nichts weiter nützte, als daß sie den Triumph seiner Feinde vermehren würde. Er besaß noch überdieß von Natur die Thorheit in außerordentlichen Zufällen anders als der Pöbel zu handeln. Der Stolz und der Zwang machten ihn also eben so wie viele andre Menschen zum Philosophen, und doch dachte er eben so zuversichtlich wie sie, daß er es würklich wäre.

Ein ehrlicher Advocat erboth sich gegen dem Herrn **Gutherz** aus Bereitwilligkeit seinem Nächsten zu dienen, die Ungültigkeit des Testaments zu beweisen. Herr **Gutherz** bediente sich seiner Hülfe mehr, um wie er sagte, seinen Rechten nichts zu vergeben, als weil er den Verlust eines ansehnlichen Vermögens nicht verschmerzen könnte. Er erhielt nichts, als daß sein Vertheidiger, vielleicht aus der rühmlichen Begierde, allen Menschen zu dienen, dem Herrn **Seufzer** gegen eine billige Erkänntlichkeit, die Sache seines Clienten verrieth,

daß

daß die geringe Summe, welche dem jungen Menſchen noch von dem Vermögen ſeines Vaters übriggeblieben war, und die ohnedieß kaum zureichte den dritten Theil ſeiner Schulden zu bezahlen, unter dem Richter und Sachwalter vertheilt wurde, und daß ſeine Gläubiger noch vor der Entſcheidung der Sache ihn in genauere Verwahrung bringen ließen. Einer von ſeinen vertrauteſten Freunden, der ihm jederzeit ohne die geringſte Entſchuldigung die ſtärkſten Summen, doch gegen ein anſehnliches Intereſſe, vorgeſchoſſen hatte, war der erſte der ſich ſeiner Perſon verſicherte, und ihm müßige Stunden genug verſchafte, über die Handlungen der Menſchen und ſeine eignen nicht die rühmlichſten Betrachtungen anzuſtellen.

Herr **Gutherz** fühlte wohl, daß er den gröſten Theil ſeines Unglücks ſich ſelbſt zu danken hätte. Allein, ſein Herz fand allemal noch Entſchuldigungen genug für ſich, daß es ſeine Strafen weit gröſſer, als, ſeine Vergehungen ſchelten konnte. Sein natürlicher Character verleitete ihn, ſeinem Unglück nichts als einen unbiegſamen Troz entgegen zu ſtellen. Seine einzige Zuflucht war die Zuflucht aller Thoren, welche in ihren böſen Tagen groß ſcheinen wollen und nichts beſizen, was ſie würklich groß machen kann. Um nicht durch die Reue und die Verbeſſerung ihrer Handlungen zu geſtehen, daß ſie gefehlt haben, folgen ſie ihren erſten ſchlimmen Maaßregeln, verdoppeln ihr Unglück und beruhigen ſich durch die Ueberredung, daß ſie unverdient leiden. Man wird aus dieſem Grund, eine von

den Handlungen unſers Helden, welche gleich jetzund folget, aufklären können.

Er ward an einem Morgen in ſeinem unangenehmen Aufenthalt von einem Beſuch geſtöhrt, den er nicht vermuthete. Es war ſein Bruder nebſt noch zwey Perſonen von ihren Anverwandten. Herr **Redlich** entdeckte ihm, daß er nunmehr völlig frey wäre, und ſeine Gläubiger nichts weiter von ihm zu fodern hätten. Herr **Gutherz** konnte ohnmöglich begreifen, wem er dieſe unvermuthete Gütigkeit danken ſollte. Sein Bruder löſte ihm bald das ganze Geheimniß auf. Er hatte nach dem Willen des alten Herrn **Gutherz** denjenigen Antheil von dem Vermögen deſſelben, das unter der obgedachten Bedingung auf ihn fiel, angenommen. Allein bloß die Begierde ſeinem Bruder aus dem Unglück und dem Mangel der ihn bedrohte zu retten, hatte ihn hierzu bewegen können. Würde er ſeinem Recht entſagt haben, ſo würden die Gelder nach der Verordnung des Verſtorbenen zu milden Stiftungen angewandt worden ſeyn, und Herr **Gutherz** würde ſich weiter keinen Nutzen davon zu verſprechen gehabt haben. Herr **Redlich** ſetzte noch hinzu, daß die Bezahlung der Schulden das wenigſte wäre, das er für ihn zu thun bereit wäre. Er wollte ihm noch überdieß das ganze Vermögen wieder abtreten, wenn er einer gewiſſen lüderlichen Weibsperſon, mit der er einen unanſtändigen Umgang unterhielt, ſeinen übrigen unordentlichen Geſellſchaften entſagen, und der Stimme der Religion und der

Pflicht

Pflicht Gehör geben wollte. Ein einziges Jahr sollte das Probejahr des Herrn **Gutherz** seyn, und sein Bruder wollte dieß ganze Jahr nichts weiter als den Verwalter seiner Güther vorstellen. Die ganze Beredtsamkeit des Herrn **Redlichs** erschöpfte sich sodann, seinem Bruder die bisherigen Ausschweifungen desselben abzuzeichnen. Er verband die beissendsten Ausdrücke nicht selten mit den heftigsten Schmähungen, und schilderte ihn zugleich als den lächerlichsten und niederträchtigsten Menschen ab. Dadurch, daß er ihn bis unter den ärgsten Böſewicht erniedrigte, erhielt er seinen Endzweck. Herr Gutherz befand sich durch die Art mit der ihm seine Verbrechen vorgerückt wurden, auf das heftigste beleidiget. Er antwortete auf die Vorwürfe seines Bruders, mit aller der Wuth, der sein gekränkter Stolz fähig war. Nur der Beystand der beyden Anverwandten retteten den Herrn **Redlich** von einigen Gewaltthätigkeiten, womit ihn der Beleydigte bedrohete. Weit entfernt, weder seine Ausschweifungen zu gestehen, noch einige Besserung zu versprechen, betheuerte er, unter den nachdrücklichsten Verwünschungen, daß er sich von Niemanden als von seinem eignen Willen Gesetze seiner Handlungen vorschreiben lassen wollte. Alle Gütigkeiten des Herrn **Redlichs** wurden mit der äußersten Bitterkeit verachtet. Dieser Betrüger war schlau genug, noch einmal sein Versprechen zu wiederholen, als der Zorn seines Bruders den heftigsten Grad erlangt hatte. Er erhielt die Antwort, die er sich

wünſchte, daß ein ehrlicher Mann ſich niemals einem Heuchler durch Annehmung einiger Wohlthaten verbindlich machen würde. Herr Redlich betheuerte hierauf unter einem frommen Seufzer und einer erzwungnen Thräne, daß ſein Bruder ſein eigen Unglück wollte. Er legte einen Wechſel von 1000. Thalern auf den Tiſch und erklärte ſich, daß er mit einem ſo hartnäckigten Böſewicht keine Gemeinſchaft mehr unterhalten könnte. Er wagte nichts mit dem Geſchenk, das er ſeinem Bruder anboth. Der Stolz und der Jähzorn deſſelben war ihm bekannt. Der Wechſel fiel wie er voraus ſah in Stückgen zerriſſen, zu ſeinen Füſſen nieder, und er verließ den Herrn Gutherz ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern, als; daß er die Schulden deſſelben bezahlte. Dieſer Unglückliche war zwar nunmehr wieder frey, aber ſein Elend nahm dadurch mehr zu als ab. Er erſtickte das Gefühl davon nur kurze Zeit durch neue Unordnungen, und beſchloß ſie durch das traurige Schickſal, daß er ſich unter ein neuaufgerichtetes Regiment anwerben laſſen mußte.

Herr Redlich blieb alſo in dem Beſitz eines Vermögens, zu dem er kein Recht hatte, ohne die Schande eines Betrügers zu tragen. Die Welt wußte die rühmlichen Bedingungen, unter welchen er dieß ganze Vermögen großmüthig genug ſeinem Bruder wieder hatte abtreten wollen. Sie wußte die Undankbarkeit und die ungeſtüme Aufführung dieſes Letztern. Sie wußte die Bereitwilligkeit, mit welcher Herr Redlich alle Gläubiger ſeines

Bru-

Bruders befriediget hatte. Allein sie wußte nicht, daß das Testament ein Werk des verschlagenen Seufzers war, welcher den Herrn Gutherz nach allen seinen Absichten zu lenken wußte, und daß auf dieß Testament der ganze Plan von der Auferziehung der beyden Brüder gegründet worden war. Sie wußte nicht, daß die List des Herrn Redlichs, die Leidenschaften seines Bruders so zu nützen wußte, daß er genöthiget ward, seine Anerbiethungen auszuschlagen. Sie wußte nicht, daß er die Schulden desselben deswegen bezahlte, weil er glaubte, daß es besser sey mit einem halben Gewinn zufrieden zu seyn, und dabey den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes zu behalten, als diesen Ruhm, aus Begierde einen ganzen Gewinn zu erlangen, zu verliehren. Sie pries also sehr falsch den Heuchler als einen redlichen Mann, und schalt den Herrn Gutherz, für den abscheulichsten Böswicht. Sollte der Beyfall selbst die Bewunderung dieser blinden, dieser einfältigen Welt, die uns nach unsern Handlungen beurtheilt, ohne die Triebfedern derselben zu kennen, der Wunsch eines einzigen Vernünftigen seyn können? Und dennoch, wer ist der erhabenste Weise der gegen ihr Lob ganz unempfindlich seyn kann?

Bald nach dieser Begebenheit zählte Herr Redlich wegen des Todes des Herrn Seufzers einen Freund, und die Tugend einen Feind weniger. Ein prächtiger Leichenstein lehrte die ganze Kirchfahrt noch spät, wie viel sie in einem so vollkommenen Mann verlohren hatte. Ein ansehnli-

ches Vermögen, welches er dem Herrn **Redlich** überließ, erstickte sehr bald die Betrübniß desselben, und unterstützte ihn neue Bosheiten auszuüben.

Herr **Redlich** sah sich nunmehr in dem Besitz wichtiger Reichthümer. Es fehlte viel, daß seine Wünsche gesättiget waren. Denn wenn hört das menschliche Herz, und noch mehr, das Herz eines Lasterhaften auf zu wünschen? Sein Durst nach Ehre, die Thränen der armen **Charlotte**, welche ihn täglich um die Vollziehung ihrer Heyrath anflehte, waren noch unüberwundne Hindernisse für ihn. Er fand bald Gelegenheit beyde zu übersteigen. Ein Ohngefähr machte ihn dem Herrn von * * bekannt, der seine Lieblinge niemals unbelohnt ließ, und der Macht genug besaß, sie zu belohnen. Dem Schmeichler mislingt es niemals, sich durch eine oder die andre Niederträchtigkeit die Gnade der Großen zu erkaufen. Er erforschte sehr bald die herrschendste Leidenschaft seines Gönners, die Wollüste waren seine Tyrannen. Dieß war genug für den Herrn **Redlich**, ihm die unglückliche **Charlotte** aufzuopfern. Der Herr von * * sah sie heimlich, durch die Vermittelung ihres nichtswürdigen Liebhabers. Sie besaß Schönheit, sie besaß noch einen gewissen Antheil von Unschuld. Mehr als zu viel Reizungen für einen Wollüstling! Das Unglück dieses liebenswürdigen Mädchens ward beschlossen, ohne daß sie die geringste Ahndung empfand. Ihr Bösewicht schmeichelte ihr mit einer nahen Verbindung. Die gu-

te Charlotte bath in ihrer Entzückung der Tugend wohl hundertmal den Fehltritt ab, den sie gethan hatte. Ihr Liebhaber überredete sie mit ihm einen Anverwandten zu besuchen. Dieser erdichtete Anverwandte war Niemand als ein Pachter des Herrn von * * der durch seine Verdienste um die Wollüste dieses Herrn der Vertraute desselben geworden war. Sie langten daselbst an, und nicht lange nach ihnen der Herr von * *. Die Reden ihres Nichtswürdigen, und die Bemühungen des Herrn von * * entdeckten der betrognen Charlotte sehr bald das Schicksal zu dem man sie bestimmt hatte. Vergebens riß sie sich aus den Armen des Herrn von * * loß, und floh in die Arme ihres Liebhabers, erinnerte ihn an ihre Liebe, beschwohr ihn, weinte zu seinen Füssen, und zu den Füssen des Herrn von * *. Der abscheuliche Redlich zwang sie mit Gewalt die viehischen Begierden eines Barbaren zu sättigen. Sie, die zuvor das Opfer einer unglücklichen Liebe gewesen war, ward nunmehr das Opfer der Wollüste. Sie seufzte, verfluchte ihren Liebhaber, schwohr Rache und ließ sich besänftigen. Die Schmeicheleyen und Versprechungen des Herrn von * * erstickten geschwind das Gefühl ihrer Tugend. Zuvor hatte sie aus Liebe gesündiget, und nunmehr sündigte sie aus Gewohnheit und Eigennutz. Herr Redlich empfieng für die rühmliche Mühe, seinem Gönner eine schöne Maitresse verschaft zu haben, eine wichtige Bedienung. Die Verdienste um sein Vaterland waren der Titel unter dem er zu diesem Amte

berufen

beruffen wurde. Niemand wußte den eigentlichen Preis, um den er es erkauft hatte. Man wünschte der Welt Glück, daß ein so verdienstvoller Mann belohnt worden war. Thorheit der Menschen! Wie lange wird noch die Scheintugend des Bösewichts triumphiren? Wie lange wird noch die wahre Tugend unbekannt und elend schmachten müssen?

Unter der Zeit da Herr **Redlich** sich durch seine Ungerechtigkeiten zu der Würde einer obrigkeitlichen Person emporgeschwungen hatte, da er heimlich Wittwen und Wayfen plünderte und öffentlich einen geringen Antheil seines Raubes unter sie austheilen ließ, da er sich durch seine Strengigkeit gegen die einfältigen Verbrecher den Ruhm eines gerechten Mannes erwarb, und durch seine Nachsicht gegen die Klügern der Schande des ärgsten Bösewichts werth gewesen wäre, ermüdete der weit weniger strafwürdige **Gutherz** unter den Mühseligkeiten eines Standes, wo die kostbarsten und unschätzbarsten Dienste mit Wunden, Verachtung und Undankbarkeit belohnt werden. Das Elend, diese weise Lehrerin der Menschen, zog ihn von vielen seiner Ausschweifungen zurück. Diejenigen, die er noch begieng, begieng er mehr wegen einer verderbten Auferziehung, und aus Gewohnheit, als aus einem natürlichen Hang zu ihnen. Verschiedene Jahre waren vorbeygeflossen, ohne daß er eine Verbesserung seines Zustandes hoffen durfte. Bloß sein Stand erwarb ihm bey vielen, die weit schlimmer als er waren, die Benennung eines Lasterhaf-

ſtehaften. Sein Hauptmann fieng endlich an, einige Gefälligkeiten für ihn ſpühren zu laſſen. Er verſchafte ihm eine Unterofficiers Stelle, ohne daß ſich Gutherz außerordentlich um ihn verdient gemacht hatte. Da er die wenige Neigung ſeines Untergebenen für die gegenwärtige Lebensart ſah, ſo verſprach er, ihm zu einer einträglichen bürgerlichen Bedienung zu helfen. Ein vornehmer Herr der viel Gewalt bey Hof beſaß, hatte eine ganz beſondre Gnade für den Hauptmann, obgleich dieſer eben keine großen Verdienſte weiter hatte, als daß er ſeinem Gönner überaus ähnlich ſah. Der Dienſt war alſo für unſern Unterofficier ganz gewiß. Die Verordnung deswegen war ſchon ausgefertiget und in den Händen des Hauptmanns. Nur noch ein ganz kleiner Punct war übrig. Herr Gutherz ſollte die Maitreſſe des Hauptmanns heyrathen, wegen einiger geringen Freyheiten, die ſich ihr Liebhaber ausbedung, nicht eigenſinnig ſeyn, und dafür zu einem würdigen Mitglied eines Edlen und Wohlweiſen Raths der Stadt * * erhoben werden. Herr Gutherz beſaß Ehrgeiz. Er ſchlug die Bedingung ab, verlohr ſeine Beförderung und erhielt an dem Hauptmann den unverſöhnlichſten Feind. Jeden Tag wartete eine neue üble Begegnung auf ihn. Man fand bald Urſache ihm Fehler anzudichten. Er verlohr ſeine Stelle und ward wieder unter die gemeinen Soldaten verſtoßen. Die Grauſamkeiten ſeines Hauptmanns wurden ihm unerträglich. Er erkaufte ſich durch die Flucht aus ſeinem Vaterlande ſeine Freyheit und ſein gu-

tes Glück sehte ihn für den Mangel in Sicherheit, indem es ihn zum Bedienten der Frau von Devote machte.

Die Frau von Devote war seit 20 Jahren die Wittwe eines Herrn, der jederzeit bey Hofe gelebt hatte. Sie hatte erst nach dem Tode ihres Gemahls ihren Aufenthalt auf den Gütern gewählt, wo sie sich damals befand. Man kannte sie diese Zeit über unter dem Character der tugendhaftesten Frau von der Welt. Sie und ihre beyden erwachsenen Töchter waren die Zierde des ganzen Adels in diesen Gegenden, der Segen aller Nothleidenden und die Bewunderung ihres Pfarrherrn und ihrer Unterthanen: Kein Tag vergieng ohne ein Werk der Gottseligkeit der Frau und der Fräuleins von Devote. Ihre Tugenden waren das tägliche Lob der Redlichen, und das tägliche Gespötte der Ruchlosigkeit. Die Auferziehung eines Wayfen, die Ausstattung eines armen Mädchens, ein neu Altartuch, ein Klingelbeutel und hundert andre Dinge mehr, machten bald dieß bald jenes Jahr unsrer Andächtigen merkwürdig und doch hatte keine von ihren Wohlthaten die Miene einer eitlen Begierde nach Ehre. Bälle und Spielgesellschaften waren von den Gütern der Frau von Devote gänzlich verbannt. Die beyden Fräuleins waren mit der äußersten Strenge und Vorsichtigkeit auferzogen wurden. Keine verdächtige junge Mannsperson durfte sich ihnen nahen, ihnen die Hand zu küssen. Einen Roman, selbst den unschuldigsten zu lesen würde eine Todtsünde gewe-

sen

sen seyn. Die Frau von Devote sah ihre Sorgfalt mehr als reichlich durch die rühmliche Nachahmung ihrer würdigen Töchter belohnt. Alle Bedienten mußten dem Beyspiel ihrer Herrschaft folgen, wenn sie in diesem Sitze der Frömmigkeit geduldet seyn wollten. Man hörte auf dem ganzen Schlosse fast niemals ein lautes Gelächter, als wenn die Frau von Witzleben eine nahe Anverwandtin der Frau von Devote einen Familienbesuch bey ihrer Tante abstattete. Sie lebte in der benachbarten Stadt gleich auf eine solche Art, welche der Lebensart dieser letztern völlig entgegengesetzt war. Sie besuchte die Frau von Devote, um sie zu qvälen, und ihr Spötterenen über ihre Tugend vorzusagen. Die Frau von Devote rächte sich dadurch, daß sie ihre Anverwandtin aller nur möglichen Laster mit vieler Wahrscheinlichkeit beschuldigte.

So wenig die Lebensart seiner Herrschaft nach dem Geschmack des Herrn Gutherz war, so nöthigte ihn doch die Furcht für den Mangel die Rolle eines Andächtigen zu spielen, um nicht aus dem Dienste der Frau von Devote verstoßen zu werden. Sein Herz war indeß, wie wir schon angemerkt haben, edel genug, gute Eigenschaften an andern zu bewundern, wenn sie ihm gleich selbst mangelten. Er würde daher täglich seine Hochachtung gegen die Tugend dieser vortreflichen Familie vermehrt haben, wenn nicht einige Umstände es verhindert hätten. Er besaß Verstand und der Character der jüngern Fräulein von De-

vote die sehr wenig davon in ihrer Gewalt hatte, ward ihm am ersten aufgeklärt. In weniger Zeit kannte er die eigentliche Triebfeder ihrer Frömmigkeit. Ihre ganze Tugend war das Werk ihres Naturells. Sie hatte weder vorzügliche Neigungen zu dem Laster noch zu der Tugend. Gleicher Maschine, theilte sie zu gewissen Zeiten Almosen aus, fuhr in die Kirche, sang, wenn sie aufstund und wenn sie sich niederlegte, und hatte von allen ihren Tugenden kein andres wahres Verdienst, als das eine Uhr hat, wenn sie die Stunden richtig anzeigt. Sie weinte bey dem Elende ihres Nächsten, weil sie andere weinen sah. Ihre gnädige Mamma befahl ihr tugendhaft zu seyn, und sie war es. Hätte man sie zu Lastern angeführt, sie wäre mit eben der Bereitwilligkeit gehorsam gewesen.

Es ward dem Herrn **Gutherz** weit schwehrer, das Herz der **Amalie** der ältern Fräulein auszuforschen. Sie besaß Schönheit, Verstand, Witz, und alle ihre Vollkommenheiten zu krönen, fehlte nichts als eine aufrichtige Tugend. Das Herz des Herrn **Gutherz** ward viel zu sehr von ihr gerührt, als daß er nicht alle ihre Handlungen aufmerksam hätte beobachten sollen. Er entdeckte an ihr eine gewisse Melancholie. Er hörte sie oft seufzen. Er hielt beydes für Menschenhaß und für Seufzer einer Bethschwester. Bald ward er klüger. Es waren Seufzer einer Verliebten. Es war Schwehrmuth eines Herzens, das zu Vergnügungen gemacht ist, und sie zu entbehren gezwungen wird.

wird. Kurz, Amalie war aus Furcht vor ihrer Mutter tugendhaft. Die geringſte Miene, welche ein Verlangen nach Ergötzlichkeiten, eine Neigung zur Liebe verrathen hätte, würde Amalien die härteſten Begegnungen zugezogen haben. Das Auge der Fräulein lehrte dem Herrn Gutherz ſehr geſchwind ihre Wünſche. Die Liebe oder auch die Wollüſte verachten den Unterſchied der Stände. Amalie war nicht mehr Fräulein, Gutherz nicht weiter Bedienter, ſie waren zwey Verliebte, und die Wachſamkeit der Frau von Devote mußte nichts mehr, als daß ſie durch die zu überſteigenden Hinderniſſe das Vergnügen verdoppelte. Sie zu betrügen, theilte Amalie noch einmal ſo viel Almoſen aus, Herr Gutherz ſang noch einmal ſo laut und andächtig als vorher, und beyde wurden für ihren Betrug mit einer verdoppelten Gewogenheit und Hochachtung der Frau von Devote und ihrer Bekannten belohnet.

Sollte der Leſer dieſe unglückliche Mutter ſeines Mitleidens würdig ſchätzen? Vielleicht nicht länger, bis Herr Gutherz von einer Verrichtung in der Stadt zurück kommen wird. Er hatte von ſeiner Herrſchaft Geſchäffte bey der Frau von Witzleben zu beſorgen. Ein alter Bedienter dieſer Dame, der ehedeſſen in den Dienſten der Frau von Devote geweſen war, als ſie ſich noch bey Hofe aufhielt, ward bey dieſer Gelegenheit ſein Freund. Bey einem Glas Wein erfuhr er die ganze Geſchichte der Frau von Devote und ihrer Tugend.

Diese letztere war nicht älter als sechzehn Jahr. So lange war es, daß der Tod des Herrn von Devote und die Verblühung ihrer Reitze, seine Gemahlin fromm gemacht hatten. Die Frau von Devote hatte in ihren jungen Jahren, eine von den ersten Stellen unter den Schönheiten des Hofs bekleidet. Sie genoß den Ruhm, daß selbst der Fürst zu ihren Füßen geseufzt habe, und die Damen sagten sich ins Ohr, daß er nicht unerhört geseufzt hätte. Alle Cavaliers waren stolz, sich ihrer Gefälligkeiten zu rühmen, und es war kein einziger, der sich derselben nicht mit Recht oder Unrecht gerühmt hätte. Wichtige Gründe bewogen sie, dem Herrn von Devote in seinem 50. Jahr ihre Hand zu geben. Sie beglückte ihn mit einer zahlreichen Familie, von der jedoch nur die beyden Fräuleins übrig geblieben waren. Der Hof, der ihren Gemahl von den ersten Ausschweifungen seiner Jugend an, bis auf einen gewissen unglücklichen Zufall gekannt hatte, spottete über das gute Glück ihres Gemahls, seine Familie so blühend zu sehen, und dieser redliche Mann selbst war zu bescheiden, sich einen fremden Ruhm zuzueignen. Er rächte sich indessen nicht weiter, als daß er anstatt nach der Hoffnung seiner Gemahlin, nur noch zwey Jahr zu leben 24. lebte, und nicht eher starb, bis er alle Reitze der Frau von Devote hatte verwelken sehen. Mit jeder kleinen Annehmlichkeit die ihr entfloh, entfloh ihr auch einer von ihren Liebhabern, bis sie endlich weder Liebhaber noch Annehmlichkeiten mehr zu verlieren hatte. Ihre

Flechte eine aufblühende Schönheit raubte ihe, kurz vor ihres Gemahls Tode, den letzten, einen unerfahrnen und liebenswürdigen Herrn von 16. Jahren. Auf einmal sah sie die Eitelkeiten der Welt ein, und begab sich auf ihre Güter. Die Welt, die nicht mehr ihre Reitzungen bewundern wollte, sollte nunmehr ihre Frömmigkeit bewundern müssen. Ihr Ehrgeitz, der ihre Liebe geleitet hatte, leitete auch ihre Andacht. Sie wollte unter den Andächtigen keinen geringern Rang haben, als sie unter den Buhlschwestern behauptet hatte. Als eine Buhlschwester kannte sie alle die Kunstgriffe, welche den Beyfall des menschlichen Herzens erzwingen können. Sie wuste, daß man das Lob desselben nicht leichter erhält, als wenn man es nicht zu suchen scheint. Daher ſielen niemals ihre Handlungen in das Gezwungene der Heucheley. Was war sie dem ohngeachtet bey aller ihrer Tugend weiter, als eine Frau die der Welt überdrüssig geworden war, weil diese ihrer zuerst überdrüssig ward, und die ihren Schöpfer für würdig genug hielt, die Stelle einer langen Reyhe von Liebhabern einzunehmen?

Die Entdeckungen die Herr Gutherz von Zeit zu Zeit machte, bestärkten ihn jemehr und mehr in dem ungegründeten Vorurtheil, daß man keine Tugend bey dem menschlichen Geschlecht fände, die nicht von einem oder dem andern Laster erzeugt worden wäre. „Herrliche Tugenden! rief er. Eine ganze Familie von drey Personen tugendhaft,

und jede aus einer besondern Ursache! die eine wegen des Verlusts ihrer Liebhaber, die andre aus Zwang, und die dritte aus Dumheit! „ Sein Haß trat an die Stelle seiner Hochachtung gegen die Frau von Devote. Ein Zufall entfernte ihn plötzlich von dieser Familie. Er fand von ohngefähr den Sohn eines von den Pachtern der Madam in den Armen seiner Amalie. Er besaß Menschenliebe und Weltweisheit genug, zu schweigen. Seine ganze Strafe, war sie zu verachten, und sich zu entfernen.

Sein guter Freund brachte ihn in die Dienste der Frau von Witzleben. Sie war das Mährchen der ganzen Stadt. In allen Cirkeln unterhielten sich die Damen von einer neuen Geschichte ihrer Galanterie, und jeder junge Herr, der sich betrank, betrank sich auf ihre Gesundheit. Man kannte den Herrn von Witzleben bloß durch den großen Namen seiner Gemahlin. Er hörte alle Spöttereyen mit der größten Unempfindlichkeit. Man würde sich sehr irren, wenn man ihn deswegen für einen Philosophen halten wollte. Nein! die Leidenschaft zum Spiel hatte in seinem Herzen, für keine andre Leidenschaft weiter Raum gelassen. Er der mit der unglaublichsten Kaltsinnigkeit seine Gemahlin mit allem Leichtsinn einer Buhlerin in einem Kreiß von jungen und alten Verliebten herum schwärmen sah, zitterte vor Angst, wenn er in Gefahr war, ein Sept-leva zu verlieren. Die Frau von Witzleben war eben so kaltsinnig gegen

gen die nachtheiligen Anmerkungen der Welt, als ihr Gemahl, und war niemals lustiger, als wenn sie dieser Welt die meiste Gelegenheit sich auf Kosten ihrer Ehre zu unterhalten gegeben hatte. Herr Gutherz mußte nach der Aufführung seiner gnädigen Frau nothwendig glauben, daß die Urtheile, die man von ihr fällte, gegründet wären. Niemals war sie ohne Begleitung einiger Anbether. Jetzt hüpfte sie in den zahlreichsten Gesellschaften in die Arme des einen, zischte dem andern ins Ohr, schlug den Herrn von Olmütz mit dem Fächer, zupfte den alten Herrn von Steif bey der Parucque, bestellte den Baron von Tändler vor ihren Nachttisch, und steckte dem Grafen von Wind heimlich ein Billet zu. Jetzt rückte sie den Paiatin, lächelte, sah zärtlich, seufzte, und begieng in einer Viertelstunde mehr Thorheiten, als ihr Geschichtschreiber in einem eben so langen Zeitraum würde erzählen können.

Die Begriffe des Herrn Gutherz von seiner Herrschaft waren also nicht allzuvortheilhaft für sie als er auf einmal ungewiß ward. Der Herr von Witzleben gab auf einem seiner Gartenhäuser einen Ball. Es war einer der hellsten Sommerabende, und die Gesellschaft ergötzte sich noch spät im Garten mit Spatziergängen. Die Frau von Witzleben verlohr sich unbemerkt mit einem Herrn, den seine Siege über die Ehre des schönen Geschlechts bekannt genug gemacht hatten, von der Gesellschaft. Gutherz entdeckte sie in einem ab-

gelegenen Gange, und zu Ende desselben verlohren sie sich in eine Lauberhütte. Es ist natürlich, daß ihn die Neubegierde hinter eine benachbarte Wand führte. Er hörte die Frau von **Witzleben** einigemal lachen. Die Unterredung ward ernsthafter. Es folgten heftige Verweise der Dame, und nur desto kühnere Freyheiten ihres Begleiters. Bald darauf entstand ein Geräusch, und die Frau von **Witzleben** rief um Hülfe. Die Stellung, die Unordnung seiner Gebietherin, die Verwirrung, mit der sich ihr Gesellschafter verlohr, entdeckten dem Herrn **Gutherz** sehr deutlich die Gefahr, aus der er ihre Tugend errettet hatte. Sie warf sich zitternd in die Arme ihres Befreyers, und der Schrecken zog ihr eine kleine Unpäßlichkeit zu. **Gutherz** beobachtete den Befehl zu schweigen, nicht allzugenau. Man erfuhr die Begebenheit. Niemand glaubte sie, und Jedermann hielt sie für eine feine Satyre auf die Tugend der Frau von **Witzleben.** Ihr Bedienter allein unterhielt eine weit größere Ehrerbiethung für ihre Tugend als vorher. Jedoch neue Entdeckungen die er in ihrem Character machte, stürzten ihn in seine vorige Ungewißheit. Die Frau von **Witzleben** verri[illegible] auf einmal eine ungewöhnliche Freundlichkeit. Hundertmal des Tages klingelte sie ihm, und doch war es jederzeit eine nichts bedeutende Sache die sie ihm auftrug. Er empfieng Befehle von ihr, wenn sie noch bey ihrem Nachttisch saß. Er sah Schönheiten, die man mit Fleiß nicht für ihn zu verbergen schien. Man lobte seine Geschicklichkeit und wol-

te von Niemanden, als von ihm bedient seyn. Herr Gutherz hatte Einbildung genug, von seinen liebenswürdigen Eigenschaften. Er war wohlgewachsen. Er besaß Lebensart. Er erinnerte sich an das Fräulein von Devote. Es konnte also, wie er glaubte, ganz wohl seyn, daß die Frau von Witzleben in ihm verliebt war, ob sie es auch gleich nicht in der Sommerlaube gewesen war. Die Liebe die er sich von ihr einbildete, war zureichend genug, ihn zu einem wirklichen Liebhaber zu machen. Die Frau von Witzleben entdeckte bald die so seltsame Eroberung. Sie belustigte sich mit der Verwirrung ihres Anbethers. Bald machte sie ihn durch eine strenge Begegnung vor Schrecken sprachloß. Bald gab sie ihm durch einen lächelnden Beyfall, alle seine Munterkeit wieder. An einem Nachmittag war sie freyer als sonst gegen ihn. Sie ruhte nicht eher ihn durch verschiedene kleine Umstände so lange aufzumuntern, bis er mit Zittern das Geständniß wagte, daß er gegen ihre Reitze nicht unempfindlich seyn könnte. Die Frau von Witzleben nahm seine Verwegenheit mit einem Zorn und einer Verachtung auf, die ihm den Unterschied fühlen ließ, der zwischen ihr und ihm war. Er mußte den Augenblick ihre Dienste verlassen. Doch erhielt er von ihrer Großmuth noch ein ansehnliches Geschenk, daß ihre Annehmlichkeiten über ihn gesiegt hatten.

Herr Gutherz war lange wegen ihres Characters zweifelhaft. Er fand endlich, daß sie nichts

weiter als eine Buhlschwester war. Ihr Herz besaß würklich Tugend. Und sie selbst gab sich die ersinnlichste Mühe die Welt zu überreden, daß sie nicht tugendhaft wäre. Der närrische Stolz auf Eroberungen war ihr einziger Fehler. Sie mußte alle, vom Grafen an bis auf ihren Bedienten, um sie seufzen sehen, wenn sie zufrieden seyn sollte. Und alle diese Seufzer sollten ihr zu nichts weiter nutzen, als sie zu belustigen. Ihre nachfolgende Aufführung bestätigte diesen Character. Sie ward bey reifern Jahren weiser. Sie dankte ihre Anbether ab, verbesserte ihren Gemahl, ward eine gute Mutter, und that hundert rühmliche Eigenschaften ohne den Beyfall der Welt zu erwerben. Man schalt ihre wahre Tugend Scheinheiligkeit, und gab den Ruhm der ihr zugehörte, denenjenigen, die ihn niemals verdient hatten.

Herr **Gutherz** lebte einige Zeit ganz ruhig und vergnügt von dem Geschenke das er der Gütigkeit der Frau von **Witzleben** zu danken hatte. Allein diese für ihn so glückliche Zeit verschwand. Er sah nichts als traurige Aussichten vor sich, und er konnte sie nicht sehen ohne zu murren. Als er einmal nach Hause gieng, sank hart neben ihm ein ganz wohlgekleideter Mann nieder, der von einer Ohnmacht überfallen ward. Herr **Gutherz** kam ihm zu Hülfe, und führte ihn aus einer Menge Neugieriger nach seiner Wohnung, die kaum einige Schritte entfernt lag. Der Fremde erholte sich bald wieder. Es war einer von seinen gewöhnlichen

chen Zufällen. Er dankte dem Herrn **Gutherz**, und dieſer begleitete ihn aus Vorſorge an den Ort wo er wohnte. Der Unbekannte erzeigte ihm einige Höflichkeiten, und in dem Geſpräch das er mit ihm unterhielt, erfuhr er einige von den Umſtänden des Herrn **Gutherz**. Er ließ den ſtärkſten Abſcheu für die Ungerechtigkeiten blicken, die man dem Herrn **Gutherz** erwieſen hatte. „Sie haben mit ſehr groſſen Böſewichtern zu thun gehabt, **antwortete er ihm**. Aber wundern ſie „ſich nicht, die Laſterhaften machen den gröſten „Theil des menſchlichen Geſchlechts aus. Die „wahren Weiſen, welche alle ihre Glückſeligkeit „in ſich einſchlieſſen, welche nichts wünſchen, weil „ſie nichts ihrer Wünſche würdig finden, ſind rar. „Nur bey ihnen allein findet man die wahre „Menſchenliebe. Eigennutz iſt bey dem ganzen „übrigen Pöbel, das einzige Maaß wornach er ſeine Dienſtleiſtungen abmiſſt. Ohne Belohnung, „entweder ihres Stolzes, oder ihres Geizes, oder „ihrer Wollüſte, werden ſie ohne Zähren ihren „Nebenmenſchen verderben ſehen. Und iſt dieß „unbegreiflich? Lehret ihnen nicht ſelbſt ihre Religion deswegen tugendhaft zu ſeyn, weil ſie nach „ihrem Tode belohnt werden ſollen? Können ſie „wohl alſo fähig ſeyn eine einzige edle Handlung, „bey der ihr Eigennutz nichts zu hoffen hat, auszuüben? Ich habe ein weitläuftiger Vermögen, „als ich zu den Bedürfniſſen des Lebens benöthiget bin. Sie ſind von dem Augenblick an eben „ſo unumſchränkt Herr über daſſelbe als ich. Ko-

„dern sie ohne die geringste Scheu. Ich bin „überflüßig belohnt, wenn ich mich als ein gerin„ges Werkzeug ihrer Glückseligkeit ansehen darf.„ Als er sah, daß ihm Herr Gutherz vor Erstaunung nicht antworten konnte, stund er auf und holte ein Pappier mit zehn Louis d' Or, das er ihm in die Hand drückte. „Ich bitte mir als die einzige Probe ihrer Erkänntlichkeit aus, setzte er noch hinzu, daß sie künftighin bey Niemanden als bey mir speisen wollen.„ Er entfernte sich hierauf ohne den Herrn Gutherz anzuhören, und rief seinen Bedienten ihn nach Hause zu begleiten.

Herr Gutherz würde diese ganze Begebenheit für einen Traum gehalten haben, wenn er nicht die Louis d' Or hätte sehen vor sich liegen. Dennoch war ihm das Verhalten des Unbekannten immer noch ein Räthsel. Sollte dieß noch der einzige wahre Tugendhafte in der Welt seyn? fragte er sich. Er floh den folgenden Tag zu seinem Wohlthäter. Er brach in Lobsprüche aus. „Zwingen sie mich nicht zu erröthen, fiel ihm der Fremde ins Wort. Hab ich ihnen einige Gefälligkeit erwiesen, so ist sie meine Pflicht gewesen, und die Ausübung einer Pflicht verdient niemals ein Lob.„ Herr Gutherz mußte diesen Tag den Anfang machen mit ihm zu speisen. Jede Viertelstunde entdeckte er einen neuen Werth an seinem Freund, er nannte sich le Fort. Wie viel fand er nicht an ihm zu bewundern, als er genauer mit ihm bekannt ward! Ein Mann, von den ansehnlichsten

Reich-

Reichthümern, der nach den strengsten Gesetzen der Mäßigung lebte, und allen seinen Ueberfluß darzu nutzte, die Nothleidenden glücklich zu machen! Ein Mann, der die vorzüglichsten Ehrenstellen ausgeschlagen hatte! Was für ein Thor ist der Mensch, sagte er bisweilen zu dem Herrn Gutherz, der sein kostbarstes Gut, seine Freyheit für den Glanz einer eitlen Ehre wegwerfen kann? Was sind diese Würden, so groß sie auch sind, was sind sie mehr als Fesseln, die uns an abgeschmackte Arbeiten, an die Schmeicheley, an die Leidenschaften unsrer Obern, an die Furcht, an hundertfaches andres Unglück anfesseln? Sind wir mehr oder weniger gebunden, ob wir mit goldnen oder mit eisernen Banden gebunden sind? Seine Gestalt und noch mehr sein Vermögen gefiel dem schönen Geschlecht. Es stellte ihm Netze. Er entgieng ihnen. Und dennoch stritt sein eignes Herz wider ihn. Ich würde lieben, sprach er oft zu seinem Freund, wenn die Liebe ohne gewisse Niederträchtigkeiten bestehen könnte. Aber ein vernünftiger Mann muß den Gegenstand seines eifrigsten Wunsches niemals durch die geringste Niederträchtigkeit erkaufen. Man begegnete ihm bey einer gewissen Gelegenheit in Gegenwart des Herrn Gutherz sehr unhöflich. Ich würde sie bestrafen, fieng er zu seinem Beleidiger an, wenn ich sie nicht verachtete. Alle seine Handlungen waren ein Zusammenhang von den erhabensten gesellschaftlichen Tugenden. Und dennoch schien er sie nicht deswegen zu thun um Lob zu verlangen.

Außer

Außer der Sphäre einiger Freunde war er wenigen bekannt. Selbst die, denen er Wohlthaten erwieß, kannten ihn vielmals nicht. Die meiste Zeit brachte er auf seiner Stube mit Studieren zu. Kann man von dem vollkommensten Menschen mehr verlangen? Wer ist der lasterhafteste, der ihm seine Bewunderung versagen darf? Und dennoch kann ich meinen Lesern ohne Zittern und Abscheu die Entdeckung mittheilen, die Herr Gutherz noch einiger Zeit machte, als ihm eine genaue Vertraulichkeit in dem Herzen seines Freundes zu lesen erlaubte? Kann ich ihnen sagen, daß dieser Mann der vollkommenste Menschenfreund, zugleich auch der geschwehrenste Feind der christlichen Religion war? Daß er alle Tugenden ausübte, ohne eine zukünftige und ewige Belohnung derselben zu hoffen, daß er sie bloß aus dem teuflischen Stolz that, zu zeigen, daß der Freygeist eben so tugendhaft seyn könne als der Christ? Seine verirrte Vernunft hatte ein Unding von einem Gott erfunden, der ihm das Daseyn gegeben haben sollte, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern. Was waren doch alle Wohlthaten dieses Thoren gegen das menschliche Geschlecht, wenn sein Gott wirklich war? Waren sie nicht die entsetzlichsten Grausamkeiten gegen die Nothleidenden, denen er durch seinen Beystand ein von tausend Uebeln bestürmtes Leben verlängerte, das ihnen der Barbar von einem Gott, den er glaubte, sie zu quälen gegeben hatte? Hätte er ihnen allen den Degen durch das Herz gestoßen, dann war er ihr wahrer

Wohlthäter, dann würden sie viele Jahre eher zu der glückseligen Vernichtung zurück gekehrt seyn, wo sie kein Elend weiter zu fürchten gehabt hätten. Was für Widersprüche kann der menschliche Stolz in den Herzen derjenigen vereinigen, welche die Gottheit vom Thron stürzen wollen ihre eigne Vernunft auf denselben zu setzen, und dafür von ihrer Rache dahin gegeben werden!

Dieser Bösewicht, denn der war er bey allen seinen Tugenden, kaufte seinem Freund eine Lieutenantsstelle unter den H·· Truppen. Er kam an einem Morgen zu ihm und nahm auf das freundschaftlichste Abschied. „Man verfolgt mich, sprach er, weil ich Gott nicht in eben dem Formular anbethen will, mit dem ihn andre Leute anbethen.„ Er hinterließ ihm noch einen Wechselbrief von tausend Thalern. Herr **Gutherz** war noch nicht verderbt genug, die Lehrsätze des **le Fort** zu behaupten. Gleich den meisten Verbrechern fürchtete er wenigstens den Gott, den er unfähig war zu lieben.

Seine neue Bedienung rief den Herrn **Gutherz** bald nach der Abreise seines Freundes ins Feld. Er fand hierbey neue Gelegenheit die Falschheit der menschlichen Tugenden zu entdecken. Er sah die Tollkühnheit unter der Masque der Tapferkeit. Die Herrschsucht der Prinzen, die sich aus der Asche verwüsteter Länder Denkmäler der Schande, welche die gegenwärtige Welt als Ehrensäulen ansah, bey der Nachwelt errichtete,

schwang

schwang das Schwerdt als die Vertheidigerin des Wohls ihrer Unterthanen. Betrug und Verrätherey trugen das Gewand der Klugheit und Treue. Er hörte den Held, dessen Tod die Zeitungsblätter nicht heroisch genug erheben konnten, heimlich über den Schmerz seiner Wunden winseln, und noch mit dem letzten Athemzug den Lorbeer verfluchen, den sie ihm erkauft hatten. Der Verlust eines Auges und einer Hand, nebst einem lahmen Fuß, waren seine ganze Beute. Man machte Friede, dankte den Herrn Gutherz ab, und gab ihm einen Gehalt der gleich zureichte, daß er nicht auf einmal, sondern nach und nach Hunger sterben konnte. Er nannte dieß was andre Großmuth nannten, Undankbarkeit. Er erfuhr, daß es nicht jederzeit gut sey, die Laster bey ihren wahren Namen zu nennen. Man setzte ihn ins Gefängniß. Er hatte einen Mitgefangenen, der durch tausendfache Ungerechtigkeit der Menschen gezwungen worden war, einem reichen Wucherer, wiederum um eine wichtige Summe zu betrügen. Dieser Mensch besaß List genug, ihn und sich aus dem Gefängniß zu befreyen. Er hatte das Glück gehabt, einen ziemlichen Antheil seines Raubes der Gewinnsucht seines Richters zu entziehen. Er war so großmüthig, und both seinem Freunde die Hälfte seines Schatzes an, den er an einem einsamen Orte vergraben hatte. Sie begaben sich in ein Land, wo sie sicher und unbekannt waren. Hier lebten sie gemeinschaftlich unter veränderten Namen von dem Gelde des Wucherers, das sie

als einen geringen Tribut für seine Räubereyen ansehen, und von ihrem Fleiß. Sie erkannten ihre Vergehungen, bereuten sie, und suchten sie durch löbliche Handlungen zu verbessern. Dem ohngeachtet nannte man niemals ihren Namen, ohne wenn man sie verabscheuen wollte. Sie lebten tugendhaft und unbekannt. Sie starben, nachdem sie zuvor der Welt noch viele nützliche Dienste geleistet hatten. Allein sie starben arm und verachtet, und ihr Andenken starb also mit ihnen. Keine Leichenaufschrift bezeichnete ihr Grab. Lebende Bösewichter traten oft auf ihren Staub, ohne zu wissen, daß sie auf den Staub der Tugend traten.

Wie weit verschieden von ihrem war das Glück des Herrn **Redlichs**! Er hatte kaum eine Ungerechtigkeit vollzogen, als er schon eine neue unternahm. Das Glück begünstigte sie alle. List und Vorurtheile hüllten alle seine Laster in eine undurchdringliche Wolke. Der Pöbel war blind seine Schande zu sehen, und der Kluge der sie sah, durfte es nicht sagen, ohne für einen Feind der Tugend gehalten zu werden. Wie sicher ist es, den Beyfall der Menge zu besitzen, und wie leicht besitzt man ihn, wenn man weiß, das zu scheinen, was man nicht ist! Er starb, nachdem ihn die Vorsehung seinen Nebenmenschen lange genug zur Strafe hatte leben lassen. Alle Tugenden wurden in Stein gehauen und auf sein Grab gesetzt. Der Redner und der Dichter erschöpften

alle

alle ihre Kräfte, den Verlust des großen, des tugendhaften Mannes abzuschildern. Selbst die Nachwelt trat mit Ehrerbiethung vor sein Grab, bewunderte ihn und seinen Leichenstein, und pries seine Frömmigkeit, zur Dankbarkeit für die Legate die er ihr hinterlassen hatte. Tugend! bist du mehr als ein leerer Name, mehr als das ordentliche Kennzeichen des Bösewichts? Ja, ohnfehlbar nichts weiter als dieß, wenn die Welt die einzige Richterin unsrer Tugenden und unsrer Laster wäre. Gäbe es keine Zukunft, käme unser ganze Werth auf dasjenige an, was die Menschen von uns denken, so wäre der Selbstmord, die rühmlichste, die klügste Handlung, die der Weise in seinem Leben ausüben könnte.

Der Triumph

der

tugendhaften Liebe.

Nichts rührt das menschliche Herz mit einer gröſsern Bewunderung als die leidende Tugend, welche mit ihrem Unglück ringt, sich über dasselbe empor zu heben. Eine gemeine Tugend, welche ihre Bürde, ohne zu murren, trägt, erwirbt sich bloſs das Mitleiden derjenigen Edlen, welche den Werth derselben zu schätzen wissen. Allein alsdann, wenn sie unter der Arbeit ermüdet, ihrem Elend Treſs zu bieten, wenn die Versuche, die sie wagt, sich aufzurichten, sie nur noch mehr niederdrücken, dann bleibt der Barbar selbst nicht länger unempfindlich. Er zittert, so oft er sie unter ihrer Last wanken sieht, und er frohlockt vielleicht das erstemal bey dem Glück seines Nebenmenschen, wenn er ihren Triumph über die härtesten Unglücksfälle gewahr wird. Es wird bloſs der Fehler des Geschichtschreibers seyn, wenn die Geschichte der Fräulein Harris nicht dieser Gewalt über das Herz des Lesers fähig ist.

Die Fräulein war die einzige Tochter des Ritter Harris, eines Mannes von Vermögen und vielen lobenswürdigen Eigenschaften. Die Angelegenheiten seines Vaterlandes führten den Rit-

ter noch in der erſten Jugend ſeiner Tochter nach Spanien, wo er verſchiedene Jahre, die Geſchäffte des Engliſchen Hofs beſorgen mußte. Er hinterließ ſeine Eliſabeth unter der Aufſicht ſeiner Schweſter der Frau Wardon, welche durch ihre Tugend und durch ihren Verſtand ein junges Frauenzimmer zu bilden fähig war. Die junge Harris belohnte den Eifer ihrer Tante mit der Aufmerkſamkeit gegen den Unterricht derſelben. Die Verdienſte ihres Herzens wuchſen jedes Jahr zugleich mit ihren Schönheiten. In denenjenigen Jahren, da die aufblühenden Frauenzimmer die erſte Freude über die Schmeicheleyen des andern Geſchlechts zu empfinden gewohnt ſind, beſaß ſchon ihr Herz Tugend und Klugheit genug, unter ihren Anbethern eine Menge Thoren zu verachten, welche ſich durch nichts als durch ihre Thorheiten liebenswürdig zu machen ſuchten. Der alte Ritter war über die Verdienſte ſeiner Tochter, die er aus ſeiner Schweſter und ihren eignen Briefen kennen lernte entzückt, und er ſeufzte vor Ungeduld ſie wieder zu ſehen. Sie war nunmehr bis zu demjenigen Alter aufgewachſen, da ihre Tugend, ihr Verſtand, ihre Reitzungen, und ihr Vermögen ihr den erſten Rang unter den anſehnlichſten Parthien der ganzen Grafſchaft behaupteten. Ihr Vater hatte ſeiner Schweſter ſehr oft geſchrieben, daß ſeine Tochter völlige Gewalt über ihr Herz habe, und daß er das Vertrauen zu ihrer Tugend und zu ihrer Vorſichtigkeit hege, daß ſie weder ſich noch ihre Familie durch eine ſchlimme Wahl entehren würde.

de. Elisabeth ward des Vertrauens ihres Vaters völlig würdig. Sie lächelte niemals, so unglaublich es auch einem Theil unsrer Leserinnen vorkommen wird, über die abgeschmackten Tändeleyen eines Thoren, und war allein bey dem Beyfall des vernünftigen Mannes empfindlich. Durch einen Kaltsinn, welchen ihre Mißgünstigen Stolz nannten, und welcher in gewissen Fällen die vorzüglichste Eigenschaft eines Frauenzimmers ist, entfernte sie alle die unwürdigen Liebhaber, welche bloß wegen ihrer Titel, ihrer Einkünfte, ihrer geborgten Pracht mit der sie lebten, ein Recht auf ihr Herz zu haben glaubten. Der junge Baronet Thomas Hill und der Lord Danby machten sich allein die Eroberung ihres Herzens streitig. Beyde besaßen die rühmlichsten Verdienste, und diese Verdienste waren der Grund einer Freundschaft, welche durch nichts, selbst nicht durch ihre Liebe geschwächt werden konnte. Sie wußten, daß unter zween tugendhaften Freunden, die einerley Glück suchen, niemals einer ganz unglücklich seyn kann. Das Glück seines Freundes erstickt jederzeit in einem uneigennützigen Herzen, und kein anders als dieß, ist einer wahren Freundschaft fähig, den Verdruß eben dieses Glück nicht erhalten zu haben. Die beyden Liebhaber überließen den Ausspruch über ihre Liebe der jungen Harris, mit einer unverstellten Aufrichtigkeit.

Das Herz dieses jungen Frauenzimmers war eine lange Zeit unentschlossen. Es fand eben so

vorzügliche Tugenden bey dem Baronet, als bey dem Lord. Aber es war noch jung, es war menschlich und also lange noch nicht über alle Schwachheiten ihres Geschlechtes erhaben. Der Baronet verband mit der einnehmendsten Leibesbildung eine bezaubernde Munterkeit, Witz, und mit der Fräulein einerley Geschmack an gewissen unschuldigen aber nichts bedeutenden Kleinigkeiten, welche die Welt mit dem prächtigen Namen, **Lebensart**, bezeichnet. Der Lord besaß wenigern Witz aber mehr Verstand als sein Freund. Er vermehrte seine Tugenden noch durch eine gewisse Beständigkeit, welche dem Baronet mangelte. Allein seine Miene war ernsthafter, seine Bildung weniger einnehmend, und er verband jederzeit den Liebhaber mit dem Philosophen. Was war natürlicher, als daß Fräulein **Harris** den Baronet ihrer Liebe und den Lord ihrer Freundschaft am würdigsten hielt? Nur der Schmerz das edelste Herz traurig zu machen, hielt ihre Entscheidung zwischen ihren beyden Liebhabern zurück.

Der verständige Mann liest in dem Herzen der Verstellung, und also mit noch weniger Mühe in den Herzen der Liebenden, die niemals von einer gewissen Offenherzigkeit leer seyn können. Der Lord bemerkte sehr bald den Zwang, mit dem die Fräulein ihre Neigung gegen den Baronet in seiner Gegenwart einschränkte. „Ich vergesse den Liebhaber, sprach er, als er einmal allein bey ihr war, weil es ihr Herz also will. Erlauben sie mir bloß

bloß ihr Freund, und die Freude, der erste zu seyn, der meinem Freund seine Glückseligkeit ankündigen darf.„ Er führte hierauf seinen Freund zu den Füßen der jungen Harris und vereinigte seine eignen Bitten mit den Bitten des jungen Baronets. Das ungeduldige Herz der Fräulein warf die Fesseln des Zwangs ab, unter denen sie bisher geschmachtet hatte. Sie umarmte den Baronet als ihren Liebhaber, und den Lord als ihren Freund. Die Liebe und die Freundschaft hielten ihren schönsten Triumph in diesen gefühlvollen Augenblicken. Der Lord sah das Glück seines Freundes ohne Neid, wenn er es auch nicht ohne einen heimlichen Seufzer sehen konnte. Er erinnerte sich, daß ein Theil dieser Glückseligkeit sein eignes Werk war, und er schämte sich, daß er geseufzt hatte.

Die Frau Wardon kannte die Tugenden des jungen Baronets, und sie billigte also mit vielem Beyfall die Wahl ihrer Nichte. Sie schrieb die ganze Geschichte von der Liebe derselben an ihren Bruder. Der Ritter kannte den Lord von Person, den Baronet aber nur aus dem guten Ruffe, den ihm seine Verdienste erworben hatten. Da noch über dieß die Würden und die Güther des Lords ansehnlicher waren, so hatte sein Herz eine Ursache mehr, seine Tochter lieber dem Lord als dem Baronet zu wünschen. Allein er liebte seine Tochter zu sehr, als daß er ihre Freyheit in demjenigen Fall, welcher die ganze künftige Glückseligkeit ihres Lebens entscheiden muß, hätte ein-

schränken sollen. Alle Nachrichten, die er einzog, waren voll von dem Lobe des jungen Baronets. Er ertheilte also seine Einwilligung in diese Verbindung, und da er Hoffnung hatte, bald nach seinem Vaterlande zurück zu kehren, so schob er es nur noch bis dahin auf, die beyden Liebenden völlig mit einander zu vereinigen.

Ihre Liebe zählte voll Ungeduld alle Augenblicke, bis zu dieser so sehr gewünschten Zurückkunft. Das einzige Mittel ihnen die zögernde Zeit zu verkürzen, waren die Zeitvertreibe der Liebe und der Freundschaft des Lords. Jeden Tag neue Betheuerungen sich ewig zu lieben, neue Entwürfe einer künftigen Glückseligkeit, ohne zu fürchten, daß diese Glückseligkeit stets zukünftig bleiben könnte. Die ganze Grafschaft sah bereits den Baronet als den gewissen Gemahl der Fräulein an. Unser Paar hatte das Vergnügen, den Beyfall der Vernünftigen und den Neid der Misgünstigen zu erblicken. Endlich schrieb der Ritter, daß er in wenig Tagen aus Spanien abgehen würde. Bald waren nunmehr die Wünsche der Fräulein erfüllt, und in dem Ueberfluß ihrer Freude both sie jedem Unglück Trotz, ihre Glückseligkeit zu schwächen. Hätte sie das menschliche Herz und die menschliche Glückseligkeit genauer gekannt, sie wäre vielleicht weniger kühn gewesen.

Unsre beyden Liebenden eilten in Gesellschaft ihres gemeinschaftlichen Freundes nach London, den alten Ritter desto früher zu umarmen. Die Zerstreuungen, welche die Fräulein Harris in den

verschiedenen Lustbarkeiten und Beschäfftigungen dieser großen Stadt fand, verhinderten sie einige Tage auf ihren Baronet aufmerksam zu seyn. Für ein Herz, welches liebt, sind alle die übrigen Vergnügungen sehr bald eckelhaft. Sie bereuete die Augenblicke, die sie ihrem Geliebten entzogen hatte. Aber wie erschrack sie, als sie sah, daß er diese Reue nicht verlangte! Die künstlichste Verstellung ist vor dem Auge der Liebe vergeblich. Sie klagte, und ihr Liebhaber spielte sehr übel die gezwungene Rolle des Zärtlichen. Sie machte ihm Vorwürfe, und sie gewann nichts, als daß sie ihn völlig von sich entfernte. Eine unglückliche Liebe kann niemals ohne einen Vertrauten seyn. Sie schüttete ihre Klagen in dem Schooße des Lords **Danby** aus. Der Lord seufzte mit ihr, ein Herz unglücklich zu sehen, das er so gern glücklich zu sehen wünschte. Er kannte die Untreu seines Freundes. Er hütete sich indessen, sie der Fräulein zu entdecken, weil er den Baronet auf den Weg der Tugend zurück zu führen hoffte. Sein Freund war lasterhaft und folglich auch zur Freundschaft unfähig geworden. Er gewann also nichts durch seinen Eifer als den Verlust eines unwürdigen Freundes. Die menschliche Bosheit, welche niemals froher ist, als wenn sie einen Unglücklichen von der Gewißheit seines Unglücks überzeugen kann, entdeckte der Fräulein sehr bald, was sie von der Freundschaft des Grafen nicht erfahren konnte. Sie wußte nunmehr daß die Lady **Digby** ihr den Baronet, durch alle die

gewöhnlichen Kunſtgriffe einer Buhlerin, geraubt hatte.

Die Lady Digby war nur vor kurzer Zeit mit ihrem Gemahl aus Frankreich zurückgekommen. Sie hatte daſelbſt die Gewalt aller der einnehmenden Thorheiten des ſchönen Geſchlechts erlernt, welche der Unvorſichtigkeit des männlichen ſo oft zum Fallſtrick geworden ſind. Sie ſah den jungen Baronet, und ſie glaubte, daß er ihrer Bemühungen würdig wäre. Sir Thomas errieth ſehr geſchwind ihre Abſichten. Er kannte ihre Thorheiten. Er verachtete ſie. Allein er war eitel und ſie ſchön genug, daß er auf ihre Eroberung ſtolz ſeyn konnte. Mitten in ſeinem Stolz, da er ſein Herz gegen alle Verführungen der Lady für unüberwindlich pries, da er Vergleichungen zwiſchen ihr und dem Fräulein Harris anſtellte, die jederzeit bloß für die letztere rühmlich waren, fiel er, ohne daß er ſeinen Fall gewahr wurde. Die Lady kannte ſein Herz beſſer als er ſelbſt. Sie wollte ihn nicht bloß zu Thorheiten, ſie wollte ihn zu dem Laſter ſelbſt verführen. Seine Tugend war noch das einzige Hinderniß. Sie lachte über ein Hinderniß, welches ſie aus der Erfahrung als ſehr ſchwach hatte kennen lernen. Die Lady ſiegte ehe ſie ihren Feind recht angegriffen hatte, und der Baronet war thöricht genug zu glauben, daß man ihm alles aufopferte, ohnerachtet man ihm nichts weiter aufzuopfern übrig hatte.

Einer gebrandmarkten Tugend iſt der Anblick einer reinen unſchuldigen Tugend, der ſie ehe-

deſſen

dessen gleich war, unerträglich. Wie konnte der Baronet die Gegenwart der Fräulein Harris ausstehen, da er noch nicht der verstockteste Böse-wicht war? und wo konnte er für ihren Tyränen eine sichre Zuflucht finden, als in dem Schoose eines Lasters, welches allein durch den öftern Genuß ihm diejenige Härtigkeit geben konnte, die ihm noch mangelte? Unter der Zeit da die Fräulein und ihre Freundinn den Fall einer wankelmüthigen Tugend beklagten, kam der alte Ritter in London an. Das allgemeine Gerücht und die Betrübniß seiner Tochter, entdeckten ihm die Beleidigung, durch die man seine und ihre Ehre beschimpft hatte. Er war über Beleidigungen von dieser Art am empfindlichsten. Der Verbrecher entzog sich durch eine vorsichtige Verbergung der ersten Wuth mit der er ihn aufsuchte. Seine Pflicht, rufte den Ritter bald wieder nach Spanien, und befreyete den Baronet von einer gegründeten Furcht. Er verließ seine Tochter mit dem ernsthaftesten Befehl einen unwürdigen Liebhaber zu vergessen, und er erinnerte sie, wie reichlich der Lord Danby ihren Verlust zu ersetzen fähig wäre.

Der Lord Danby erneuerte seine Hofnungen, als er sah, daß der Baronet nicht wieder zu gewinnen war. Allein er lernte an dem Herzen der jungen Harris, daß die Verachtung nicht allezeit das sicherste Mittel wider die Liebe ist, und daß es auch noch ausser den Romanen eine gewisse Beständigkeit der Liebhaber giebt. Rauben sie mir nicht ihre Freundschaft deswegen, antwortete ihm

die

die Fräulein auf seine Wünsche, die er ihr zu verstehen gab, weil mein Herz den Werth des ihrigen nicht zu schätzen weis. Ueberlassen sie es einer unglücklichen Leidenschaft, die ich tadle, ohne mich von ihr loßreißen zu können. Es ist ohnedieß ihrer unwürdig, da es ihnen den Baronet vorgezogen hat. „Der Lord erstickte mit vielem Zwange seine Liebe in den verdoppelten Pflichten der Freundschaft. Das fühlbare Herz der Fräulein sah seinen Schmerz und empfand desto stärker den ihrigen. Diese Liebe, diese Freundschaft, welche allein eine so edle Seele als die ihrige glücklich machen konnten, waren die Quellen von ihrem Unglück. Wie wäre ein härteres für sie möglich gewesen? Der Lord verdoppelte auf ihre Bitten seinen Eifer, den Baronet von denenjenigen Ausschweifungen abzuziehen, denen er sich aufopferte. Die Fräulein verlangte nichts mehr, als nur eine einzige Unterredung mit ihm. Sie schmeichelte sich, sein Herz noch unverderbt genug zu finden, daß es ihren Bitten und ihren Thränen nicht widerstehen würde. Wie gern, sagte sie oft zu dem Lord, will ich allen meinen Rechten auf sein Herz, ja meiner Glückseligkeit selbst entsagen, wenn ich ihn wieder mit der Tugend aussöhnen kann. In den Armen eines jeden tugendhaften Frauenzimmers, nur nicht in den Armen der Lady Digby werde ich ihn vielleicht ohne zu seufzen erblicken können.„

Lady **Digby** war von den Maasregeln, welche der Lord **Danby** und die Fräulein **Harris** ergriffen,

griffen, ihr den Baronet zu entreißen, mehr als zu genau unterrichtet. Sie wußte, daß Sir Thomas die Fräulein noch lange nicht ganz vergessen hatte. Sie mußte nothwendig in dem Herzen des Baronets einen unüberwindlichen Abscheu gegen die Fräulein erregen, wenn sie der Gefahr ausweichen wollte ihn zu verlieren. Sie fiel auf den seltsamsten Anschlag, zugleich ihre Furcht, ihre Rache, und ihren Haß gegen ein Frauenzimmer die tugendhafter als sie war, zu befriedigen. Selbst dieser Tugend der jungen Harris schwor sie den Untergang. Und sie, die am fähigsten war, die edelsten Herzen zu verderben, würde vielleicht ihre Wünsche erreicht haben, wenn die Tugend ohne den Schutz der Vorsehung sich selbst überlassen wäre.

Mitten unter dem Eifer, mit welchem die zärtliche Harris die Fesseln ihres undankbaren Liebhabers zu zerbrechen arbeitete, erhielt sie einen Brief von diesem Unwürdigen. Wie reuig, wie demüthig war er! Er verfluchte seine Ausschweifungen und bath sie nur noch um die einzige Gnade, daß er ihr seine Vergehungen abbitten könnte. Es wär ihm unmöglich, wie er schrieb, sie in der Gegenwart des Lords, in dessen Pallast sich die Fräulein, seit dem Tode ihrer Tante aufhielt, zu sprechen. Ein gewisser Widerwille wider den Lord blickte aus dem ganzen Briefe hervor. Er beschwor sie, morgen zu einer gewissen Stunde, auf das Landgut eines seiner Anverwandten, nicht weit von London, zu fahren, wo er sich das letztemal zu

ihren

ihren Füßen werfen wollte. Das Herz der Fräulein zerfloß in Entzückung über die Reue ihres Liebhabers. Fern von dem Stolz und der Verachtung, mit dem der meiste Theil ihres Geschlechts einem reuigen Ungetreuen begegnet seyn würde, fühlte sie nichts als das Vergnügen, seine Reue durch ihre Vorstellungen zu befestigen, und dem Lord seinen Freund wieder zu schenken. Sie eilte mit dem Briefe des Baronets sogleich zu ihm. Freuen sie sich, rief sie ihm zu, wir werden ihn stets wieder als einen tugendhaften Freund umarmen, wenn mir ihn auch gleich die Achtung für meine Ehre nicht mehr als meinen Liebhaber ansehen erlauben wird.„ Ihr Herz war zu groß, als daß es sich durch gewisse Spitzfindigkeiten der weiblichen Ehre von der Unterredung mit dem Baronet abhalten ließ. Es kam darauf an, einen Wankelmüthigen zu retten, den vielleicht eine unzeitige Verachtung wieder zu dem Laster zurücke getrieben haben würde. War nicht noch überdieß, der Ruhm, die vollkommenste Freundschaft zwischen dem Lord und dem Baronet wieder herzustellen einer kleinen Herablassung werth? Denjenigen Frauenzimmern, die mit diesen Gründen noch sehr übel zufrieden sind, eröffnen wir im Vertrauen, daß der Baronet, ungeachtet seiner Untreue immer noch geliebt wurde, und sie werden nunmehr weniger streng gegen unsre arme Harris seyn, wenn sie sich erinnern, daß der undankbarste Liebhaber der geliebt wird, selten etwas vergeblich gebethen hat.

Die Fräulein begab sich an den bestimmten
Ort, voll von der zärtlichsten Freude, über die
Aussöhnung mit dem Baronet. Seine Schaam,
ein Schmerz über seine Vergehungen, die Ver-
wirrung mit der er um Verzeihung bitten würde,
war lebhaft vor ihren Augen und versprach ihr die
fühlbarsten Scenen einer angenehmen Melancho-
lie. Ihr Herz beschloß eben so unerbittlich gegen
den Liebhaber, als gütig gegen den Freund zu
seyn. Es urtheilte scharfsichtig genug, daß die
Aussöhnung mit einem reuigen Freund für jedes
menschliche Herz eine Erhöhung, die Aussöhnung
mit einem ungetreuen Liebhaber jederzeit eine Er-
niedrigung für ein Frauenzimmer sey. Der Ba-
ronet erschien mit allen den Merkmalen eines Ver-
brechers, der den Anblick einer beleidigten Tugend
zu fürchten hat. Wie rührend waren ihre ersten
Umarmungen! Die Reden und die Mienen des
Baronets druckten die Martern der lebhaftesten
Verzweiflung aus, unter denen sein Herz zu leiden
schien. Die Wollust, das zärtlichste, das edelste
Herz zu einer vernachläßigten Pflicht wieder zurück
kehren zu sehen, glühte auf den Wangen der Frau-
lein. Der Baronet bath um Freundschaft. Man
war froh, sie ihm wieder zu schenken. Er bath
mehr, er bath um Liebe. Man widerstritt ihm
mit Gründen, mit den schlechtesten, die man aus-
sinnen konnte. Man sagte sie nur halb und mit
Zittern. Der glückliche Baronet! Er überwand;
die reichlich wurden die versäumten Minuten er-
setzt, welche eine niedrige Leidenschaft der tugend-

haften

haften Liebe geraubt hatte! Eine reine unschuldige Freude durchströhmte das Herz der Fräulein. Sie empfand noch einmal, daß sie glücklich, so vollkommen glücklich war, als sie sich wünschen konnte. Hätte sie mitten in diesen entzückenden Augenblicken die schwärzeste Boßheit muthmaßen können, die ihr wirklich den Untergang drohte? Wie erstaunte sie als sie die Verwegenheit ihres Liebhabers nach dem Grad ihrer Liebkosungen zunehmen sah! Ihre Tugend erröthete, und ihr Zorn gab ihm Verweise. Der Zorn einer Geliebten hört auf fürchterlich zu seyn, wenn er vergeblich zu seyn scheint. Die Fräulein zitterte in den Armen eines Böſewichts. Ihr Herz und ein Unwürdiger, den sie nicht hassen konnte, waren kein leichter Sieg. Sie erhielt ihn, von ihrer Tugend unterstützt, und indem sie sich von seiner niederträchtigen Brust losriß, sagte sie ihm alles was ihr eine gerechte Verachtung eingeben konnte. Mitten unter der Verachtung und dem Stolz, mit dem sie auf ihren Beleidiger herab sah, fühlte sie noch, daß sie liebte, und ihre Liebe zwang ihr Thränen und diesen Ausruf voll Zärtlichkeit ab: Undankbarer, daß ich Sie niemals geliebt hätte!

Das hartnäckigste Herz wird sehr oft durch einen kleinen Umstand erweicht, nachdem es bey den stärksten Versuchen unempfindlich geblieben war. Die Thränen und die noch übrige Zärtlichkeit der Fräulein entwafneten die Boßheit ihres Feindes. Eine wahre Reue durchdrang sein Herz. Er warf sich zu den Füßen der beleidigten Harris und be-

beſchwohr ſie mit einer Verzweiflung, die über die Verſtellung war, ihn nur noch einige Minuten anzuhören. Was konnte ſie ihm abſchlagen? Er bekannte ihr die entſetzlichſte Verrätherey, welche das Laſter erfinden konnte. Er geſtand ihr, daß ihn die Lady **Digby** ſelbſt, den abſcheulichen Vorſchlag gethan habe, der Fräulein ihre Ehre zu rauben. Sie ſah dieß, als das einzige Mittel an, ihm einen Abſcheu für ſeine Geliebte einzuprägen. Sie ſelbſt gab ihm den Brief ein, und ſchrieb ihm die Maasregeln vor, die er ergreifen müßte. Da ſie ihr ganzes Geſchlecht ohnfehlbar nach ſich beurtheilte, ſo ſchilderte ſie ihm ſeinen Sieg ſehr nicht ab. Die Fräulein ſaß vor Schrecken und Erſtaunung ſprachloß, und der Baronet beſchäfftigte ſich mit Entſchuldigungen und Verwünſchungen über die Lady **Digby**. Plötzlich eröffnete ſich die Thüre eines anſtoßenden Cabinets, und Lady **Digby** oder vielmehr eine Furie ſprang mit der ſchrecklichſten Wuth, die man ſich einbilden kann, in das Gemach. Sie hatte ſich, ohne daß es der Baronet wußte, dahin begeben, um über den Erfolg ihrer niedrigen Anſchläge zu frohlocken. Ihre Wuth war ihren übrigen Laſtern gleich als ſie ſich betrogen ſah. Sie bemächtigte ſich des Degens des Baronets, der auf einem Tiſchgen lag. Es war zweifelhaft, ob ſie ſeinen oder den Tod der Fräulein ſuchte. Der Baronet unterlief ſie. Er empfieng von derjenigen ſeine Beſtrafung, um derentwillen er ſie verdienet hatte. Die Lady ſtieß ihm aus Verſehen oder aus Rachbegierde den Degen in den Leib.

Das Geschrey der Fräulein zog einige Personen an den Ort dieses Trauerspiels, und die Lady fand in der Unordnung Gelegenheit zu entfliehen. Man brachte den Baronet auf ein Landguth des Lords Danby, das eine halbe englische Meile davon entfernet lag. Die Aerzte kündigten ihm seinen Tod an. Die Gefahr seines Verlusts verbannte aus dem Herzen der Fräulein sehr bald allen Haß, und gab es bloß den Martern der Liebe wieder Preis. Der arme Baronet flehte sie mit den wehmüthigsten Blicken an, ihm zu verzeihen. Er bath sie nur noch um eine einzige Gnade vor seinem Tode, um das Recht sie die wenigen Minuten seines Lebens über, seine Gemahlin zu nennen. Die junge Harris war lange Zeit unbeweglich. Aber sie hatte die Bitten ihres Liebhabers, die Bitten des Lords, der für seinen Freund bath, und mehr als alles dieß, ihre noch unbezwungne Zärtlichkeit wider sich. Sie reichte nach einem schweren Kampf ihre zitternde Hand hin, und der Geistliche erfüllte durch eine heimliche Verbindung die letzten Wünsche des Sir Thomas. Das Vermächtniß aller seiner Güter war die erste Probe seiner Erkänntlichkeit für die Fräulein.

Der Baronet schien nur noch wenige Augenblicke übrig zu haben, da er den Namen des Gemahls der Fräulein führen konnte. Durch eine Art von Wunderwerk, besserte es sich mit ihm. Die nunmehrige Lady Hill betrachtete zu spät mit Schrecken den Schritt, den sie gethan hatte.

Sie

Sie hatte ohne die Einwilligung ihres Vaters, und noch mehr, wider sein ausdrückliches Verboth ihre Hand weggegeben. Was mußte überdieß noch die Welt urtheilen, daß sie denjenigen zu ihrem Gemahl wählte, der niederträchtig genug gegen sie gehandelt hatte? Doch ihre Großmuth setzte sie weit über die Urtheile der Welt weg, die jedes Ding nur bloß aus einem einzigen Gesichtspunct beurtheilt, und die niemals ein Verbrechen des Baronets vergessen haben würde, wenn er es auch gleich durch die längste Reyhe von Tugenden auszulöschen gesucht hätte. Der Punct wegen ihres Vaters beunruhigte sie weit mehr. Der Lord Danby war großmüthig genug sich zur Mittelsperson vorzuschlagen. Man beschloß die schon vollzogene Verbindung für dem Ritter geheim zu halten. Er war in Sachen wegen der Ehre der eingesinnigste Mann von der Welt. Eine vernachläßigte Ehrerbiethung gegen ihn, würde er seiner Tochter schwerlich verziehen haben.

Der Baronet erlangte unter der Zeit, da man die Einwilligung des Ritters erwartete seine völlige Gesundheit. Er war der liebenswürdigste, der tugendhafteste Gemahl, der die junge Elisabeth glücklich machen konnte. Jeden Tag bath er ihr seine vorigen Vergehungen ab. Jeden Tag ließ er ihr eine neue Vollkommenheit an sich entdecken. Die junge Lady zählte mit zuversichtlichem Blick so weit in die Zukunft hinaus, lauter heitre Tage der Zufriedenheit, und der Freude. Ohnerachtet

ihrer Unglücksfälle hatte sie doch noch nicht gelernt, (und welcher Mensch lernt dieß jemals!) daß das größte gegenwärtige Glück bloß der Vorbothe eines desto größern zukünftigen Unglücks zu seyn pflegt.

Ein Abgeordneter rufte an einem Abend den Baronet plötzlich zu einem seiner Freunde, einen benachbarten Edelmann ab. Er erstaunte, daß man seinen Aufenthalt wußte. Unterdessen folgte er dem Bedienten aus Neubegierde, der ihn, statt seines Freundes auf ein nahgelegenes Dorf führte. Für Schrecken wich er zurück, als er die Person sah, die ihn zu sprechen verlangte. Es war Lady Digby. Vergeblich suchte er sich von ihr los zuwickeln. Sie hielt ihn fest eingeschlossen, und bestürmte ihn mit ihren Thränen, ihren Liebkosungen, und den gefährlichsten Waffen, die sie übrig hatte. Sie erinnerte ihn an alle ihre ehemaligen Gefälligkeiten, schilderte ihm auf das lebhafteste den Schmerz, daß sie ihn wider ihren Willen verwundet hatte, und beschwohr ihn, sie lieber selbst zu ermorden, als sie der Rache eines Gemahls aufzuopfern, der ihre Vertraulichkeiten mit ihm entdeckt hätte, und für dessen Rache weder sie noch der Baronet sicher wäre, wenn sie nicht diesen Augenblick einen andern Ort als England zu ihrem Aufenthalt erwählten. Der elende Baronet! Wenn ist jemals dem Laster die Ueberwindung eines weichmüthigen Herzens unmöglich gewesen? Er verzog von einer Minute zur andern, sein betrügerisches

Herz

Herz entſchuldigte ſeine Verzögerung jederzeit, unter dem Vorwand, die Lady zu ihrer Pflicht zurück zu führen, und das Ende war dieß, daß er durch ihre Bezauberungen ſeine eignen Pflichten vergaß. Alles, was er der Ehre und der Liebe ſchuldig war, opferte er einer nichtswürdigen Buhlerin auf, und verzog nicht länger mit ihr in England, als es nöthig war, die wichtigſten Summen auf ſeine Güter aufzunehmen.

Das allgemeine Gerücht von der Flucht der Lady Digby, und des Baronet Hill, überzeugten ihr bald ſeine unglückliche Gemahlin, von dem unerſetzlichen Verluſt den ſie erlitten hatte. Sie hatte mit ihrem Undankbaren nicht nur ihre Glückſeligkeit, ſondern auch ihre Ehre ſelbſt verlohren. Hundert Urſachen verbanden ſie, ihre Vermählung geheim zu halten. Gleichwohl eröffnete ſie voll Verzweiflung dem Lord Danby, dem einzigen Freund, den ſie noch hatte, daß ſie von dem Böſewicht ſchwanger zu ſeyn glaubte. Ihr Unglück hätte vollkommen ſeyn. Der alte Ritter ſchrieb an den Lord, daß er niemals in eine Verbindung ſeiner Tochter mit dem Baronet willigen würde, da er im Gegentheil ihre Verbindung mit dem Lord, als ſeine größte Glückſeligkeit würde gewünſcht haben, wenn ſeine Tochter nicht gegen ſich ſelbſt unmenſchlich wäre. Die Schande der verlaſſnen Lady Hill, ſchien alſo unvermeidlich zu ſeyn. Es war kein einziges Mittel übrig, ſie zu retten. Niemand

als die Seele des Lord Danby war daſſelbe auszuüben fähig. Er bath ſich bloß den Tittel ihres Gemahls von ihr aus. Die Ehre der Lady war auf dieſe Art völlig in Sicherheit, und das Kind des Baronet, konnte als das Kind des Lord Danby aufgezogen werden. Niemand als der Geiſtliche wußte ihre Vermählung mit dem Baronet, und es war nicht ganz unmöglich einen Geiſtlichen zum Stillſchweigen zu bewegen. Die Lady Hill hatte nicht viel Zeit übrig, zwiſchen der Schande und der Nothwendigkeit zu wählen. Die Vermählung ward unvermuthet in der Stille mit der Einwilligung und dem Frohlocken des alten Ritters vollzogen, der bald darauf nach Engelland zurückkehrte, ſeine Tage in der Geſellſchaft ſeines Eydams und ſeiner Tochter zu beſchlüßen. Lady Danby kam zu gehöriger Zeit mit einem Sohn nieder, den der großmüthige Lord als den ſeinigen auferziehen ließ.

Lady Eliſabeth wäre alſo nunmehr glücklich geweſen, wenn ſie keinen Wunſch, als die Sicherheit ihrer Ehre gehabt hätte. Aber bey einem Herzen voll unvergoltner Liebe, bey der Verachtung eines undankbaren Gemahls, deſſen Bild ſie vergeblich in ihrer Seele auszulöſchen ſuchte, war es ihr unmöglich die geringſte Zufriedenheit zu ſchmecken. Die vertraulichſten Unterredungen mit dem Lord, die dem Auge der Welt die entzückendſten Geſpräche eines glücklichen Ehepaars zu ſeyn ſchie-

nen,

nen, waren gemeinschaftliche Klagen jener Unglücklichen. Die Lady fand wie alle Elenden, einen Trost in der Betrübniß des Lords. Sie erschrack, als sie die eigentliche Quelle derselben entdeckte. Es war nicht bloß sein gutes Herz, so viel es auch Antheil an seinem Mitleiden hatte. Eine unüberwindliche Leidenschaft quälte ihn. Seine Großmuth hatte ihn elend gemacht. Die Rechte, welche mit dem Titel des Gemahls der Lady verbunden und ihm verboten waren, der genauere Umgang mit einer Dame die er jederzeit geliebt hatte, und viele andre Umstände vermehrten seine unglücklichen Flammen. Sie verzehrten ihn ohne daß sie seine Tugend und seine Bescheidenheit überwältigen konnten. Die Lady sah sehr leicht unter seinem Zwang, das Innerste seines Herzens. Wie empfindlich mußte es ihr seyn, daß alle die Scheine die sie that, sich zu retten, Schritte zu einem neuen Unglück für sie wurden? Ihr Freund, der alle seine Ruhe und Zufriedenheit für einen Theil der ihrigen hingab, litt, und ihr Mitleiden selbst, das einzige was sie für ihn thun konnte, vermehrte seine Martern. Nach der Untreue eines ungerechten Gemahls, war für ihr Herz kein empfindlicheres Unglück möglich. Der Lord ergrif das schmerzlichste Mittel für ihn, sich zu heilen. Er trennte sich von ihr, und begab sich nach Hof. Seine vermeynte Gemahlin blieb auf seinen Gütern, und beyde gewonnen nichts weiter dadurch, als daß sie ihre letzte armselige Glückseligkeit, den

Troſt ſich die Vertrauten ihrer Schmerzen zu ſeyn, einbüßten, und allein klagen mußten.

Einige Jahre floſſen dahin, ohne den beyden edelſten Herzen ein beſſeres Schickſal zu verſprechen. Der Lord machte nach dieſer Zeit eine wichtige Entdeckung. Der Baronet war heimlich nach Engelland zurückgekommen, aber in einem ſolchen Zuſtand, welchen ſeine Verbrechen verdienten. Lady Digby hatte ihm durch ihre Verſchwendungen in den fremden Ländern, die er mit ihr durchſchweift war, ſein ganzes Vermögen gekoſtet. Der einzige Nutzen den er von ſeinem Unglück hatte, war die Ueberzeugung, daß eine laſterhafte Liebe ſich bald oder auch ſpät mit der Verachtung der beyden Liebenden endige. Die Lady, die ihn Anfangs bis zur Raſerey liebte, ward nach und nach kaltſinniger. Sie vertauſchte ihn gegen andere Liebhaber. Sie überwarf ſich mit ihm, als ſie ihm nichts mehr zu rauben hatte, und durch ihre unerſchöpflichen Kunſtgriffe gelang es ihr, ſich mit ihrem Gemahl, der ſich wieder nach Frankreich begeben hatte, auszuſöhnen. Der Lord Digby war der elendeſte Sklave von den Reitzungen und den Thorheiten ſeiner Gemahlin. Der verachtete Baronet kehrte von einem ſelbſt verurſachten Elend, und der unzertrennlichen Gefährtin deſſelben, der Verzweiflung begleitet, wieder nach ſeinem Vaterland zurück. Er verbarg ſich in eine einſame Gegend, wo er allen Menſchen unbekannt war. Der

Gram über seine Ausschweifungen, der Verlust einer Gemahlin, deren er unwürdig war, und die Furcht für den Mangel, stürzten ihn in eine gefährliche Krankheit. Der Lord Danby forschte ihn in diesen elenden Zustande aus. Er und Lady Elisabeth unterstützten ihn heimlich durch wichtige Geldsummen, ohne daß sie es aus Vorsorge für sein Leben, wagten sich ihm zu entdecken. Der Lord konnte endlich nicht länger den Bitten der Lady widerstehen, ihr ihren Gemahl wiederzugeben. Er besuchte seinen Freund, und durch seine Aufrichtigkeit und Freundschaft überwand er die Schaam und die Zurückhaltung des Baronets. Die edelste Freundschaft erhielt alle ihre alten Rechte wieder. Der Lord ergründete das Herz seines Freundes, in Absicht auf die Lady Elisabeth. Er fand es reuig und zärtlich. Der Baronet erfuhr nunmehr die Geheimnisse von der Vermählung seines Freundes mit der Lady. Die Tugend des Lords und seiner Gemahlin, waren ihm Beweise genug von der Redlichkeit desselben. Er seufzte über seine eigne Grausamkeit mit der er die beste Gemahlin in die härtesten Unglücksfälle hätte verwickeln können. Mit vieler Mühe führte ihn der Lord zu den Füßen dieser beleidigten Gemahlin zurück. Wie edel, wie rührend war ihre Aussöhnung! Sie hielten sich beyde sprachlos umfaßt, fühlten in einem einzigen Augenblick zugleich, von der einen Seite, Vorwürfe eines quälenden Gewissens, und die Freude Vergebung zu hoffen, von der andern, alle ausgestandnen Mar-

tern einer unglücklichen Liebe, und das Glück, diese Martern überwunden zu haben. Der großmüthige Lord empfand bey dieser besondern Scene nach vielen traurigen Tagen die erste Freude wieder, die Freude über die Glückseligkeit seiner Freunde, und die unaussprechlichste Entzückung einer großen Seele, den Ruhm, der Stifter dieser Glückseligkeit zu seyn. Der Baronet umarmte wechselsweise seine Gemahlin, seinen Freund und seinen Sohn; Seine Glückseligkeit däuchte ihm kaum noch mehr als ein Traum zu seyn, und jeden Augenblick fürchtete er nur eine verstellte Zärtlichkeit in dem Auge seiner Gemahlin zu lesen.

Er war indessen noch lange nicht vollkommen glücklich. Man mußte den alten Ritter zu seinem Vortheil gewinnen. Eine Sache die sehr schwer war. Der Baronet besuchte seine Gemahlin auf den Gütern des Lords, bis zu Endigung dieser Sache nur heimlich und in verstellter Kleidung. Der Ritter hatte seit einiger Zeit einen großen Verdacht gegen seine Tochter. Die Trennung zwischen ihr und dem Lord sah er als die Folge eines Verbrechens an, das sie begangen hatte. Seine Bitten konnten dem Lord keine Erläuterung in diesem Punct abzwingen. Er schrieb dieß der Bescheidenheit desselben zu. Desto sorgfältiger beobachtete er die Aufführung seiner Tochter, aber lange Zeit vergeblich. Endlich erfuhr er, daß sie von einem schlechten Menschen heimlich sehr öfters Besuche empfieng.

pflieng. Er fand Mittel, sie in einer von ihren Zusammenkünften zu behorchen. Mit der äußersten Bestürtzung sah er seine Tochter dem Fremden Freyheiten erlauben, welche die nachläßigste Tugend verdammen mußte. Der Zorn über seine beleidigte Ehre verbitterte ihn, daß er den Verwegenen mit einem Pistol überfiel. Der Fremde war wehrlos. Die unglückliche Tochter des Harris fiel mit dem kläglichen Geschrey: Ach mein Vater! wollen sie meinen Gemahl umbringen? zu den Füßen desselben nieder. Diese unvermutheten Worte und einige Züge auf dem Gesichte des Fremden, bey denen er sich erinnerte ihn zu kennen, bewogen ihn einzuhalten. Er erfuhr nach verschiedenen verwirrten Fragen, Bitten und Verweisen, daß der Unbekannte, Sir Thomas Hill, der Gemahl seiner Tochter, und derjenige war, dem er vor einem Jahr auf einer Reise nach Frankreich bey einer gewissen Gelegenheit das Leben zu danken hatte. Der Baronet hatte dem Ritter diesen Dienst erwiesen, ohne daß er es gewagt hatte ihm zu entdecken, wem er ihm schuldig wäre. Der Haß gegen Sir Thomas, die Erkänntlichkeit des Ritters gegen seinen Erretter, die Liebe gegen seine Tochter, stritten wechselsweise einige Minuten in dem Herzen desselben. Der Lord Danby, dem man den Zufall berichtet hatte, trat unvermuthet in das Gemach, und löste dem Ritter das Geheimniß vollends auf. Durch seine Bitten, die er mit dem Flehen zweyer Liebenden vereinigte, bewegte

er

er endlich dem Ritter dem Baronet und seiner Tochter zu versehen. Er krönte seine großmüthigen Handlungen durch eine neue, indem er den Sohn des Baronet zu den seinigen erklärte, und ihm die Rechte auf seine Güter übergab. Der Baronet ersetzte wenigstens durch eine lange Reyhe tugendhafter Handlungen seine ehemaligen Verbrechen, wenn er sie auch nicht ungeschehen machen konnte. Er erkannte in den Armen seiner Gemahlin den Unterschied der wahren und falschen Liebe. Diese liebenswürdige Gemahlin empfand jetzund, daß endlich die Tugend über das Laster triumphirt, und niemals leidet, ohne zuletzt belohnt zu werden.

Die

Die Geſchichte der Fräulein von H.

aus einigen Briefen zuſammengezogen.

Stanford University Libraries

Man hat bloß diese wenigen Briefe zusammen bringen können, welche einige Nachrichten von dem Schicksal der unglücklichen Fräulein von H. mittheilen. Es werden daher bisweilen einige große Lücken in ihrer Geschichte vorkommen. Doch wird auch schon diese kleine Sammlung zureichend seyn, den Character der Fräulein und die übeln Folgen desselben kennen zu lernen. Möchten sie doch nur einen geringen Antheil darzu beytragen, die Allgemeinheit dieses Characters unter den Schönen zu vermindern und sie zu überzeugen, daß eine halbe und ganze Tugend eins sind!

Der erste Brief.

Die Fräulein von H. an die Fräulein von E.

Meine liebe E.

Hier haben sie ihre Clarisse und ihren Grandison wieder. Zanken sie so sehr mit mir als sie wollen, ich muß offenherzig gegen sie seyn. Wissen sie wohl, was ich von ihrer Clarisse denke? Es ist das dümste Mädchen, daß ich in meinem Leben gekannt habe. So viel Handlungen,

so

so viel Thorheiten. Eines albernen Freyers we-
gen, darum zu laufen? Einen so unverschämten
Kerl, wie Lovelace nicht bezwingen zu können?
Sich von ihm hundert Betrügereyen spielen zu las-
sen? Eine Kupplerin mit einer ehrlichen Frau, ein
paar nichtswürdige Mehen mit Damen von Stan-
de, und ein Bordell mit einem Pallast zu verwech-
seln? Und ach! der Schlaftrunk! Ja, der war
noch das Beste! Wissen sie wohl, was ich mir
wünschte? Sechs Lovelacen auf einmal zu Lie-
habern zu haben. Ich versichre sie, daß sie keine
Clarisse an mir finden sollten. Mit ihrer klei-
nen Heuchlerin, ihrer Byron, mag ich gar nichts
zu thun haben. Fast wollt ich, daß der erhabene
Herr Grandison (im Vorbeygehen gesagt, ein
Herr, dem ich nicht meine Hand geben möchte,
wenn er auch mehr als ein Unding seyn könnte), sich
nicht so weit herabgelassen hätte, sie der Ehre, sei-
ne Gemahlin zu seyn, zu würdigen. Ich wette
das gute Mädchen, würde eben so wie die arme
Clementine vor Liebe närrisch geworden seyn.
Fräulein Byron an einer Kette vor Liebe, sollte,
dünkt mich, kein unrechtes Gemählde für die Land-
leute des Herrn Richardson gewesen seyn, ihr
Mitleiden zu erregen. Ich glaube sehr gewiß, daß
unsre witzigen Herrn diesen Umstand nach den sinn-
reichen — — — — zu den ersten Punct ihrer
Nachahmungen würden gemacht haben. „Nun
sind sie mit ihrer elenden Critick bald fertig?„ Gleich
Fräulein E. Ich bin selbst böse auf mich. Mei-
nals, ich schwöre es ihnen, will ich den Herrn

Kunſtrichtern wieder in ihre Rechte eingreifen. Man wird gar zu leicht eben ſo abgeſchmackt, wie dieſe Herren, tadelt ohne aufzuhören, und weis oft ſelbſt nicht warum man tadelt. Wie viele ſchöne Sachen hätte ich ihnen nicht unterdeſſen erzählen können! daß ich mir dieſe ganze Woche durch die Oper, durch die Bälle, und durch Viſiten zu wenigen Augenblicken gemacht habe, daß die Gräfin von . . eine neue Art von Kopfputz, davon ſie zugleich hierbey den Abſchnitt erhalten, erfunden hat, und ich durch die Geſchicklichkeit meiner Putzmacherin die andre geworden bin, die in demſelben bey Hof erſchienen iſt. Der Name klingt ſo wunderlich. Ich warte nur auf den gelehrten Herrn von Erkelwitz, der ſoll mir ihn vorbuchſtabieren, und ich will ihnen denſelben in meinem erſten Brief nachſchicken. Aber nun, meine liebe Amalie, komme noch das Vornehmſte. Zwey neue Eroberungen auf einem einzigen Ball! Ach Amalie! welche Triumphe! welche Vergnügungen! Ein neuer Kopfputz, zwey artige junge Herren zu erobern, alle Tage in der Oper, in Cirkeln, angebethet zu werden, immer anſehnliche Summen zu gewinnen, kann man ſich mehr wünſchen? Ich muß noch eine ganz kurze Beſchreibung von meinen beyden Liebhabern anhängen. Der eine iſt nichts beſonders. Er iſt der Herr von Demitz. Er iſt eben ſo lächerlich, ſo leer an Witz und Verſtand, und dennoch ſo eingebildet auf ſeine Verdienſte, als ſeine Herrn Mitbrüder. Das gute Närrchen bildet ſich ein, mich durch die neue Livree

ſeiner Bedienten, und durch eine artige goldne Repetiruhr überwunden zu haben. Sie wiſſen Amalie, ich beſitze zu viel chriſtliche Liebe, als daß ich meinen Nächſten lange in einem offenbaren Irrthum laſſen ſollte. Aber, werden ſie ſagen, wie können ſie doch die Huldigungen eines Narren annehmen, den ſie für das halten, was er würklich iſt? Wie? meine liebe E? wollen ſie mir weniger menſchliche Schwachheit erlauben, als den erhabenſten Weiſen, welche die Welt geſehn hat? Das Portrait meines andern Liebhabers verlanget einen beſondern Brief. Jetzt ſag ich ihnen nichts mehr, als daß es ein liebenswürdiges Kind von 17. Jahren iſt. Ich bin ſeine erſte Liebe. Urtheilen ſie nun ſelbſt, wie zärtlich, wie getreu, wie ehrerbiethig er liebt! Er nähme mich heute noch zu ſeiner Gemahlin, wenn ich es ihm erlauben wollte. Ich bewache ihn ſo ſorgfältig, wie der Drache das goldne Vließ. Die alte Frau von König iſt der Jaſon, der mir es zu entführen ſucht. Sie ſammlet alle ihre verwelkten Reitzungen; Wahrhaftig, Amalie, die alten Buhlſchweſtern haben in der Liebe den beſten Geſchmack, den man ſich wünſchen kann.

Allein, ſollten ſie wohl glauben, daß ich dennoch aller meiner täglichen Siege ohngeachtet immer noch unzufrieden bin? Wundern ſie ſich nicht. Alexander der Große, (ſpotten ſie über meine Gelehrſamkeit, wenn ſie kühn genug ſind) war nicht ruhig, ſo lange er noch ein Volk vor ſich ſah, das er überwinden konnte. Ein franzöſiſcher Graf

von

von Rouviere zieht durch seine gute Gestalt, seine einnehmenden Manieren, und den Geschmack mit dem er verschwendet, die Aufmerksamkeit des ganzen Hofs an sich. Er verdiente vielleicht einige Aufmerksamkeit, wenn er nicht von dem thörichsten Stolze eingenommen wäre. Sein Kopf ist von lauter Herzoginnen und Marquisen angefüllt. Wir armen deutschen Frauenzimmer scheinen ihm durch sein gnädiges Lächeln eben so wie die Erde von einem Sonnenstrahl im Winter belebt zu werden. Der Vermegne muß gedemüthiget werden. Hören sie meinen großen Entwurf. Er soll zu meinen Füßen seufzen, unerhört seufzen und verschmachten müssen. Ich will sie von Zeit zu Zeit mit seinen verliebten Thorheiten, meinen Grausamkeiten, seiner verfallenen Gestalt, seinem Gram, in meinen künftigen Briefen genau unterhalten. „Gehorsame Dienerinn, Charlotte! Sie sind allzu gütig. Ich habe mich in diesem einzigen Brief schon auf ein ganzes Jahr an ihren Thorheiten müde gelesen.„ Gut, wenn sie meine Thorheiten nicht lesen wollen, sollen sie gar nichts von mir lesen. Was kann ich dafür, daß ich nicht so melancholisch bin, wie sie? Charlotte ist eitel, sie ist leichtsinnig. Sie hat niemals aus ihren Schwachheiten ein Geheimniß gemacht; Aber sie biethet der ganzen Welt Trotz, ein Herz, außer meiner E. ihren, aufzuweisen, welches mehr Achtung für die Tugend, mehr Redlichkeit gegen seine Freunde, und mehr Menschenliebe besitzt, als das meinige. Gewiß! sie sind zu eigensinnig. Wenn

ſie nur ein einziges Jahr bey uns in D . . . zubringen wollten! Ich wette, daß ſich ihre ganze Denkungsart ändern würde. Wenn nur ihr finſtrer R. nicht wäre! Er iſt die Urſache an allem dieſem Uebel! Wo wird ſie mein Brief ſonſt antreffen, als bey dieſem Verführer, in der einſamen Laube, wo Niemand als ihr ſeufzender R. und die Melancholie ſich ihnen nähern darf? Da werden die beyden Heuchler beyſammen ſitzen, ſich wohl gar Nachtgedanken vorleſen und mit einer phariſäiſchen Großmuth über die ganze Welt triumphiren. Bald dürfte ich das Compliment an ihn weglaſſen. Doch damit ſie ſehen, daß ich nicht rachgierig bin, ſo grüßen ſie ihn und auch ihren ehrwürdigen Magiſter, der bey meinem letzten Beſuch ſo übel mit ihrer geſchwätzigen Freundin zufrieden war. Keine Kritik in ihrer Antwort über meinen Brief.

N. Sch. Dieſen Augenblick läßt ſich der Graf von Rouviere bey mir anmelden. Eine gute Vorbedeutung für

Ihre aufrichtige Freundin
Charlotte von H.

Der zweyte Brief.

Antwort der Fräulein von E.

Meine liebſte Freundin,

Sie haben Recht. Ihr Brief hat mich bey meinem R. gefunden. Wir unterhielten uns eben von ihrer liebenswürdigen Offenherzigkeit,

keit, ihrem muntern Wiß, ihrem wahrhaftig edlen und tugendhaften Herzen. Ich habe ihren Brief meinem Freunde vorgeleſen. Keine Kritik, meine beſte Freundin. Nur Bitten der Freundſchaft, der zärtlichſten, der aufrichtigſten Freundſchaft. Kommen ſie zu uns, und machen ſie nicht länger unſere Freuden durch ihre Abweſenheit unvollkommen. Verlaſſen ſie alle dieſe abgeſchmackten Zerſtreuungen, die viel zu tief unter ihnen ſind. Dieſe lächerlichen **Demitze**, dieſe eingebildeten **Rouviere**, kurz, der ganze Hauſe von Narren ſind ihrer unwürdig. Erinnern ſie ſich, wie oft ſie ſelbſt ſich gegen mich über das unausfüllbare Leere, das ſie ſo oft mitten unter ihren Ergötzlichkeiten empfinden, beklagt haben. Dieß iſt der überzeugendſte Beweiß, daß ihr Herz viel zu groß iſt, als daß es ein wahres Vergnügen in denenſelben finden ſollte. Eine unglückliche Gewohnheit allein verbirgt ihnen noch das unerträgliche Lächerliche, welches niemals von dem Gelärm der Höfe getrennet zu ſeyn pflegt. Wenige Tage, die ſie mit uns in unſern einſamen Fluren zubringen, werden zureichend ſeyn, ſie zu überführen, daß die wahre Freude ſelten da wohnet, wo ſie mit dem meiſten Pomp umgeben zu ſeyn ſcheint. Der rechtſchafne Baron von K. macht ihnen durch mich ſeine Empfehlung. Wie glücklich würde ich ſeyn, wenn der Himmel meine Wünſche erhörte, und ihr Herz nicht länger gegen die Verdienſte dieſes redlichen Herrn unempfindlich ſeyn ließ. Eilen ſie zu uns, meine liebe **Charlotte**. Die Liebe, die Freundſchaft

und die Unglückliche erwarten sie. Die beyden erstern werden durch ihre Zärtlichkeit und durch ihren Scherz, und die letztern durch den Dank, mit dem sie ihr großmüthiges Herz segnen werden, ihnen jeden Augenblick ihres Lebens zur Wollust machen. Vergessen sie diese nichtswürdigen Kouvieren, und überlassen sie dieselben ihrem phantastischen Stolz! Der Thor kann nicht ärger bestraft werden, als wenn man ihn nicht von dem Irrthum befreyet, dem er sich aufopfert. Der Ehrgeiz der Eroberer ist für das männliche Geschlecht eben so schändlich als er für das unsrige lächerlich ist. Fürchten sie sich, Fräulein H. Mancher Eroberer wurde von demjenigen überwunden, dem er Fesseln anlegen wollte. Ich beschlüße mit dem Anfange ihres Briefes. Ihr Tadel, der zwey vortreflichsten Werke, die für die Ehre unsers Geschlechts geschrieben worden sind, macht mich nicht irre. Das Herz meiner Charlotte muß nothwendig die Tugend hochhalten, und es kann also weder einer leidenden Clarisse sein Mitleiden, noch einer erhabenen Byron seine Bewunderung versagen. Ich will ihre Offenherzigkeit durch die meinige belohnen. Ihr Tadel hat mich überzeugt, wie gern sie selbst Clarisse oder Henriette Byron zu seyn wünschen. Unser stolzes Herz seufzt, wenn es Vollkommenheiten an andern erblickt, die uns mangeln. Indem wir heimlich ihnen gleich zu seyn wünschen, suchen wir sie durch unsern Tadel zu erniedrigen, und glauben uns durch ihre Erniedrigung eine Vollkom-

men-

menheit mehr zu erwerben. Sie dürfen nur wollen und ihr Herz wird diesen kleinen Kunstgriff des menschlichen Stolzes nicht nöthig haben. Ich und mein N. umarmen sie. Leben sie wohl!

Der dritte Brief.

Die Fräulein H. an die Fräulein von E.

Ich bin heute grämisch, Amalie, außerordentlich grämisch. Der Kopf thut mir unbeschreiblich weh. Ich glaube, es kömmt von einer Aergerniß über meine Putzmacherin her. Man ist auch recht unglücklich, daß man sich mit so ungeschickten Leuten quälen muß. Meine dumme Hannchen hat der Amourette das Halsband zu feste geknüpft. Das arme Thier ist fast erstickt. Es vereiniget sich heute alles, mich verdrüßlich zu machen. Hunderterley habe ich angefangen, aber nichts habe ich über eine halbe Minute fortgesetzt, als diesen Brief. Es steht bey meinem Verdruß, ob ich noch lange fortschreiben werde. Dächten sie wohl, daß ich mir bey ihnen zu seyn wünschte? D. ist mir unerträglich. Ich gähne in der Oper, vergesse im Spiel die Matador, und schlafe beym Ball ein. Es ist würklich auf ihren kleinen Landgütgen weit angenehmer. Man hat doch da schattigte Wälder, rieselnde Bäche, blühende Thäler, und was weiß ich selbst alles, was ihre Herren Poeten für Vergnügungen um einer alten Bauerhütte herum zu finden wissen. Gewiß, Amalie, ich wäre schon in S'' dorf, wenn mich eins nicht

abhielte. Und was? Nichts als ihr verzweifelter A. Ich weiß, so wenig ich mich hier vor einem Haufen Phantasten verbergen kann, so wenig würde ich mich dort vor ihm verbergen können, wenn ich nicht in einen hohlen Baum oder in einen verfallenen Schacht stiege. Alle Augenblicke würde er mich mit seiner Liebe quälen. Und ihr weinender R. würde mir auf allen Schritten mit einem Buch unter dem Arm nachlaufen und mich fragen, ob er mir etwas vorlesen sollte. Nein! Ich will hier bleiben. Kommen sie dafür zu mir, aber ohne den Baron von K. den Herrn von R. erlaube ich ihnen mit zu bringen, weil ich sie doch sonst nimmermehr bey mir sehen würde. Wir wollen uns mit einander durch den Spott über die Thoren die Zeit verkürzen, und ich versichere sie, daß wir hier unsere Materie so leicht nicht erschöpfen werden. Der Graf von Rouviere allein würde uns Stoff genug verschaffen können. Ich bin sehr oft mit ihm in Gesellschaft gewesen. Wie albern, wie abgeschmackt ist er! Ich weiß nicht, durch was für eine Bezauberung er das Lob der Damen und den Neid seines Geschlechts hat erzwingen können. Wie viel Zwang, wenn er artig seyn will! Wie viel lächerlicher Stolz, wenn er demüthig ist! Kurz, Amalie, der Graf besitzt alle Thorheiten zusammen, die seine Herren Mitbrüder nur einzeln besitzen. Sollten sie sich indessen wohl einbilden, daß dieser Held, der über so viele Herzoginnen und Marquisen triumphiret hat, der Sklave der Frau von Altenfeldt, die so unglücklich war, die

mei-

meiſten ihrer Anbether zu überleben, geworden iſt? Ja, meine liebe Freundin, die ehrwürdigen Runzeln dieſer patriotiſchen Dame rächen an uns die Verachtung eines eingebildeten Franzoſen. Ich bin geſtern ein perſönlicher Zeuge von dem Triumph der Frau von **Altenfeldt** geweſen. So froh ich bin, den lächerlichen **Rouviere** gedemüthiget zu ſehen, ſo kann ich ihn doch ohnmöglich ohne Aergerniß in der Geſellſchaft der Frau von **Altenfeldt** erblicken. Wie viel abgeſchmackte Auftritte in einer einzigen halben Stunde folgten auf einander! Sind denn alle Verliebten ſo närriſch, **Amalie**? Gewiß, ſo wollte ich ſchwören, es niemals in meinem Leben zu werden. Es wird ſo keine Gefahr haben. Wenn ich noch zwey Tage fortfahre; ſo mürriſch zu ſeyn, wie heute, ſo iſt es um alle meine demüthigen Diener und Anbether geſchehen. Ich will ſie alle abdanken. Selbſt **Rouviere**.. Was iſts? Ein Bedienter der Frau von **Altenfeldt**! Verzeihen ſie meiner Neugierde. Ich muß abbrechen.. ..

Die Frau von **Altenfeldt** iſt ſtolz auf ihre Eroberung. Sie verlangt Zeugen; Ich ſoll ſie Morgen auf ihr Guth nach P. begleiten. **Rouviere** wird auch von der Geſellſchaft ſeyn. Es hätte ſich doch wohl nicht geſchickt es auszuſchlagen? Gut! Ich will mit fahren. Aber die gute Dame ſoll mir den Verdruß, ihre verliebten Thorheiten anzuſehen, theuer genug bezahlen müſſen. Ja, **Amalie**, wenn die Natur ihrer **Charlotte** einigen Witz mitgetheilet hat, ſo ſoll er mor-

gen gewiß nicht ungenützt bleiben. Aber nicht ein Wort mehr! Es ist schon spät, und es sind noch hundert kleine Anstalten auf Morgen übrig. Man muß durch einen wohlgewählten Putz den Triumph der Frau von Altenfeldt zu erhöhen suchen, damit sie den Ruhm behält, durch die bloße erstorbene Natur für das Herz eines Franzosen gefährlich zu seyn. Vergeben sie dieß unnütze Gewäsche,

Ihrer wunderlichen L.

Zwischen diesem und dem folgenden Brief wird der Leser eine große Lücke wahrnehmen. Eine unglückliche Liebe hatte ohnfehlbar die Fräulein von L. nachläßig in der Correspondenz mit ihrer Freundin gemacht. Wenn wir strafbar sind, vermeynden wir mehr als zu eifrig die Augen der Tugendhaften. Das Stillschweigen ihrer Freundin und gewisse Nachrichten veranlasseten dahero die Fräulein von E. zu dem folgenden vierten Brief.

Der vierte Brief.

Die Fräulein von E. an ihre Freundin.

Meine liebe Charlotte,

Seit drey ganzen Monathen keinen einzigen Brief von ihnen zu erhalten! Wirklich, diese Nachläßigkeit in der Freundschaft, hätte ich ihnen so leicht nicht zugetraut. Sollte ich wohl vielleicht meine L. in einigen meiner letzten B. sie beleidiget haben? Sollte sie über einen unschuldigen Scherz der Freundschaft empfindlich seyn können?

nen? Nein! ich bin nichts weniger als überzeugt von ihrer Liebe gegen den Grafen von Rouviere, und wenn ich ihnen geschrieben habe, daß ich es bin, so ist es aus keiner andern Ursache geschehen, als dem Witz meiner Freundin Gelegenheit zu geben, mich zu vergnügen. Ihr Herz ist zu edel, als daß es einen Menschen lieben sollte, der nach ihrer eigenen Abschilderung der lächerlichste Thor ist. Verschiedene Nachrichten, haben mir den Grafen unter einen noch weit schlimmern Character abgezeichnet. Sie beschreiben ihn als einen Heuchler, der keine andern Gesetze, als die Gesetze seiner Leidenschaften kennet, und dem kein Laster zu viel ist, sie zu befriedigen. Er mißbraucht nach eben dieser Beschreibung seinen Verstand und seine vortheilhafte Bildung zum Verderben unsers Geschlechts, und krönet noch alle seine Laster durch die Grausamkeit, daß er öffentlich über die Schande derjenigen frohlockt, die er unglücklich gemacht hat. Ich weiß wie vieler Erdichtungen die Verleumdung fähig ist. Ich schreibe ihnen also diese Nachrichten aus keiner andern Absicht, als damit sie mich in den Stand setzen mögen, die Unschuld des Grafen zu vertheidigen, wenn er welche besitzt. Der Herr von Abgrund hat mir bey einem Besuch, den er auf der Rückreise von D. nach L. bey uns abgelegt hat, gesagt daß sie dem Grafen von Rouviere bey ihren Gesellschaften zulassen. Es ist eine gute Vorbedeutung für diesen Herrn. Meine Charlotte würde niemals einem Bösewicht ihren Umgang erlauben, und ihr Auge würde

de ihn sehr leicht auch unter der künstlichsten Maske entdecken können. Ich würde indessen den Besuch des Herrn von Abgrund sehr gerne entbehrt haben. Nur die äußerste Höflichkeit hat mich bewogen, ihm meine Verachtung zu verbergen. Mit was für einer Menge unerbethner Histörchen, auf Kosten der D. Damen, hat er uns unterhalten! Vielbedeutende Augenwinke, ein geheimnißvolles Lächeln, ein mehr als zu plauderhaftes Stillschweigen, elende Spöttereyen, alles im Ueberfluß. Können uns denn die Mannspersonen niemals zum Gegenstand ihrer Gespräche machen, ohne die Rolle eines Betrügers, oder eines Verleumders zu spielen? Diese Thoren, werden sie sagen, verdienen nichts weiter als unsere Verachtung. Ja, meine liebe Freundin, ich verachte sie selbst. Es ist aber unterdessen noch eine weit lobenswürdigere Rache übrig, die ein Frauenzimmer an diesen niedrigen Geschöpfen ausüben kann; die Rache, sich so aufzuführen, daß ihren Verleumdungen Niemand glaubt. Doch genug von diesen Nichtswürdigen. Ich habe von weit angenehmern Sachen mit ihnen zu schwatzen. Sie sehen, aus dem eingeschlossenen Brief, die Gesundheit ihrer theuersten Mama, und die Erlaubniß, die sie mir ertheilt hat, sie zu Ende des künftigen Monaths aus D. abzuholen. O meine Charlotte, wie freue ich mich auf den Augenblick, sie wieder zu umarmen! Wie glücklich werde ich seyn, wenn sie ganz wieder meine sind, wenn ich sie nicht mehr mit diesen verführerischen Ergötzlichkeiten

des Hofs werde theilen dürfen. Eher werde ich nicht wieder ganz ruhig, bis ich sie wieder an meiner Seite in der kleinen Sommerlaube sehe, wo so oft der Scherz und die Freundschaft um uns herumgeschwärmt haben. Fürchten sie nichts von dem armen Baron von K. Seine Geschäfte haben ihn auf ein ganzes Jahr nach **Berlin** genöthiget. Ich habe noch das wichtigste Stück meines Briefes übrig gelassen. Ich beschwöhre sie bey der heiligsten Freundschaft, die unter uns ist, nehmen sie sich der Frau von **Coulange** an, welche ihnen diesen Brief übergeben wird. Sie ist eine Unglückliche, welche für ihre Tugend und Liebe von einem undankbaren Ehegatten verlassen worden ist, nachdem er ihr Vermögen verschwendet hatte. Die Grausamkeit des Herrn von **Coulange** hat die Liebe seiner Gemahlin nicht schwächen können. Sie liebt ihn noch mit aller der ersten Stärke, die ein so zärtliches Herz empfinden kann, und es fällt ihr sehr leicht, Entschuldigungen für seine Vergehungen zu erfinden. Sie erfuhr, daß sich ihr Undankbarer unter dem Namen des Herrn von **Kennefort** zu **Berlin** aufhielt. Sie ist ihm ungeachtet der größten Hindernisse, die sich ihr widersetzten, aus Frankreich dahin nachgefolget. Man sagte ihr hier, daß er nach Dr. abgegangen sey. Der Zufall hat uns in L. mit ihr bekannt gemacht. Ich beschwöhre sie nochmals, ihr in ihren vielleicht unvergoltnen Bemühungen um ihren unwürdigen Gemahl beyzustehen. Was für abscheuliche Geschöpfe giebt es unter dem männlichen Geschlechte!

Ich

Ich glaube immer noch, daß ich unpartheyisch urtheile, wenn ich das unfrige noch für einen Grad tugendhafter halte. Nicht wahr, sie unterschreiben das Urtheil

Ihrer beständigen Freundin
Amalie von L.

Der fünfte Brief.

Antwort der Fräulein von H. auf das vorhergehende.

Meine Theuerste,

Ich kann ihnen nur in wenigen Worten die Versicherung geben, daß ich sie aufrichtig liebe. Meine Geschäfte, oder aufrichtiger, meine verschiedenen Arten von Müßiggang erlauben mir nicht, weitläuftig zu seyn. Es ist heute bey der Gräfin von ** Ball und die Sänfte wartet auf mich. Unter zween Monathen kann ich unmöglich nach S** kommen. Es fallen auf den künftigen Monath verschiedene Due Lustbarkeiten bey Hof ein, und es versteht sich, daß sie unvollkommen seyn würden, wenn ihre Charlotte sie nicht mit ihrer Gegenwart beehrte. Wir werden allemal noch Zeit genug übrig behalten, auf ihren altmodischen Versailles Veilchen zu pflücken, ihren K. mit Blumen zu werfen, die zwey alten Eichen zu besuchen, die ihr Urgroßvater mit seiner Gemahlin an ihrer Hochzeit gepflanzt hat, und

was sonst noch für herrliche Vergnügungen auf uns warten werden. Bitten sie meine Mamma, daß sie mich noch einige Zeit in D. läßt. Wie gern wünschte ich sie bey mir zu sehen, wenn sie ohne ihre Philosophie kommen könnten! Aber wahrhaftig! Fräulein, wenn sie die mit brächten, so würden wir in den Cirkeln einen sehr artigen Aufzug machen. Glauben sie nicht, daß ich in D. meinen Verstand verlohren habe. Ich weiß noch, wie weit unschätzbarer sie sind, als alle die hiesigen Thörinnen, selbst meine würdige Tante, ohne das Recht der Gastfreyheit zu beleidigen, mit eingeschlossen, unter denen ich herumschwärme. Allein es ist doch auch gewiß, daß der Weise unter einem Haufen Thoren eben so lächerlich läßt, als der Narr unter einer Gesellschaft Weisen. Sollte nicht ein halber Narr und ein halber Weiser, der klügste Mann auf dem ganzen Erdboden seyn? Er schickt sich für alle beyde Classen von Leuten und .. Die verzweifelte Seuche zu moralisiren! die habe ich von ihnen, und sie gottlose E. werden mich heute um die Hälfte vom Ball bringen. Nur noch ein Wort! Triumph! Amalie! Bücken sie sich, bücken sie sich für ihre siegreiche H.! Rouviere, der arme Rouviere seufzt. Glauben sie nicht, daß er so ein Böswicht ist; Er ist so ehrerbiethig, so zahm, wie ein Lamm. Er zittert vor der geringsten Miene ihrer H. Ich bin selbst ehedessen ungerecht gegen ihm gewesen. Ich entdecke verschiedene gute Eigenschaften an ihm, die ihm einen Theil meiner Hochachtung erwerben. Aber mich

lie-

lieben zu lehren? das ſoll er ſich unterſtehen! Wie will ich ihn quälen! Was für ſchlafloſe Nächte! was für unruhige Tage ſoll er haben! Gönnen ſie mir immer dieſe unſchuldige Freude. Die Tage ſind kurz, da wir die Tyrannen dieſer Mannsperſonen ſeyn dürfen, die ſich ein ungegründetes Recht einbilden, auf alle unſere übrigen Tage, die unſrigen zu ſeyn. Die Kürze muß durch die Grauſamkeit erſetzet werden. Ich verbitte in ihrer Antwort allen gelehrten Beweiß aus der Geſchichte, daß der Sklave ſehr oft der Beherrſcher ſeines Tyrannen geworden iſt. Dieſen Gedanken darf ſich Kouviere nicht einmal einfallen laſſen, vielweniger meine L. Himmel! Es ſchlägt 7. und ich bin noch nicht fertig! Da iſt noch dieſe wunderliche Frau von Coulange übrig. Eine gute, rechtſchaffene, tugendhafte Frau. Ich bin völlig ihrer Meynung. Ich habe ihr ſo gar bereits meine ganze Freundſchaft und einen Theil meiner Vertraulichkeit geſchenkt. Allein dem ohngeachtet bleibt es gewiß, die Urſache ihrer Reiſe aus Frankreich nach D. iſt die gröſte Thorheit, die ſie in ihrem Leben begehen konnte. Ich ſchwöhre es ihnen, ich reiſte um zehn Männer willen nicht von D. bis nach S.. dorf. Wenn ich ſie nicht vor mir ſähe, ſo würde ich nimmermehr ihren Character unter den Deutſchen, vielweniger unter den Franzöſinnen geſucht haben. Doch man muß den Grillen ſeines Nächſtens und alſo auch den Grillen der Frau von Coulange nachzuſehen wiſſen, und ihr ihren Mann wiedergeben, wenn es möglich iſt! Seit einigen

Tagen sind alle Bemühungen vergeblich gewesen. Die arme Frau weiß den Namen ihres Bösewichts nicht, unter dem er sich hier aufhält und von einem Herrn von Rennefort weiß hier Niemand ein Wort. Ich will sie dem Grafen von Rouviere vorstellen. Vielleicht kann er ihr Dienste leisten. Noch hunderterley Dinge habe ich übrig, von diesem närrischen Herrn von Abgrund, von der Aufführung, eines Frauenzimmers, in Absicht auf die Verleumdung, ein sehr streitiger Punct unter uns, Fräulein! Allein dieß letzte erfordert eine eigene gelehrte Abhandlung. Itzt nicht ein Wort mehr, als nur noch sehr eilfertig.

Ihre unveränderliche Freundin,
Charlotte von H.

Der sechste Brief.

Von dem Baron von K. an den Herrn von R. aus Berlin.

Werthester Freund,

Ich zittre vor Schrecken über die Neuigkeit die ich ihnen schreiben muß. Ich saß gestern auf dem Coffeehause neben einem Menschen, der unter dem Namen eines Spielers bekannt ist. Er zog einen Brief aus der Tasche, und riß ein Stück Papier ab, seine Pfeife anzuzünden. Eine ziemliche Trunkenheit verhinderte ihn, den Brief gut zu verwahren. Er zog ihn bald wieder mit dem Schnupf-

tuche heraus, und ließ ihn auf die Erde fallen. Er taumelte gleich aus dem Cabinet, wo wir saßen, in die Billiardstube, als er ihn fallen ließ. Ich hob den Brief auf, ihm denselben zu geben. Ich erblickte den Namen der Fräulein von H. in demselben. Sie kennen mein Herz, daß es bey diesem Namen nicht gleichgültig seyn kann. Ich laß einige Zeilen, und diese bewogen mich den Brief ganz zu lesen, und die Pflicht eine bedrohte Tugend zu retten, zwang mich wider meinen Willen zu einem Diebstahl. Es war Niemand in dem Cabinet, der meinen Raub gewahr ward. Ich schicke ihnen hierbey den gefundenen Brief. Sie ersehen aus demselben die Anschläge, welche die Bosheit gegen die Tugend der armen Fräulein gemacht hat. Retten sie die unglückliche H. wenn es noch möglich ist. Sie wird nicht länger an der Gefahr zweifeln, wenn sie den Brief selbst liest. Ihr Herz ist edel. Es ist bloß unglücklich, daß es die Gefahr nicht kennet. Wie glücklich wäre ihr Freund, wenn seine Entdeckungen den Nebel von Eitelkeiten, der die arme Fräulein umgiebt, zerstreuen könnte! Er würde sodann vielleicht noch mehr hoffen dürfen, als die Fräulein von H. bloß tugendhaft zu wissen. Befördern sie durch ihre Eilfertigkeit die Glückseligkeit ihres ꝛc.

Der siebende Brief.

Von dem Grafen von Rouviere an den Herrn von St. Albin,

(Er war in dem vorigen eingeschlossen.)

Ehrlicher St. Albin,

Alles geht glücklich in D. Der Name des Grafen von Rouviere hat den armen Landedelmann aus Gascogne in die vornehmsten Gesellschaften eingeführt. Dank sey es dem dummen la Fond, daß er sich so ansehnliche Summen hat abgewinnen lassen! Ohne ihn wäre ich nimmermehr Graf geworden. Verwundre mich Kerl, wenn du Geschicklichkeit genug besitzest, meine Verdienste einzusehen. In weniger als einem Monath, über mehr als zwanzig Herzen zu triumphiren, zu deren jeden dir ein ganzer Monath kaum zureichend gewesen seyn würde? Dieß laß mir eine Heldenthat seyn, welche noch kein Weltbezwinger gethan hat. Und doch glänzen die Ohnmächtigen im Tempel der Unsterblichkeit, und dein Freund, größer als sie, wird vergessen. Unbillige Fama! Alle seufzen, und nur zwey, eine alte Frau und der Engel unter den Schönen, sind gewürdiget worden, daß ihnen ihr Sultan, der Graf von Rouviere, das Schnupftuch zugeworfen hat. „Ha! eine alte Frau und ein Engel unter den Schönen!„ Einfältiger Tropf, ich sehe, ich muß mich herablassen, wenn ein schwaches Gehirn nicht eine gefährliche Erschütterung leiden soll.

Wisse demnach, Freund, daß ich eine alte und eine junge Geliebte habe, die Frau von Altenfeldt und die Fräulein von H. Du, als ein braver Soldat, weißt, daß man eine alte verfallne Vestung nur auffordern darf, ohne einen einzigen Laufgraben zu eröffnen. Die Frau von Altenfeldt eröffnete bey dem ersten Angriff die Thore, und ergab sich auf Discretion. Du wunderst dich immer noch über meine Eroberung? Dummer Teufel, man sieht, daß du noch niemals der Liebhaber einer alten Frau gewesen bist. Die Frau von Altenfeldt besitzt unermeßliche Reichthümer, eine prächtige Kutsche, eine kostbare Livree, die auserlesenste Tafel und alle nur mögliche Verschwendungen zu unterhalten. Sollte das nicht der Mühe werth seyn, einer Frau, die vor zwanzig Jahren noch schön gesehen hat, einige Gefälligkeiten zu erweisen? Allein Freund, höre noch eine weit wichtigere Ursache. Die Fräulein von H. war für Niemanden überwindlich, als für den Liebhaber der Frau von Altenfeldt. Und dennoch verdiente unter allen Schönheiten des D. Hofs keine als sie von einem Rouviere bezwungen zu werden. Nun alter Gascogner, sage mir kein Wort mehr, von deiner Belagerung von Bergenopzoom. Sie ist Kinderspiel gegen die Eroberung einer Fräulein von H. Wie dumm würde sich St. Albin dabey angestellt haben? Er würde geseufzt haben, und ausgelacht worden seyn. Was für List gehört darzu, den Character einer Dame zu kennen, die ihn selbst nicht kennet, die aus einer halben

Buh-

Bahl- und einer halben Bethſchweſter zuſammengeſetzt iſt, die von allen geliebt ſeyn, und Niemanden wieder lieben will. Du haſt hundertmal von deinem alten General der Paphiſchen Göttin gehört, daß dergleichen Poſten nur einer Ueberrumpelung fähig ſind. Man muß ihre ſchwache Seite kennen lernen; die Schwäche der Fräulein iſt, von allen angebethet zu ſeyn. Man muß ſie alſo nicht anbethen. Sie trägt einen perſönlichen Haß gegen die Frau von **Altenfeldt**, die nahe bey ihrem funfzigſten Jahr noch ſchön zu ſeyn glaubt, weil ſie in ihrer Jugend nicht häßlich geweſen iſt. Man liebt alſo die Frau von Altenfeldt. Die Fräulein von L. wird eiferſüchtig. Sie ſpielt die Rolle einer Spröden, und ſie ſpielt ſie übel. Man läßt ihr nach und nach Hochachtung, man läßt ihr einige Verdienſte ſpühren. Aber bey Strafe kein Wort von der Liebe! Dieß erweckt die Hochachtung der Fräulein, und dieſe Hochachtung wird mit der Zeit Liebe, ohne daß ſie es ſelbſt weiß. Dieß erfordert Zeit, aber es bringt auch Ruhm. Es iſt wahr, mein lieber St. Albin, ſchon drey Monath ſind die Laufgräben eröffnet, und noch iſt kein Außenwerk erobert. Aber alles iſt untermirt. Bey der erſten Maskerade ſollen ſie alle in die Luft fliegen. Nur noch vierzehn Tage und der Accord iſt richtig!

*) Das übrige von dem Briefe war weggeriſſen und auf dem andern Blatte ſtunden folgende Worte:

N. S. Alles iſt verlohren, St. Albin! Die verdammte Frau von Coulange! Man will mir

noch gar die Ehre anthun, und mich zu ihren Patron machen. Kaum noch einige Tage sind für alle meine Hofnungen wegen der Fräulein von H. übrig. Ein hitziger Angrif ist noch die einzige Zuflucht. Erwarte in kurzer Zeit Nachrichten, welche deine Erstaunung und deine Verwunderung verdienen.

Der achte Brief.

Von der Fräulein von E. an den Herrn von R.

Mein lieber R.

Ich wundre mich, daß ich noch fähig bin, ihnen zu schreiben. Urtheilen sie von meiner Bestürzung. Ich komme vor einer halben Stunde in D. an, und steige bey der Tante der Fräulein von H. ab, voll Entzückung meine beste Freundin zu umarmen. Man sagt mir, daß sie schon gestern unvermuthet nach S**dorf abgereist sey, und doch komme ich heute erst selbst von S..dorf. Ich fahre voll Verwirrung zu der Frau von Coulange, und sie weiß mir nichts mehr zu sagen, als daß der Graf von Rouviere gleichfalls vor einigen Tagen unsichtbar geworden sey. Ich fürchte mich, Nachrichten von der armen Charlotte zu hören, und doch muß ich sie wissen, wenn ich ruhig seyn soll. Geben sie sich alle Mühe, sie auszuforschen. Sollte eine unglückliche Leidenschaft ... Aber ihr Herz war gleichwohl edel? Ach! dieser elende Adel unsers Herzens! Wie wohl vermag

er ſich ſehr oft mit der Niedrigkeit unſrer Begierden. Tröſten ſie die unglückliche Frau von H. und ſchonen ſie bey der Erzahlung ſo viel als möglich iſt, die Ehre der noch unglücklichern Charlotte. Sie ſchonen in ihr zugleich die Ehre,

Ihrer
Amalia von E.

Folgendes angefangene Billet des Grafen von Rouviere an den St Albin iſt nicht würklich abgeſchickt worden. Die Freunde der Fräulein von H. fanden es nach einiger Zeit in den zurückgelaſſenen Briefen deſſelben.

Der neunte Brief.

Siehſt du St. Albin, ein ehrlicher Mann hält Wort. Die Veſtung iſt über. Vorgeſtern war Oper, und dieß Frauenzimmer will ich ſehen, daß nach einer Oper gegen Rouvieren unerbittlich ſeyn ſoll. Ich bin ſeit geſtern in einem elenden Neſt auf der B. . . Gränze, und ich erwarte heute die Fräulein von H. oder vielmehr ihren Diamantſchmuck, den ſie mitbringen wird. Sie hat nunmehr nichts weiter übrig, als zu gehorchen. Eine Caroſſe! Ha, ha! die gehorſame Dienerin deines Freundes, die Fräulein von H. .

Der zehnte Brief.

Von der Fräulein von H. an die Frau von Coulange.

Madame,

Ich kenne ihre Freundschaft und ihre Verschwiegenheit. Sie kennen noch überdieß die Stärke der Liebe, und ich darf deſto weniger fürchten, ihnen mein Herz zu eröfnen. Ach! meine liebe Freundin, ich möchte für Aergerniß des Todes seyn, daß ich mich habe verlieben können. Aber was hilfts uns? Aller Stolz, alle Triumphe sind dahin! Hier ſitze ich in P. auf der B.. Gränze, den armſeligſten Ort von der Welt, und bin doch närriſch genug! ihn in den Armen des Grafen von Rouviere ſchön zu finden, ſuche zärtlich und ehrerbiethig ſeine Zärtlichkeit in ſeinen Augen zu leſen, und glaube jederzeit, weniger darinnen zu leſen, als ich verdiene. O wie lächerlich froh iſt die unterthänige Magd, wenn ihr gebiethender Herr und Kaiſer mit einem gnädigen Blick auf ſie herablächelt. Gewiß! die Mannsperſonen haben nicht ganz Unrecht, wenn ſie uns ſchwache Geſchöpfe nennen. Was für elende Creaturen ſind wir, wenn wir lieben! Wie grauſam wiſſen ſich dieſe Tyrannen für die wenigen ungewiſſen Augenblicke zu rächen, da wir ihnen die Furcht vergeblich zu ſeufzen empfinden laſſen! So bald ſie nicht mehr zweifeln dürfen, legen ſie die Maske ab, und ſind wieder die ſtolzen Monarchen, die ſie jederzeit ſeyn wol-

wollen. Ohne unſere feinen Empfindungen, ohne unſere Geſchicklichkeit zu beſitzen, den gewöhnlichſten Vertraulichkeiten der Liebe eine gewiſſe Neuigkeit zu geben, ja, ohne nur die Hälfte der Liebe fühlen zu können, die wir fühlen, verlangen ſie doch ganz die unſrige. Ihre unwürdigen Sklavinnen ſind belohnt genug, wenn ihre zärtlichſten Liebkoſungen als ein ſchuldiger Tribut angenommen werden. Noch einmal, die lächerlichſte Thörin iſt ein Frauenzimmer, welches liebt. Aber troß ſey dem Frauenzimmer, welches dieſe Thörin in ſeinem Leben nicht wenigſtens einmal iſt, nachdem es ihre H. hat ſeyn müſſen: Ich erwarte nur noch einige Tage bis meine Verbindung mit dem Grafen vollzogen ſeyn wird, um meiner armen Mamma meinen Aufenthalt zu entdecken und um Vergebung zu bitten. Aber wird ſie auch ihrer wirklich ſtrafbaren Tochter verzeihen wollen? Ach! die Erinnerung an den Schmerz meiner ſeufzenden Mutter raubt mir alle die Annehmlichkeiten, welche mir die Liebe verſprechen kann. Ich haſſe den Grafen, wenn ich ihr Bild vor mir ſehe. Und ich, die ich ehedeſſen in dem Gedanken an ſie eine meiner größten Glückſeligkeiten fand, finde jetzt keine Ruhe, als in der Bemühung, ſie zu vergeſſen. Entdecken ſie ihr meinen Aufenthalt nicht. Sie würde nimmermehr in meine Verbindung mit dem Grafen willigen und dieſe Verbindung iſt doch nunmehr ein unumgänglich nöthiger Theil von der Glückſeligkeit ihrer Charlotte. Hätte ich nur die geringſte Hofnung zu ihrer Einwilligung ge-

habt, ſo würde vielleicht der Fehltritt den ich gethan habe, nicht geſchehen ſeyn. Aber ihr wiederholter Befehl D. zu verlaſſen, üble Begriffe, die ihr von dem Grafen beygebracht worden ſind, die Ungleichheit der Religion, ihre Gewogenheit gegen den düſtern Baron von K. ließen mich unüberwindliche Hinderniſſe ſehen. Dieſes ſpitzfindige Mädchen, die E. darf gleichfalls nicht wiſſen wo ich bin. Ich mag weder mit ihr noch mit ihren Briefen etwas zu thun haben, bis ich in der Verfaſſung bin, ſie zu ertragen. Was für Vorwürfe! was für gute Lehren! was für andächtige Seufzer! In jedem einzelnen Brief ohnfehlbar eine ganze Poſtille! Ich zweifle, daß meine Thorheit in D. bekannt ſeyn wird. Man weiß nicht anders, als daß mich ein plötzlicher Zufall auf meine Güter abzureiſen genöthiget hat. Ich habe die Kutſche erſt ſehr weit von D. umlenken laſſen, und auf meine Hannchen und die zwey Bedienten, die ich bey mir habe, kann ich mich verlaſſen. Schützen ſie durch ihre freundſchaftlichen Bemühungen meine Ehre für den Nachreden gewiſſer Boßhaften, die, ob ſie gleich weit ſchlimmer als ich ſind, dennoch durch ihre Heucheley das Glück genieſſen für beſſer gehalten zu werden. Nun beſinne ich mich erſt, daß ich noch von ihren eigenen Angelegenheiten mit ihnen zu ſprechen habe. Ich mache keine Entſchuldigung für meine Vergeſſenheit. Charlotte iſt nichts weniger in ſich verliebt, als andere. Sie iſt in ihren Augen wichtig genug, daß ſie nimmermehr von ihrem Vornehmen Ich zu

plau-

plaudern aufhören kann. Schon längst hätte ich ihnen eine wichtige Neuigkeit für sie sagen sollen. Mein, (ich weiß selbst nicht, was ich ihm für einen Namen geben soll,) mein Liebhaber unterdessen, kennt ihren undankbaren Coulange. Er glaubt, daß er sich jetzund in Holland befindet; Er verspricht ihnen gewissere Nachrichten zu verschaffen, und er hat sich ordentlich mit mir gezankt, daß ich ihm die Ehre ihrer Bekanntschaft nicht in D. gegönnt habe. Sollten sie wohl glauben, daß er mich eifersüchtig nennt? Sehen sie, wie ungerecht er schon zu seyn anfängt. Sie wissen selbst, daß Niemand als er Schuld daran ist. Alle Tage, seit dem sie in D. sind, hatte er Verhinderungen. Glauben sie mir, und lassen sie ihren Landstreicher in Holland und ihre Liebe in D. und kommen sie zu uns nach P. wenn sie glücklich seyn wollen. Werden sie nicht ihre muntere, schatterhafte, und sehr oft unbesonnene L. wieder finden, so finden sie doch wenigstens ihre aufrichtige, offenherzige und unveränderliche Freundin wieder.

Der eilfte Brief.

Von eben derselben an die Frau von Coulange.

Was haben sie gethan, unbesonnene Freundin? Sie haben meiner Mama und der Fräulein von L. meinen Aufenthalt entdeckt? Sie haben ihren Thränen, ihren Bitten nicht widerstehen können, schreiben sie mir. Aber konnten die meinigen

nigen meine Schaam, meine Angſt, eine Mutter, die ich ſo ſehr beleidiget habe, nicht eben ſo viel Gewalt über ſie haben? Was hilft mir ihr elender Troſt, daß dieſe nur allzu gütige Mutter, in alles williget, daß ſie und meine E. ſelbſt kommen will, meine Hand dem Grafen zu übergeben? Kann ich ihre Gütigkeit in der Verfaſſung, in der ich jetzund bin, annehmen? Unſre Ausſöhnung ſollte nach und nach, nicht auf einmal geſchehen. Dieſe Scene iſt zu ſtark für mein Herz. Der Graf hat noch überdieß, die wunderliche Grille, daß er durchaus durch einen Geiſtlichen von ſeiner Religion getraut ſeyn will. Vielleicht wäre dieß ein neuer Gewiſſensſcrupel für meine Mamma. Er iſt dieſen Morgen mit dem Petit, ſeinen Cammerdiener über die B.. Gränze gefahren, ſeinen ehelichen Vater aufzuſuchen. Er wird ihn gleich mitbringen, und ich hoffe noch, vor Nachmittags Gräfin von Rouviere zu ſeyn. Meine Mutter darf mich nicht als nur unter dieſen Namen wiederſehen. Es wird eine geringe Erleichterung für mich ſeyn, wenn ſie mich bey meinem Gemahl, und nicht bey meinem Liebhaber wiederfindet. Ich ſitze jetzund ganz verdrüßlich und einſam in einem hölzernen Verſchlag, welcher ſehr wenig Aehnlichkeit von einem Cabinet hat. Iſt man denn allemal ſo melancholiſch, wenn man liebt? Warum nennt man denn ein ſolches Geſchren von einer Leidenſchaft, welche mit weit mehr Quaal als Vergnügungen verbunden iſt? Es kömmt eine Kutſche auf das Wirthshaus zu. Ohnfehlbar ſind es der

Graf

Graf und der Pater. Ach! meine Freundin, wenn nur die unauflösliche Schlinge schon zugezogen wäre, da es nun einmal seyn muß! . . . Wie geschwind hab ich den Kopf aus dem Fenster zurück gezogen! Es war nicht der Graf, es waren Leute aus D. Ich zitterte wie eine arme Missethäterin, und verkroch mich in meinen elenden Kerker, nicht erkannt zu werden. Zum guten Glück stiegen sie nicht ab. Dem ohngeachtet pocht mir noch immer das Herz. Was für ein grausamer Henker ist der Strafbare sich selbst! Ich weiß nicht, ist es eine gewisse Angst, die ich empfinde, oder was es sonst ist. Genug, ich betrachte mich jetzund mit einem ganz andern Auge als nur noch gestern. Ich scheine mir weit strafbarer zu seyn. Ich überlaufe alle meine Handlungen seit verschiedenen Jahren, und ich finde mehr Nahrung für meine Melancholie als Hülfsmittel wider dieselbe in dieser Erinnerung. Was für eine Menge übelgenußter verschwendeter Stunden! Was für eine aneinander hängende Kette von Thorheiten! Kaum sind diese Zerstreuungen hin, die mich berauschten, so sieht ich, daß alle die Entzückung, die sie mit sich brachten, ein Traum war. Warum sehen wir doch niemals ein Ding in seiner rechten Gestalt als bis es zu spät ist! Sie werden diese Gedanken nicht leichtlich in einem Briefe von mir vermuthet haben, und noch vielweniger an einem Tage, welcher der Liebe gewidmet ist. Ich weiß selbst nicht, wie sie auf das Papier kommen. Genug, ich fühle mich in meiner Einsamkeit zu

nichts

nichts fähig, als ein gewisses trauriges Vergnügen in meinen melancholischen Betrachtungen zu empfinden. Die Abwesenheit des Grafen, die nahe Ankunft meiner Mamma erlaubt mir nicht die geringste Munterkeit. Ich kann ihnen ihre Waschhaftigkeit immer noch nicht vergeben. Was für ein schmerzlicher Empfang für mich wird dieß seyn! Kommen sie ja mit, meine liebe Freundin, wenn ich nicht unter meinem Schmerz hinsinken soll. Wie ungeschickt werde ich zu den Füßen dieser guten Mutter niederfallen und um Vergebung bitten. Werde ich ihr eine einzige Entschuldigung meiner Verzehung anführen können? In ihrem Auge werde ich den empfindlichsten Schmerz sehen, ihre ehrwürdige Wange wird mit Thränen benetzt seyn, mit Thränen über ihre Tochter, welche die Freude ihres Alters seyn sollte. Ihre Freundlichkeit wird bloß eine gezwungene Freundlichkeit seyn, weil doch ohnedieß ihr Haß den Fehltritt ihrer Tochter nicht ungeschehen machen würde. Meine L. wird triumphirend auf mich herabsehen, und wenn sie viel für mich empfindet, Mitleiden empfinden. Mein Herz ist zu voll, als daß ich fortschreiben könnte. Ich will suchen, ihm in der freyen Luft einige Erleichterung zu verschaffen. . . . Es ist Nachmittag um drey Uhr, und der Graf ist noch nicht da. Meine liebe Coulange, sie werden an mir gerächt! Ich empfinde nun alle die Martern, die sie bey der Flucht ihres unwürdigen Gemahls empfanden, und über die ich so oft thöricht genug zu lachen pflegte. Wie wenig habe

ich

ich mein eignes Herz gekannt. Ich hielt es zu einer Leidenschaft unfähig, weil es damals von ohngefähr von dieser Leidenschaft frey war. Nun laufe ich eben wie sie, alle halbe Minuten an das Fenster, glaube den Grafen von weiten zu sehen, und sehe falsch. Jetzt geh ich auf die Straße, reibe mir die Augen recht helle zu sehen, und sehe eben so wenig als zuvor. Es muß dem Grafen ein Unglück begegnet seyn. Er hätte binnen einigen Stunden wieder können zurück kommen. Es giebt eine halbe Stunde von hier genug catholische Geistliche. Der arme Graf! Wer weiß in was für kläglichen Umständen er sich befindet? Die Pferde sind rasch, und in der ganzen Gegend giebt es nichts als steile Felsen. Wer weiß, ist nicht die Carosse umgeschlagen! Vielleicht seufzt er eben so sehr nach mir, als ich nach ihm. Ich habe mich bey allen Leuten im Dorfe erkundiget, ob die Straße von Räubern sicher ist? Sie betheuren einmüthig, daß man nicht die geringste Gefahr zu befürchten hat. . . Es ist Mitternacht, und noch ist kein Graf von Rouviere da. Ach! ich errathe nunmehr mein Unglück. Der arme Graf wird wohl ausgeleht haben. Ich fühle aus Bestürzung über seinen Tod meinen eignen Verlust kaum halb. Hannchen sollte mir vor einigen Minuten einige Arzneyen aus der Reiseschatoulle holen. Mein Diamantschmuck, meine Edelgesteine, und eine ziemliche Summe Geld war darinnen. Alles ist fort. Und doch war die Schatoulle fest zugeschlossen. Ich durchsuchte hierauf

die

die Chatoulle des Grafen, und sie war eben so leer, als die meinige. Niemand als Petit, kann den Diebstahl begangen haben. Ich habe ihn jederzeit für einen Böswicht gehalten. Der Graf hatte die Schlüssel in Verwahrung. Ohnfehlbar hat er sie des Nachts aus den Beinkleidern desselben genommen, und sich auf diese Art seiner Beute bemächtiget. Er sah noch überdieß, kurz vor der Abreise, daß sein Herr eine starke Goldbörse bey sich führte. Dieß hat ihn ohnfehlbar bewogen, den Grafen zu ermorden. Wie gern wollte ich alles verlohren haben, wenn nur der Graf gesund wiederkäme! Ich habe meine beyden Bedienten und das halbe Dorf fortgeschickt, ihn aufzusuchen. Unterdessen ringe ich die Hände wie eine Verzweifelte, und erfülle das ganze Haus mit meinem Geschrey. In was für ein Meer von Unglück und Schande habe ich mich gestürzt, ich Unsinnige!

(*) Dieser Brief wurde der Frau von Coulange nicht eher als mit dem folgenden derzehnten übergeben. Allein die Ordnung der Geschichte erforderte ihn hier an diesem Orte.)

Der zwölfte Brief.

Von der Fraulein von E an den Herrn von R.

Mein lieber R.

Wie nöthig wären sie uns jetzund hier in P. uns alle zu trösten! Doch mein lieber R. kann denn die Tugend keiner Freude hier in dieser Welt fähig seyn? Leidet sie nicht selbst, so leidet sie wenigstens in dem Unglück ihres Nächsten. Ich weiß

weiß nicht, ob mir mein seufzendes Herz erlauben wird, ihnen die traurigsten Dinge, die sie sich einbilden können, alle zu erzählen. Ich versuche es wenigstens. Gestern kam die Frau von H. in D. an, und heute fuhren wir in der Gesellschaft der Frau **Coulange** nach P. ab, unsre arme Flüchtige mit ihrem Verführer aufzusuchen. Sie können leicht denken, daß unsre Reise nicht die vergnügteste war. Wir saßen alle in der Kutsche und weinten. Ich bewunderte heimlich den großen Character der Frau von H. Ohne sich über ihr eignes Unglück zu beschweren, beweinte sie bloß als eine zärtliche Mutter das Unglück ihrer Tochter. Sie schob aus einer allzu gütigen Liebe die meiste Schuld auf sich selbst, ohngeachtet sie nicht den geringsten Antheil daben hat. Ihre Schwester, die Frau von O. ist die Urheberin von allem Unglück. Sie riß durch ihre ungestümen Bitten die unglückliche **Charlotte** aus den Armen ihrer Mutter heraus. Sie führte sie selbst zu allen Eitelkeiten des Hofs an, und in dem Herzen meiner armen Freundin lag nur allzuviel Saamen darzu verborgen. Und welches menschliche Herz ist auch ohne diesen Saamen? Gleichwohl ist die Frau von O. jetzund so niederträchtig, daß sie die verführte Charlotte nicht mehr für ihre Muhme erkennen will. So unwerth die Frau von H. auch **Kouvieren** ihrer **Charlotte** schätzt, so ergiebt sie sich doch mit aller Gelassenheit in die Nothwendigkeit, welche zur einzigen Rettung der Ehre der Fräulein die Vermählung mit ihm verlangt. Nur die einzige Sorge ängstigte sie, daß die Ver-

wegenheit des Menschen und die Unvorsichtigkeit ihrer Tochter, ihm vielleicht keine Ursache weiter diese Vermählung zu wünschen, möchte übrig gelassen haben. Ich beruhigte sie immer noch mit der Unmöglichkeit, daß meine Freundin sich so weit sollte vergessen können. Wir kamen sehr spat nach P. und stiegen in einiger Entfernung von dem Wirthshause bey einem Bauer ab. Die Frau von Coulange sollte voraus gehen, und die Fräulein von H. zu dem Empfang zubereiten. Mein Herz zitterte, meine H. wieder zu sehen. Wir berathschlagten uns noch mit einander, als uns Hannchen auf eine sehr unvorsichtige Art unterbrach. Sie war uns in der Ferne gewahr worden, und lief uns mit zusammengeschlagenen Händen und dem kläglichsten Geschrey: „Ach! meine Fräulein, meine arme Fräulein„ entgegen. Wir vermutheten nichts gewissers als den Tod der Fräulein. Es war nicht viel weniger, der Graf, und die arme Charlotte, waren alle beyde aus P. fort. Hannchen überreichte der Frau von Coulange zwey zurückgelassene Briefe von der Fräulein. Sie las sie, und gab sie mir. Ich fürchtete, sie der Frau von H. lesen zu lassen. „Geben sie mir sie meine liebe Tochter. Es kann nichts Unerwartetes für mich darinnen stehen, sprach sie mit ihrer gewöhnlichen Gelassenheit. Sie laß sie, und nur einige Zähren fielen auf ihre Wangen herab. „Gott gieb mir Geduld, seufzte sie, ich bitte dich weiter um nichts.„ Sie ließ sich alle Umstände von der Flucht des Grafen und ihrer Tochter genau erzählen. Einen Theil davon fanden sie in den beyden Briefen

die Frau von Coulange, die ich hier einschließe. Die übrigen will ich hinzu setzen: Die Leute, welche die Fräulein von L. ausgeschickt hatte, ihren Betrüger aufzusuchen, brachten dafür mit anbrechendem Tage den Kutscher der Fräulein, der den Grafen gefahren hatte, hart verwundet zurück. Sie hatten ihn auf einem benachbarten Dorfe unter der Versorge eines mitleidigen Barbier und einiger gutherzigen Bauern gefunden. Stellen sie sich die Erstaunung der Fräulein vor, als sie von dem Kutscher hörte, daß es der Graf selbst gewesen war, der ihn unvermuthet vom Sitz geschossen hatte. Petit, der neben dem armen Kerl saß, hatte sich geschwinde der Leinen bemächtiget, und war so stark als die Pferde laufen konnten, davon gejagt. Das ganze Geheimniß war ihr nun auf einmal aufgelöst. Ohne eine einzige Klage hören zu lassen, befahl sie ihrem Friedrich, die zwey Pferde des Grafen, die er zurück gelassen hatte, zu satteln, schrieb einige Zeilen an die Frau von Coulange, warf sich in Mannskleider, und ritte mit Friedrichen davon. Lämchen beschwor sie vergeblich, ihr wenigstens nur zu sagen, wo sie hinreiste. Sie erhielt weiter keine Antwort, als den Befehl von dem zurückgelassenen Gelde einige Forderungen des Wirths zu bezahlen. Sehen sie, mein lieber R. dieß ist die Hälfte von diesem Trauerspiel und bitten sie Gott mit mir, daß es nicht noch schrecklicher werden möge. Wie wird ihr Herz brechen, wenn sie meinen Brief lesen werden! Aber wie weit mehr gerührt würden sie seyn, wenn sie hier in P. und ein Zeuge unsrer Schmerzen

wären. Nur die Frau von H. ist über uns alle erhaben. Sie behält alle Gegenwart des Geistes, die ihr nöthig ist, einen vernünftigen Entschluß zu fassen. Sie will ihrer Tochter folgen. Wir können uns unmöglich von ihr trennen, so sehr sie uns darum ersucht. Wir werden uns nur diese Nacht hier aufhalten, um auszuruhen, und einige Nachrichten von dem Wege der Fräulein einzuziehen. Vermuthlich werden wir die Straße nach Prag wählen. Sie scheint uns aus gewissen Merkmalen die rechte zu seyn. Leben sie wohl! mein lieber Freund! Wenn werde ich wieder in ihren Armen meinen Schmerz ausweinen, oder ihn an ihrer und meiner Charlotten Seite vergessen können?

Der dreyzehnte Brief.

Von der Fräulein von H. an die Frau von Coulange.

Madame,

Ich bin die Elendeste unter allen Weibspersonen. Der Bösewicht hat mich verlassen, und belohnt meine Liebe mit den größten Niederträchtigkeiten. Wie glücklich wäre ich, wenn er nur mein Herz allein mitgenommen hätte. Ach! er hat mehr . . . Erfahren sie meine Schande ganz. Was will ich sie geheim halten, da sie der Verräther ohnedieß der Welt bekannt machen wird . . Er hat meine Ehre mit sich genommen. Eine einzige unglückliche Minute war genug mich zu verderben. Dieser erste Schritt war der Anfang zu allen

allen meinen übrigen Vergehungen, von meiner Flucht aus D. meinen Eifer, mit dem ich eine Verbindung mit dem Nichtswürdigen wünschen mußte, und von meiner Verzweiflung, die mich nunmehr von einem Laster zu dem andern fortreißt. Ich gehe von der Rache geführt, den Barbar aufzusuchen. Entweder ich errege noch einmal den Schein einer Zärtlichkeit in ihm. (Denn darf ich die Zärtlichkeit selbst von ihm hoffen?) Oder ich werde in ihm und in mir die Welt von zwey Lasterhaften zu befreyen wissen. Leben sie ewig wohl. Sie werden mich nie wiedersehen. Schenken sie bisweilen meinem Andenken eine Zähre, und verachten sie mich nicht ganz. Mein Herz verdiente ein besseres Schicksal. Doch ich entschuldige es nicht. Es war mehr als zu strafbar. Es war nicht ganz tugendhaft. Warnen sie, meine liebe Freundin, warnen sie doch durch mein Beyspiel, alle die Unbesonnenen unsers Geschlechts, die so lange mit der Gefahr scherzen wollen, bis sie darinnen umkommen. Nu noch ein Wort von meiner unglücklichen Mutter. Ihr Bild verfolgt mich, und es wird mich verfolgen, es wird mich quälen, bis es meine elenden Tage verkürzt haben wird. Dieß ist alle die Genugthuung, die ich ihr für meine Verbrechen anbiethen kann. Möchte sie doch ihre unwürdige Tochter vergessen! möchte sie sich nie wieder meiner erinnern! Dieß wäre noch der einzige Trost selbst in den letzten Augenblicken

Ihrer unglücklichen Freundin

Charlotte von H.

Der vierzehnte Brief.

Mein lieber R.

Nach einer der beschwehrlichsten Reisen von zwey Tagen, sind wir hier in einem elenden Städtgen, dessen Namen ich selbst nicht recht weiß, einige Meilen von Prag. Alle unsre Beschwehrlichkeiten sind uns reichlich durch die Freude belohnt worden, die Fräulein wieder gefunden zu haben. Allein in was für einem elenden Zustande finden wir sie wieder! Sie befindet sich an eben den armseligen Ort, krank, ohne Geld, ohne Beystand eines Freundes, und in einer halben Raserey. Die Heftigkeit der Leidenschaften, von denen sie beunruhiget ward, und die Abmattungen der Reise, zogen ihr ein hitziges Fieber zu, welches sie in diesem Dorfe zurück hielt. Ohne diesen Zufall würden wir sie so leicht noch nicht eingeholt haben, ob wir gleich so glücklich waren, ihren Weg von Dorf zu Dorf auszuforschen. Sie weiß nicht, daß wir hier sind, und sie darf es auch nicht so bald wissen. Wir haben ihren Friedrich, der sie begleitet hat, gesprochen. Er hat uns mit Thränen die wehmüthigste Beschreibung von der Verzweiflung seiner Herrschaft gemacht. Mehr als einmal war sie im Begriff, sich das Pistol auf die Brust zu setzen, als sie an der Einholung des Grafen zu zweifeln anfieng. Ihr treuer Bedienter hat bisher noch alles Unglück zu verhüten gewußt. Oder vielmehr die Hand der Vorsehung erhält noch mit ihrer gewöhnlichen Nachsicht gegen die Verbrecher die unglückliche Fräulein, um sie zur Erkänntniß ihrer

Fehr

Fehler zu bringen. Es ist ein Beweiß ihrer Liebe gegen die verirrte **Charlotte**, daß die Bestrafung gleich auf das Laster gefolget ist! Nur die verhärteten Herzen läßt sie mitten auf ihren Irrwegen einer ununterbrochenen Glückseligkeit genießen, bis sie zur Strafe reif sind. Ich hoffe noch immer, meine Freundin wieder tugendhaft zu umarmen, und so unglücklich sie auch ist, so gewinnt sie doch noch allemal, wenn ihr Unglück sie weiser und frömmer machen wird. Die Frau von H. ist lauter Ungedult ihre Tochter zu sehen. Allein ihre unvermuthete Gegenwart würde die gute Fräulein allzusehr erschüttern. Die Frau von **Coulange** soll sie zu diesem Besuch zubereiten. Sie hat bereits einen Brief an die Fräulein von H. geschrieben, darinnen sie um Erlaubniß bittet, ihr aufzuwarten. Eben jetzund bringt **Friedrich** die Antwort. Die Fräulein hat einige Minuten bey sich gestritten, sie zu sehen. Ihre gegenwärtigen Umstände und das Verlangen nach dem Rath einer guten Freundin hat sie ohnfehlbar genöthiget, mit einigem Widerwillen ihre Einwilligung zu geben. Die Frau von **Coulange** ist also fort, und ich und die Frau von H. zählen alle Augenblicke, bis zu ihrer Wiederkunft. Die Verleumdung wird nicht unterlassen, über meine erniedrigte Freundin zu triumphiren. Denn ist es wohl möglich, eine menschliche Schwachheit ihrem so scharfsichtigen Auge zu verbergen? Vertheidigen sie ein Herz, welches mehr aus Schwachheit als aus Vorsatz gefehlt hat. Sie vertheidigen die Sache des ganzen menschlichen Geschlechts.

Wie viele von diesen stolzen Richterinnen stehen nur noch, weil sie noch nicht Gelegenheit gehabt haben zu fallen. Wollen wir jederzeit bey den Fehltritten unsers Nächsten, die thörichte Einbildung triumphiren lassen, daß wir besser, daß wir tugendhafter, als er sind. O lernten wir aus der Schwäche seines Herzens unsre eigene Schwäche erkennen, wie wenig würden wir über seinen Fall spotten, und wie sehr würden wir fürchten ihm ähnlich zu werden! Die durchgehende Post erlaubt mir nichts mehr zu schreiben als nur noch den eifrigen Wunsch für ihre Wohlfarth und der Erhaltung der Tugend

Ihrer aufrichtigen Freundin,
Amalia von E.

Der funfzehente Brief.

Von der Fräulein von E. an den Herrn von R.

Mein lieber R.

Ich habe ihnen eine Menge Neuigkeiten zu schreiben, die ihnen theils Thränen abnöthigen, theils ihr menschenfreundliches Herz die Freude über das Glück ihrer Freunde werden empfinden lassen. Vielleicht sehen sie mich in S.. dorf vergnügter wieder als ich abgereiset bin. Wir alle haben die Fräulein von H. besucht. Nach einigen harten Stürmen sehen wir die Einigkeit der Familie und der Freundschaft ziemlich wieder hergestellt, und freuen uns über die zunehmende Gesundheit und Beruhigung

uns

unſrer wieder gefundenen Freundin. Doch wie viel Thränen ſind noch bis zu dieſem glücklichen Augenblick vergoſſen worden. Ich weiß, ſie ſchätzen die ſanfte Melancholie, die ein gefühlvolles Herz in der traurigſten Erzählung zu finden weiß. Vielleicht gelingt es mir, ihnen dieſelbe einige Augenblicke empfinden zu laſſen. Die Frau von Coulange kam nach einigen Stunden wieder zurück. Sie befriedigte unſre Neugierde auf eine ziemlich ſchmerzliche Weiſe. Unſre und ihre eignen Seufzer unterbrachen ſehr oft ihre Erzählung. Sie fand die arme Charlotte in einer Verzweiflung, die ſie ſich nicht von ihr eingebildet hatte. Bey dem Eintritt der Frau von Coulange verhüllte ſie ihr Geſicht mit einem Schnupftuch, und blieb unbeweglich an dem Tiſch ſitzen, auf den ſie den Arm geſtützt hatte. Die Frau von Coulange lief ihr mit offnen Armen entgegen, und druckte ſie an ihre Bruſt. Sie hielten ſich einige Minuten beyde ſprachlos umfaßt, und vermiſchten ihre Thränen. „Triumphieren ſie über mich, Madame, brach endlich die Fräulein unter einem beſtändigen Schluchzen aus, ſie kommen doch nur meine Erniedrigung anzuſehen.„ Unſre redliche Freundin verwieß ihr liebreich ihre Ungerechtigkeit, und mit derjenigen überzeugenden Beredſamkeit, welche jederzeit in dem Munde einer redlichen Freundſchaft gefunden wird, benahm ſie ihr ſehr bald ihre Zurückhaltung und ihr Mißtrauen. Ihr Herz, welches ſchon lange den Troſt der Elenden, einem Freund ſein Unglück zu klagen, entbehrt hatte, erleichterte ſich nunmehr frey in dem Schooß der

Frau von **Coulange** aus. Es ließ sich in seiner ganzen Schwäche sehen. Es war immer noch halb Wuth halb Liebe gegen den Betrüger. Sie entdeckte ihrer Freundin, daß sie nicht eher ruhen würde, bis sie den Grafen gefunden hätte, sich entweder zu rächen oder ihn zur Gerechtigkeit gegen ihr zu nöthigen. Die Frau von **Coulange** schilderte ihr vergeblich die üblen Folgen ihres Vorsatzes ab. Ich weiß, sprach sie, daß ich bey ihm unglücklich seyn werde, aber ich bin es auch ohne ihn. Unsre Freundin lenkte nach und nach die Unterredung auf die Frau von H. Ich habe mich gefürchtet, unterbrach sie **Charlotte** bey dem ersten Worte, nach ihr zu fragen. Ach! lebt sie noch, oder ist bereits ihre gottlose Tochter ihre Mörderin geworden? Die Frau von **Coulange** versicherte sie auf das nachdrücklichste, von der Zärtlichkeit ihrer Mutter, von ihrer Verzeihung, und von ihrem Eifer, ihre Tochter wieder zu sehen. Sie beschwohr sie wieder zu der Frau von H. mit ihr zurück zu kehren. Ach! die Gütigkeit meiner Mutter seufzte die Fräulein, vermehrt eben meine Quaal. Nein! ich kann sie ohnmöglich sehen! Sie gab ihrer Vertrauten einen Brief an ihre Muttter, den sie, wie sie sagte, gleich den ersten Tag nach ihrer Entfernung aus P. geschrieben hatte. Nachdem die Frau von **Coulange** sie etwas ruhiger sah, nahm sie auf einige Zeit Abschied von ihr, und kam wieder zu uns zurück. Ich rücke hier den Brief der Fräulein ein. Sie werden müssen ihrem Herzen Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Der sechzehnte Brief.

Von der Fräulein von H. an ihre Mutter.

Madame,

Nach den härtesten Beleidigungen, mit denen ich ihre Tugend gekränkt habe, unterstehe ich mich auch noch, sie um Verzeihung zu bitten. Nichts entschuldigt mich als daß ich ihr Herz kenne, dieß Herz, welches so gerne das göttliche Vergnügen fühlt, seinen ärgsten Beleidigern zu verzeihen. Ja Madame, sie, die sie ihren Feinden niemals ihre Liebe entziehen, können ohnmöglich diejenige hassen, welche sich einmal ihre Tochter nennen durfte. Lassen sie meine Bestrafung an der Quaal genug seyn, daß ich sie beleidiget habe. Jeden Tag wird die zärtlichste Mutter an mir rächen. Eben ihre Zärtlichkeit verdoppelt meine Verbrechen. Wohin mich auch meine Thorheiten noch führen werden, so wird mich doch der Gedanke an sie niemals die geringste Glückseligkeit empfinden lassen. Selbst in den Armen desjenigen der mich ihnen geraubt, und den mein leider allzuschwaches Herz immer noch entschuldiget, werde ich empfinden, wie sehr ich bin,

ihre unglückliche
Charlotte von H.

Dieser Brief vermehrte die Begierde der Frau von H. ihre Tochter zu sehen. Verschiedene Versuche der Frau von Coulange mit der Fräulein über diesen Punct waren vergeblich. Sie zitterte, wann sie an eine Unterredung mit ihrer Mutter dachte. Unsre Abgeordnete sagte ihr end-

lich

lich frey heraus, daß sich die Frau von H. mit mir hier an diesem Orte befände, daß wir aber freywillig, ohne sie zu sehen, wieder abreisen wollten, wenn es ihrem Herzen zu viel Zwang kosten sollte. Die großmüthige Charlotte konnte nicht länger widerstehen. „Ja, sie sollen mich sehen, so viel es auch meinem Herzen kosten wird, rief sie nach der ersten Bestürzung, die ihr unsre Gegenwart verursachte. So viel Liebe eine verirrte Flüchtige bis an einen so elenden Ort aufzusuchen, darf nicht unvergolten bleiben.„ Der Besuch ist diesen Nachmittag fest gesetzt. Der Gedanke, meine beste Freundin wieder zu sehen verdrängt auf einige Augenblicke den Gedanken an sie, und hindert mich jetzund mehr zu schreiben.

* * *

Es giebt gewisse Augenblicke mein lieber N. wo wir in unsern Thränen ein so durchdringendes Vergnügen finden, welches wir in dem größten Gelärm der Freude vergeblich suchen. Diejenige Zeit, die ich mit der Frau von H. bey unsrer gemeinschaftlichen Freundin zugebracht habe, ist von der Art. Die Frau von Coulange war einige Minuten vor uns vorausgegangen. Ich führte die Frau von H. zu einer elenden Hütte, und meine wankenden Füsse hatten selbst eine Stütze nöthig. Die Finsterniß des armseligsten Gemachs, das sie sich einbilden können, verstattete uns kaum, die Fräulein bey unserm Eintritt auf einem eben so schlechten Lager sitzen zu sehen. Sie fuhr, so bald sie uns gewahr wurde, auf die Frau von

Cou-

Coulange los, und verbarg ihr Gesicht an dem Busen derselben. Die Frau von H. sank vor Mattigkeit bey dem Anblick ihrer Tochter auf einen Stuhl. Ich reichte ihr erschrocken mein Salz und gab der Frau von Coulange einen Wink. Sie verstand ihn, und führte die Frau von H. an die freye Luft. Charlotte wich mit einer schüchternen Wildheit vor mir aus, als ich auf ihr zuging, und gieng ihrer Mutter bis an die Hälfte des Gemachs nach. Sollverläßt sie mich denn? seufzte sie mit aufgehabenen Händen, als sie dieselbe hinausgehen sah. Ich umarmte sie, und versicherte sie von der unveränderten Liebe ihrer Mutter, sie war in einer ausserordentlichen Bewegung. Ich führte sie mit einigem Zwang zu dem Bette zurück. Auf die zärtlichsten Fragen und Bitten der Freundschaft schlug sie ihr über und über glühendes Gesicht mit einem ungebrochenen Stillschweigen zur Erde. Unvermuthet fiel sie um meinen Hals, küßte mich, und ließ ihren Thränen den freyen Lauf. Nur sie können es fühlen, was mein Herz in diesem traurigen Augenblick litte. Die Frau von H. kam mit ihrer Freundin mitten unter diesem beweglichen Auftritt zurück. Ich führte ihr ihre Tochter entgegen. Sie sank einige Schritte vor ihrer Mamma auf die Knie. „Vergeben sie ihrer unwürdigen Tochter, Gnädige Frau, wenn es möglich ist.„ Dieß war es alles, was sie aussprechen konnte. Die Frau von H. hob sie liebreich auf. Sie war Mutter in den zärtlichsten Verweisen und in ihren Liebkosungen. Ich kann ihnen ohnmöglich eine Reihe der rührendsten Auf-

stitte vorstellen. Sie verlehren unter meiner Feder, und ein Herz wie das ihrige kann diese Schilderungen entbehren. Ich bewundre unaufhörlich meine Charlotte. Wie erhaben ist die strauchelnde Tugend, wenn sie von ihrem Fall wieder aufsteht! Weit, weit erhaben über alle die klügelnden Spötter, welche über den Fehltritt derselben frohlocken, und sich doch nie aus dem Staube aufrichten, in welchem sie herum kriechen. Wir sind seit gestern keinen einzigen Augenblick von unsrer Charlotte gekommen. Ihre Gesundheit bessert sich stündlich. Sie vergißt nach und nach den Nichtswürdigen. Wir haben einige Nachrichten von ihm erhalten. Alle beschreiben uns ihn als einen irrenden Glücksritter, und einige versichern, daß er sich in Berlin unter dem Namen des Herrn von Kennefort aufgehalten hat. Wir befinden noch nicht für gut diesen letzten Punkt unsrer Coulange zu eröffnen. Sobald es die Gesundheit der Fräulein erlauben wird, werden wir nach den Schlesischen Gütern der Frau von H. abreisen, wo diese gute Mutter mit ihrer Tochter einige Zeit bleiben wird. Ich werde mich nur einige Monath daselbst aufhalten. Ein Weg von S.. dorf bis nach Görlitz ist für einen R. nicht zu viel, meinen ersten Umarmungen bis dahin entgegen zu kommen. Wie froh werden wir uns wieder sehen, da wir uns dabey nicht an den Verlust unsrer gemeinschaftlichen Freundin werden erinnern dürfen. ꝛc. ꝛc.

Der siebenzehnde Brief.

Von der Fräulein von E. an den Herrn von R.

Mein lieber R.

Weinen sie mit mir. Unsre **Charlotte** ist nicht mehr, und ich fühle ihren Verlust desto schmerzlicher, da ich sie so unvermuthet verliehre. Ach! warum überließ sich mein Herz so geschwind einer ohnmächtigen Freude. Wir reißten am Montag, von dem elenden Ort, wo wir die Fräulein wiederfanden ab, und waren gestern Donnerstags nur noch einige Meilen von den Gütern der Frau von H. entfernt. Das Fräulein, welche durch nichts die ganze Reise über aus ihrer Melancholie erweckt werden konnte, wurde plötzlich von einigen heftigen Ohnmachten überfallen. Wir erreichten mit vieler Mühe einen von den Gütern der Frau von H. Ihre Tochter ward in dem Augenblick schwächer. Sie nahm mich einige Minuten vor ihrem Tode bey der Hand. Der Tod, sprach sie, befreyet mich endlich noch bald genug von einem unglücklichen Leben. Ich weiß, meine Schande stirbt nicht mit mir. Aber ich weiß auch, daß ich in eine Ewigkeit gehe, wo mich weder das Lob, noch der Tadel der Welt, mehr rühren wird, und wo ein reuiges Herz mich vor einem Gott entschuldigen wird, vor dem keine menschliche Tugend ohne Flecken erscheint. Lassen sie mich nur mit dem Trost von ihrem und ihrer Freunde Mitleiden sterben. Dieß ist mir mehr als die Verachtung der ganzen übrigen Welt.

Mit

Mit was konnte ich ihr weiter antworten, als mit meinen Thränen? Sie wandte sich mit eben der Großmuth zu ihrer Mutter. „Vergeben sie mir, vergeben sie Kouvieren. Ich bitte Gott in dem letzten meiner Augenblicke, daß seine Untreue gegen mich das letzte seiner Verbrechen seyn möge.„ Sie streckte zugleich ihre sterbende Hand gegen ihre Mutter aus, und nach einigen Minuten verschied sie. Kann ich ihnen den geringsten Theil meiner Schmerzen ausdrucken? Ich verabscheue mitten in dem Gefühl derselben diesen Nichtswürdigen, dessen Opfer sie ward, und ich bitte um Rache wider ihn. Warum mußte doch das beste, das unschuldigste Herz, dessen erster Fehler eine uneingeschränkte Flatterhaftigkeit war, der Raub eines Böswichts werden? Was für klägliche Folgen entsprangen aus einer fast unmerklichen Schwachheit, welche noch so gar oft genug das Lob einer liebenswürdigen Eigenschaft erhält! Lassen sie das Andenken unsrer Freundin uns jederzeit heilig seyn, trotz alle dem thörigten Geschwätz, womit die Welt über sie triumphiren wird. Lassen sie uns voll Hofnung jene selige Wiedervereinigung erwarten, wo die menschliche Tugend keinen Mängeln weiter wird unterworfen seyn. Aber wenn kömmt dieser glückliche Augenblick für

ihre

Amalie von L.

Der

gerechtfertigte

Jupiter.

Jupiter, erzählt ein alter Schriftsteller, war endlich der Klagen, welche das menschliche Geschlecht so oft über ihn wiederholt hatte, müde geworden. Niemals setzte er sich zu den Fallthüren, durch welche die Gebether der Sterblichen zu ihm empor stiegen, niemals kam Mercur von einer Reise durch die Welt zurück, da Jupiter nicht Vorwürfe, mit denen man seine Gerechtigkeit, seine Weisheit, seine Allmacht überhäufte, anhören mußte. Die Einfalt des Pöbels war es nicht allein, die sich wider ihn empörte. Selbst diejenigen, welche sich mit dem stolzen Namen der Weisen brüsteten, waren seine hauptsächlichsten Feinde. Wie viele unverzeyhliche Fehler zeigten sie ihm nicht in den vortreflichsten Werken seiner Allmacht und Gütigkeit! Wie weit vollkommener würde die Welt eingerichtet gewesen seyn, wenn sie Jupiter gewesen wären! Da sie nicht kühn genug waren, den überzeugendsten Beweisen zu widersprechen, und sein Daseyn zu läugnen, so untergruben sie die Anbethung die man ihm schuldig war, auf eine viel gefährlichere Weise. Sie suchten ihm seine Allmacht, seine Gerechtigkeit, seine Güte, seine Weisheit zu rauben. Was blieb weiter von einem Gott übrig, wenn sie ihre Absicht erreichen konnten? Und was fiel ihnen leichter, als einen kurzsichtigen Pöbel zu überreden? Es ward

sehr bald der herrschende Ehrgeiz unter den Menschen, neue Fehler in Jupiters Handlungen zu entdecken. Bey den deutlichsten Proben, die dieser liebreiche Vater der Menschen ihnen von seinem Eifer gab, seine Geschöpfe glücklich zu machen, schalt man ihn einen Tyrannen. „So lasset denn diese Unglücklichen lernen, sprach endlich Jupiter in seinem Grimm, daß nicht ich, sondern sie selbst, ihr Unglück gewollt haben!“ Mercur empfieng sogleich die Befehle seines Vaters, sie denen Sterblichen zu eröfnen. Diese Befehle bestimmten einen Tag, an welchem sich alle diejenigen, welche sich über den Jupiter zu beschwehren Ursache zu haben glaubten, in den weiten Feldern an dem Fuße des Berges Ida, einfinden sollten. Jupiter selbst wollte sich alsdann zu ihnen herab lassen. Es wurde ihnen erlaubt, alle ihre Beschwehrden durch einen ordentlich gewählten Redner vorzutragen und Jupiter versprach ihnen, dasjenige, um das sie ihn feyerlich bitten würden, sogleich zu erfüllen.

Diese Entschließung des Jupiters verursachte unter den Menschen eine allgemeine Verwunderung. Selbst seine Feinde wurden dadurch auf das äußerste bestürzt. Wenn Jupiter alles erfüllte, was sie verlangten, was wollten sie weiter an ihm tadeln? Und wenn sie nichts weiter an ihm tadeln konnten, wodurch wollten sie ihn verhaßt machen? Die Unentschlossenheit in der sie sich befanden, war nicht geringer als die Unentschlossenheit des ganzen menschlichen Geschlechts überhaupt wegen desjenigen, um welches man den Jupiter

bitten

bitten wollte. Jedweder wollte diejenige Leidenschaft vergnügt wissen, die ihn am meisten quälte. Man verglich sich endlich noch zum Theil, und die beyden Geschlechter überhaupt waren nur noch in ihren Wünschen von einander unterschieden. Das männliche Geschlecht wollte um die Unsterblichkeit bitten. Jede Leidenschaft schien durch diese Eigenschaft vergnügt zu werden. Dem Held schien die längste Zeit des menschlichen Alters viel zu kurz zu seyn, als sich an dem Blute der Erschlagenen sättigen zu können. Der Geizige berechnete mit vieler Genauigkeit, die geringe Summe, die man selbst in einem ganzen Jahrhunderte ersparen könnte, und der Wollüstige hatte schon oft geseufzt, daß unsre Freuden schon verschwinden, wenn wir sie kaum zu genießen angefangen haben.

So vortheilhaft es auch dem schönen Geschlecht gewesen seyn würde, auf ewig von dem unsrigen angebethet zu werden, so hatten sie doch dießmal weit andre Absichten. Vielleicht schlossen sie mit vieler Klugheit von der Dauer der männlichen Treue in einem Zeitraum von zwanzig bis dreyßig Jahren, auf eine Dauer derselben ohne Aufhören. Man weiß nicht, geschah es aus einer genauern Prüfung, oder aus derjenigen Gefälligkeit, mit welchem unser Geschlecht dem Winke des andern gehorsamt, daß die Mannspersonen nachgaben. Kurz, die weibliche Neubegierde siegte, und man beschloß den Jupiter zu bitten, daß er dem Menschen die Gabe geben wolle, sein zukünftiges Schicksal vorher zu wissen.

Man erwartete den bestimten Tag mit Ungeduld. Er erschien, und alle Gefilde um den Ida herum waren mit einer unzählbaren Menge von Menschen bedeckt, welche bisher wider die Gottheit gemurret hatten. Man hatte die Anrede an das Haupt der Götter dem Crito, einem der gefährlichsten Feinde desselben, aufgetragen. Unter dem Schein der eifrigsten Verehrung verbarg er die gehäßigsten Absichten. Mit den ehrerbiethigsten Worten streute er die scheinbarsten Zweifel in die Herzen der Unverständigen, welche von dem Blödsinn derselben nicht aufgelöset werden konnten, und erwarb sich dadurch auf einmal die Bewunderung seines Herzens und seines Verstandes, ohne weder das eine noch das andere zu verdienen.

Ein schwarzes Gewölke, das sich über den Ida zusammen zog, und der Donner, der unter demselben hinrollte, verkündigten die nahe Ankunft des Jupiters. Er brach auf seinem Adler durch die Wolken hindurch. Blitze fuhren aus seiner Hand. Er schüttelte sein drohendes Haupt, und die Erde und ihre Bewohner bebten. Crito selbst, der so oft über ihn gespottet hatte, sank vor Schrecken zur Erde. Jupiter wollte die Menschen nicht verderben. Er wollte ihnen nur zeigen, was sie in seinem Grimm waren. Ein plötzliches Licht, welches die ganze Gegend erhellte, scheuchte die Finsterniß und die Furcht von der Versammlung weg. Der Muth des Crito stieg wie der Muth aller Böswichter bey jedem gnädigen Lächeln des Jupiters. Er sammlete wieder Kühnheit genug, als Jupiter die Klagen

und

und die Bitte der Menschen zu wissen verlangte, alle die abgeschmackten Einwürfe, welche die Boßheit und die Thorheit der Menschen ausgedacht haben, die Gröſse der Gottheit zu erniedrigen, weitläuftig auszuführen. Er beschloß seine Rede mit der allgemeinen Bitte des menschlichen Geschlechts, die lächerlichste, die es jemals gethan haben konnte.

„Wenn es denn aber, o **Jupiter, fuhr er**
„fort, dein Wille ist, daß die unvermeidlichen
„Plagen, mit welchen du unsre wenigen Jahre
„verknüpft hast, unser Leben beständig elend ma-
„chen sollen, wenn deine Weisheit es für nützlicher
„befindet, unsern Verstand seiner gewöhnlichen
„Blindheit und unser Herz seinen angebohrnen bö-
„sen Neigungen zu überlassen; Kurz, wenn du
„die vollkommenste Uebereinstimmung in der Ver-
„bindung einer fehlerhaften Welt, eines von un-
„zählichen Krankheiten, Schmerzen und andern
„Gebrechlichkeiten beunruhigten Körpers, und ei-
„ner von eben so viel Mängeln verunstalteten See-
„le gewahr wirst, so gieb uns wenigstens dieß ein-
„zige, welches unsre Bürden erträglicher machen
„kann. Gieb uns die Gabe unser zukünftiges
„Schicksal vorher zu wissen. Es ist kein Eigen-
„nutz, welcher diese Bitte erzeugt hat. Bloß die
„Ehrerbiethung für dich, groſser **Jupiter**, ist die
„Quelle derselben. Können wir, die wir wie die
„Blinden in der Finsterniß unsers Schicksals her-
„umtappen, können wir es unterlassen, dich mit-
„ten in unserm Unglück einer Ungerechtigkeit zu be-
„schul-

„schuldigen, da unser eingeschränktes Gesicht nicht „den ganzen Umfang unsers Glücks und Unglücks, „auf einmal zu übersehen fähig ist? Werden wir „noch allzu strafbar zu seyn scheinen, wenn wir auf „der Höhe unsers Glücks mit einem gewissen Stolz „auf die Niedrigen herabsehen, da wir nicht wissen, „wie kurz der Rausch unsrer Freuden dauern wird? „Zerreiß diese verdrüßliche Bürde, welche noch „unser Auge, die ganze Größe deiner Vollkommen„heiten zu erkennen, zurück hält. Mit welcher Be„wunderung werden wir sodann die Weisheit dei„ner Wege anbethen lernen! Mit welcher Ge„duld werden wir uns unter deine Züchtigungen „demüthigen, wir, die wir sodann die Morgenröthe „eines zukünftigen Glücks, durch die Finsterniß, „die uns Schrecken verursacht, hereinbrechen sehen! „Wie bescheiden werden wir jedes Glück aus dei„nen Händen annehmen! denn werden wir nicht „wissen, daß es in wenigen Tagen von einem her„annahenden Unglück wird vernichtet werden? Mit „welcher Standhaftigkeit werden wir uns früh ge„nug wider unsre empfindlichsten Leiden wafnen „können? Der Weise kann durch einen nicht vor„hergesehenen Schmerz erschüttert, aber durch den, „den er gewiß weiß, niemals kleinmüthig gemacht „werden. Mit welchen Lobsprüchen werden wir „endlich deine Gerechtigkeit, mit welcher du das „Böse und das Gute dem menschlichen Geschlecht „austheilst, verehren müssen, wenn das Ganze „für unsern Blicken aufgedeckt seyn wird! Sollte „dich unsre Bitte, o Jupiter beleidigen können?

Was

„Was bitten wir weiter, als deine Liebe, deine „Weisheit, deine Gerechtigkeit richtiger kennen zu „lernen?

Crito schwieg, und Jupiter beantwortete die giftigen Lobsprüche seines Kindes, mit einem verächtlichen Lächeln. „Ich erfülle, Sterbliche, sprach er, was ihr gebethen habt. Aber wenn ihr mitten unter den empfindlichsten Martern, die euch eure neue Glückseligkeit fühlen lassen wird, seufzen werdet, so erinnert euch, daß nicht Jupiter, sondern ihr selbst die Urheber eurer Seufzer gewesen seyd.„ Er befahl hierauf dem Mercur denenjenigen, die es verlangen würden, eine gewisse Gattung von einer Brille auszutheilen. Sie hatte die besondre Eigenschaft, daß man, wenn man sie aufsetzte, durch die eine Hälfte alle die glücklichen Fälle vorher sah, die man noch von der Zukunft zu hoffen hatte. Man erblickte hingegen in der andern Hälfte, alle diejenigen Verdrüßlichkeiten, welche man noch fürchten mußte. Jupiter schwang sich sodann wieder nach dem Himmel empor. Ein froher Zuruf der Menschen begleitete ihn, weil er ihnen eine von ihren abgeschmacktesten Thorheiten erfüllt hatte. Hätte er ihnen eine würkliche Wohlthat erwiesen gehabt, ohnfehlbar würden sie wider ihn gemurrt haben. Mercur würde unter einer so unzählichen Menge Neugierigen in einer großen Gefahr wegen seines Lebens gewesen seyn, wenn er kein Gott gewesen wäre. Das schöne Geschlecht beunruhigte ihn am meisten. Es würde unmöglich seyn, alles zu erzählen, was jeder aus der Ver-

ſammlung in der Brille, die er erhielt, erblickte, und was dieſer Anblick bey ihm für Wirkungen nach ſich zog. Wir werden uns mit einigen wenigen Exempeln begnügen müſſen.

Elmire, eine junge Schönheit von vierzehn Jahren, war die erſte, welcher die Neugierde durch den ungeſtümen Haufen Raum machte. Sie drängte ſich bis zu dem Mercur hindurch, und riß ihm mit einer halben Gewaltthätigkeit die Brille aus der Hand. Sie war die abgeſagteſte Feindin von allem demjenigen, was ihr Schmerz verurſachen konnte. Ein jeder unangenehmer Anblick ward mit der äußerſten Sorgfalt von ihr vermieden. Sie verbarg alſo ſehr vorſichtig die unglückliche Hälfte des Glaſes mit der Hand. **Elmire** war ehrgeizig. Sie war in ſich ſelbſt auf das heftigſte verliebt. Was für ein entzückenderes Bild hätte ſich ihr Ehrgeiz und ihre Eigenliebe verſprechen können, als dasjenige, das ſie in dem Glas, ſo ihr ihre Glückſeligkeit prophezeyte, wirklich erblickte? **Elmiren** ſah ſie, ſchön bis zum Neide der **Venus** ſelbſt, angebethet von allem was ganz Griechenland an einer vornehmen und reichen Jugend, darſtellen konnte. Selbſt **Jupiter** drohte mit einer von ſeinen Verwandelungen, und der **Juno** Auge flammte von Wuth. Die glückliche **Elmire**! Nunmehr hielt ſie ſich für ſtark, den Anblick des allerunangenehmſten Schickſals ertragen zu können. Sie ſah in die andre Hälfte, that einen lauten Schrey, und empfand keinen einzigen Augenblick mehr ihre ganze Glückſeligkeit. Die

ſchreck-

ſchreckliche Zukunft verſprach der armen Elmire nicht mehr als zwey Monath, in welchen ſie alle nur mögliche Huldigungen, die ihr Ehrgeiz und ihre Eigenliebe nur fordern konnten, einſammlen ſollte. Eine Krankheit beraubte ſodann Elmiren ihrer Schönheit, des einzigen Verdienſtes, das ſie beſaß. Sie ſah ſich eine lange Reyhe von Jahren unter einer eckelhaften Häßlichkeit. Ihre Liebhaber verachteten ſie, weil ſie nichts bey ihr fanden, daß den Verluſt ihrer Schönheit erſetzen konnte, und ihre ehemaligen Nebenbuhlerinnen ſpotteten ihrer. Die zwey glücklichen Monate für Elmiren erſchienen. Sie empfand nicht eine von den Annehmlichkeiten derſelben. Sie ſeufzte bey den Vergötterungen ihrer Liebhaber, und ſie ſah niemals in ihren Spiegel, ohne ſchon vorher ihre zukünftige Häßlichkeit in demſelben zu finden. Wie ſchlimm war es für Elmiren, daß ſie ihr künftiges Schickſal wußte! Sie wäre wenigſtens zwey Monath glücklich geweſen, wenn ſie es nicht gewußt hätte.

Phocys, welchen Lacedämon als den tapferſten unter ſeinen Helden ehrte, war einer von den erſten, welcher das gefährliche Geſchenk aus den Händen des Mercurs empfieng. Die Bewunderung und die Furcht machte ihm unter dem ganzen Haufen Raum, als er ſich näherte. Er trat mit einer gewiſſen ſpöttiſchen und verächtlichen Miene über das Geſchenk des Jupiters hinzu, welche ein Beweis von der Zuverſichtlichkeit war, mit der er über ſein Schickſal Herr zu ſeyn glaubte. Phocys ſah in der einen Hälfte des Glaſes, dasjeni-

ge,

ge, was er ſich bereits eingebildet hatte. Er ſah die Göttin des Siegs an ſeinen Triumphwagen angefeſſelt. Völker erbleichten, wenn er ſein Schwerdt ſchwang. Auf den Schutt einer jeden Stadt die er eingeäſchert hatte, ſtand eine Ehrenſäule, welche die Nachwelt ſeine Thaten lehrte, und die Dichter wetteiferten, ihn zu vergöttern. Kein einziger unglücklicher Tag war in ſeinem ganzen übrigen Leben zu finden. Wie glücklich hätte Phocys gelebt, wie glücklich wär er geſtorben, wenn er niemals das Zukünftige zu wiſſen begehrt hätte! Aber was für ein ſchrecklicher Anblick iſt eine entfernte und unpartheyiſche Zukunft dem Auge eines Tyrannen, der den blutdürſtigſten Ehrgeitz zu ſeinem erſten Geſetz gemacht hat! Phocys ſah mit Zittern, wie nach ſeinem Tode dieſe Wahrheit die ſich bey ſeinem Leben für ſeiner Rache und für dem Geklärm ſeiner Schmeichler hatte verbergen müſſen, ihre erſten Rechte wieder gewann. Sie riß die Denkmäler nieder, die ihm die Furcht und die Schmeichelen erbauet hatten, und ſetzte ihm Schandſäulen. Die Namen des Helden des Großen des Weiſen verwandelte ſie in die Namen des Wüthrichs, des Ehrgeitzigen, des Ungerechten. Die Nachwelt ward ſehr bald müde, ſich an einen Böſewicht zu erinnern. Sie vergaß den Phocys, der alle ſeine Verbrechen, bloß um von ihr gekannt und bewundert zu werden, ausgeübt hatte. Was für eine Quaal war es für einen Mann, der die heiligſten Pflichten der Gerechtigkeit, der Menſchlichkeit, des Mitleids, und hundert andrer Tugenden,

bloß

bloß einem lasterhaften Ehrgeiz, groß in den Augen der Nachwelt zu scheinen, aufgeopfert hatte, was für eine Quaal für ihn, zu wissen, daß er wenige Jahre nach seinem Tode, der verächtlichste und noch einige Jahre später der unbekannteste Mensch seyn würde! Phocyo blieb sein ganzes Leben hindurch bey den größten Triumphen seines Ehrgeißes unempfindlich. Jetzt frohlockte er über einen erfochtnen Sieg, und den Augenblick unterbrach der traurige Gedanke sein Frohlocken, daß man in so und so viel Jahren nicht mehr wissen würde, daß Phocyo gesiegt hätte. Seine Schmeichler betheten ihn an, und zu gleicher Zeit donnerten die Flüche in sein Ohr, welche die Nachwelt über ihn aussprechen würde. Wie oft wünschte er sich vergeblich die Unwissenheit des Zukünftigen! Er wußte es, zur Strafe, daß er es zu wissen verlangt hatte.

Die junge Baucis näherte sich dem Mercur mit einem Gesicht, in welchem die empfindlichste Schwehrmuth abgeschildert war. Ganz Corinth, wo sie sich aufhielt, kannte die Ursache dieser Schwehrmuth. Sie schmachtete unter den Martern eines alten Eifersüchtigen, den ihr ein eigennütziger Vater zu ihrem Gemahl aufgezwungen hatte. Gleichwohl ward sie von dem jungen und zärtlichen Philemon geliebt, und liebte ihn wieder. Hätte sie wohl eine einzige Minute ihres Lebens nicht schwehrmüthig seyn können? Baucis streckte mit einer furchtsamen Schüchternheit die Hand nach der prophetischen Brille aus. Sie war einige

ge Minuten zweifelhaft, ſie auf zu ſetzen. Ohnfehlbar fürchtet ſie ſich für dem Unglück, von ihrem Eiferſüchtigen überlebt zu werden. Baucis war ein Frauenzimmer; Wie hätte ſie endlich die Brille nicht aufverſuchen ſollen? Sie ſah, und faſt koſtete ihr ihre Neugierde für Entzückung das Leben. Wie gütig war Jupiter! Der alte Eiferſüchtige ſtarb, und Baucis und Philemon ſchmeckten das Glück einer Vereinigung, nach welcher ſie ſchon ſo lange vergeblich geſeufzt hatten. Mit wie vieler Hoffnung und Freude erwartete Baucis den Tag, welcher alle ihre Wünſche krönen ſollte! Jede Minute erneuerte ſie in ihrem Herzen das Bild des Philemons, und ſchmeckte die Entzückungen ſchon vorher, die ſie an ſeiner Bruſt erwarten würden. Sie vergaß ſich nicht ſelten in den Vorſtellungen ihrer künftigen Glückſeligkeit ſo ſehr, daß ſie ihren Eiferſüchtigen in Gedanken eben ſo feurig umarmte, als wenn es Philemon geweſen wäre. Der Alte erſtaunte über dieſe Veränderung ſeiner Gemahlin, die er vormals jederzeit ſchwehrmüthig und in Thränen geſehen hatte. Er bildete ſich ein, daß er ohnerachtet ſeiner Vorſicht dennoch betrogen würde. Dieß verdoppelte alle die gewöhnlichen Martern, die er der armen Baucis empfinden ließ. Die erſte unglückliche Frucht ihrer Neugierde. Der Eiferſüchtige lebte noch lange Jahre, ohne daß Baucis ihre Hoffnung erfüllt ſah. Sie vertrieb ihre Schmerzen durch die Gedanken an ihre Glückſeligkeit mit Philemon. Sie gewöhnte ſich nach und nach an dieſes Bild,

und ihre Freude über daſſelbe ward ſchwächer, je öfterer ſie daſſelbe empfand. Je genauer ſie ihr zukünftiges Glück von allen Seiten betrachtete, je geringer kam es ihr vor. Unſre geliebteſten Leidenſchaften erhalten ihre Nahrung nur von der Neuigkeit der Gegenſtände. Endlich ſtarb der alte Eiferſüchtige. **Philemon** und **Baucis** wurden ein Paar. Aber ſie wurden es, ohne dieſe unausſprechliche Entzückung, welche ſie würden empfunden haben, wenn ihr Glück ſie unvermuthet überfallen hätte. Ihre zunehmenden Jahre hatten das Feuer ihrer Leidenſchaften geſchwächt. Zehn Jahre wußten ſie voraus, daß ſie die Liebe noch gewiß vereinigen würde, und dieß war eben ſo viel, als wenn ſie bereits zehn Jahr vereiniget geweſen wären. **Baucis** fühlte mitten unter den Umarmungen des **Philemons**, daß ihnen die Neuigkeit mangelte, und ſie ſeufzte, daß dieſer Mangel das Werk ihrer thörichten Neubegierde war.

Epimenides ein Jüngling von vortreflichen Eigenſchaften, welche in ihm ſeinem Vaterlande einen der größten Bürger verſprachen, mengte ſich aus einer unglücklichen Neigung, der er ohnerachtet, ſeines Verſtandes nicht widerſtehen konnte, unter eben dieſen thörichten Haufen. Sein Herz war der edelſten Unternehmungen fähig. Allein das Feuer einer ungebändigten Jugend, nährte gleichfalls von der andern Seite eine eben ſo groſſe Fähigkeit in ihm, ſich den thörichſten Ausſchweifungen zu überlaſſen. Er befand ſich noch in demjenigen Alter, wo das Herz des Menſchen Tugend

und Laster abwägt, und wo die Zunge der Wage noch genau mitten innesteht, allein wo auch zugleich der geringste Umstand schwehr genug ist, die Wagschaale niederzudrücken. Der natürliche Edelmuth des Epimenides würde ihn ohnfehlbar mit der Tugend auf das genaueste vereiniget haben, wenn er mit seiner angebohrnen Unwissenheit wegen seines Schicksals zufrieden gewesen wäre. Er war es nicht, und seine Neubegierde kostete ihm seine Glückseligkeit. Epimenides erfuhr durch den Ausspruch seines Orakels, daß er zu den ansehnlichsten Würden seines Vaterlandes bestimmt war. Welcher Jüngling von den Eigenschaften des Epimenides ist nicht ehrgeitzig, und welcher Ehrgeitzige konnte sich mehr wünschen? Dem ohngeachtet, war dieß nur eine der geringsten Proben von der Gütigkeit der Götter gegen den glücklichen Epimenides. Sie versprachen ihm noch überdieß unerschöpfliche Schätze, und die schöne Cleone die er auf das zärtlichste liebte, zur Ehegattin. Epimenides konnte wegen seines unglücklichen Schicksals, das die Zukunft für ihn aufhob nichts Gewisses entdecken. Er erfuhr bloß so viel, daß er unglücklich werden, und es durch seine eigene Schuld werden würde. Entweder der gewöhnliche Leichtsinn der Jugend, oder die Einbildung, daß es unmöglich sey, bey denenjenigen Geschenken, die ihm Jupiter versprach, unglücklich zu seyn, verursachte, daß er sehr leicht diesen letzten Theil seines Schicksals vergaß. Seine Vorstellungen beschäftigten sich bloß mit den angenehmern Scenen der

Zukunft.

Zukunft. Er bildete sich ein, daß er bereits wirklich denjenigen Gipfel der Glückseligkeit erstiegen hätte, den er noch erst erreichen mußte. Nach dieser Einbildung richtete er auch den ganzen Plan seiner Aufführung ein. Er begegnete denenjenigen, mit denen er umgieng, mit eben dem Stolz, darzu ihn ein gesättigter Ehrgeiz verleiten konnte. Er überließ sich ohne Bedenken allen Ausschweifungen, die seine Begierden verlangten, da er wußte, daß es ihm niemals an Mitteln mangeln würde sie zu befriedigen. Die arme **Cleone** mußte jede seiner Liebkosungen als ein Geschenk von ihm annehmen. War sie nicht seine gewisse Sklavin, die er ohnmöglich verliehren konnte? Der Stolz des **Epimenides** machte ihm eben so viel Feinde, als es Personen gab, die ihn kennen lernten. Selbst Cleone schmeichelte ihm bloß aus eigennützigen Absichten. **Epimenides** sah von seiner eingebildeten Höhe auf alle diejenigen mit einem verächtlichen Lächeln herab, die er beleidigte. Die Verheißungen der Götter wurden nach und nach auf das genaueste erfüllt. Er stieg bis er nicht mehr steigen konnte. Wie viele Triumphe über diejenigen, die ihn haßten! Reichthümer strömten auf den Liebling der Götter herab, und **Cleone**, welche Kronen ausgeschlagen hatte, ward die Gemahlin des **Epimenides**. Nichts war noch übrig, als daß **Epimenides** auch lernte, daß er auch unglücklich seyn könnte, und er lernte es auf eine mehr als zu empfindliche Art für ihn. Dieser Thor vergaß wie alle Ehrgeitzigen, daß die Höhe, auf der

er ſtand, auf der einen Seite eben ſo jäh und abſchüßig wieder in das Thal hinabgieng, als ſie auf der einen ſteil zu erſteigen geweſen war. Seine Feinde, die ſich bey jedem Schritt verdoppelten, mit dem er der Ehre entgegen eilte, arbeiteten unermüdet an ſeinem Fall, und Bemühungen von der Art ſind niemals vergeblich geweſen. Da er von keinem Menſchen geliebt wurde, ſo war auch Niemand der ihn für ſeinem Unglück gewarnt hätte. Er wurde eben ſo tief erniedriget, als er erhöhet geweſen war, ehe er die geringſte Ahndung empfand. Cleone rächte ſich wegen der ſtolzen Begegnungen ihres Gemahls durch die empfindlichſte Untreue. Seine ganzen Güter, welche ihn nicht einem einzigen Dankbaren hatten erkaufen können, weil er bloß aus einem prahlenden Stolz wohlthätig geweſen war, wurden in einem Augenblick der Raub ſeiner Feinde. Der Stolz der Menſchen konnte durch kein angenehmeres Opfer, als durch die Erniedrigung des Epimenides geſättiget werden. Er der ſo lange das Recht beſeſſen hatte, alle außer ſich zu verachten, fühlte weit ſchmerzlicher als jeder Andre die Demüthigung, ſich verachtet zu ſehen, und Jedermann verdoppelte gegen ihn die Beleidigung, die er von ihm ſo lange hatte erdulten müſſen. Epimenides ward grau unter den Verfolgungen ſeines Unglücks. Er mußte den Niedrigſten unter ſeinen Feinden ſchmeichlen, bloß ein elendes Leben zu unterhalten, das ihm zu nichts weiter nützte, als ihn noch mehr Kränkungen empfinden zu laſſen. Er ſtarb verachtet und elend,

ſein Tod verurſachte weiter keine Betrübniß, als daß man ihn nicht weiter durch Verachtungen quälen konnte.

Was war der Grund von allem Unglück des **Epimenides**? Nichts als die ſchädliche Gewißheit, die er von ſeiner zukünftigen Glückſeligkeit hatte. Sein Herz neigte ſich zum Stolz, und zu andern Thorheiten, ſo bald es ſicher war, daß es keine Gefahr weiter dabey zu befürchten hatte. So lange das Glück deſſelben zweifelhaft geweſen wäre, ſo lange würde ſein durchdringender Verſtand niemals ein Mittel unbemerkt gelaſſen haben, ſich dieß Glück ſichrer zu machen. Er würde ſich durch hundert liebenswürdige Eigenſchaften Freunde verdient haben, und ein reiferes Alter, und ein gereinigter Verſtand würden ihn in den ſpätern Jahren, da er ſeine Glückſeligkeit wirklich genoß, nicht in den Fehler eines ſo lächerlichen Stolzes haben verfallen laſſen. **Epimenides** ward alſo aus keiner andern Urſache unglücklich, als weil er zu wiſſen verlangte, ob er es ſeyn würde.

Die blinde **Miope** beſaß ohnerachtet des geringen Antheils von Verſtand, welchen ihr die Natur verliehen hatte, dennoch Thorheit genug wiſſen zu wollen, was ſie noch von der Zukunft zu hoffen oder zu fürchten hätte. Sie ſetzte die Brille mit der größten Eilfertigkeit auf, und ſie ſah nichts. Sie drehte ſie auf die andre Seite und ſie ſah eben ſo wenig. Sie überhäufte den **Mercur** mit Schelt-worten, daß er ihr eine ſo elende Brille gegeben hatte, und ſie begriff nicht, daß der Fehler an ih-

rem Geſicht lag. Miope war ſo verwegen, die Zukunft und die Rathſchlüſſe der Götter überſehen zu wollen, und war blind. Die Närrin! ſchrien die Umſtehenden, und ſie vergaßen, daß ſie nicht viel ſcharfſichtiger als Miope waren.

Irus lehnte ſich mit vieler Ungeduld auf ſeine Krücke, welche den Ueberreſt eines von tauſend Mühſeligkeiten ausgezehrten Körpers unterſtützte, und wartete bis Mercur eine ſo große Menge von Neugierigen befriediget hatte. Seine zerriſſene Kleidung und ſeine elende Geſtalt erlaubte ihm nicht, ohnerachtet er der redlichſte Mann war, ſich eher zu nähern, bis auch der niedrigſte Böſewicht war abgefertiget worden. Mit wie viel Hoffnung und Furcht hinkte er endlich zu dem Sohne des Jupiters hin! Sein ganzes Leben war eine Kette von Unglück geweſen. Er überwand bloß eine Widerwärtigkeit, um wieder von einer andern überwunden zu werden. Wie würde Irus ſeine Bürde haben ertragen können, ohne die ſüſſe Hoffnung, daß er noch endlich von ihr würde befreyet werden? Dieſe einzige Freundin und Tröſterin der Elenden, ſtärkte ſeine wankenden Glieder. Keine Nacht ſchlief der ſeufzende Irus ein, ohne einen ſchmeichelnden Traum zu genüßen, der ihm auf den folgenden Tag Erleichtrung verſprach. Der morgende Tag kam und Irus war immer noch unglücklich. Morgen werde ich es nicht mehr ſeyn, ſprach der hoffende Irus und fühlte ſeine Bekümmerniſſe weniger. „O Mercur, ſeufzte er gegen „den Bothen der Götter, laß mich nicht länger in

„der

„der Ungewißheit ſchmachten, welche mich noch „weit mehr, als alle meine Mühſeligkeiten ängſti„get. Ich weiß Jupiter iſt gerecht, er wird mich „nicht unaufhörlich ſeufzen laſſen. Laß mich das „Ziel meiner finſtern, und den Anfang meiner auf„geheiterten Tage erblicken. Sie mögen ſo ent„fernt ſeyn als ſie wollen. Irus iſt zufrieden, „wenn er nur weiß, daß ſie gewiß kommen werden.„ Mercur bemühete ſich vergeblich, ihn zu überreden mit der Unwiſſenheit ſeines Verhängniſſes zufrieden zu ſeyn. Er erzwang das ſchädliche Geſchenk durch ſeine ungeſtümen Bitten, ſetzte die Brille auf, und war unglücklicher als er noch jemals geweſen war. Ach! was ſah Irus? Noch eine unendliche Reyhe von Tagen des Elendes! Keine einzige Stunde war unter allen die ihm nur die geringſte Glückſeligkeit verſprochen hätte! Irus war beſtimmt, bis an ſeinen Tod unglücklich zu ſeyn. Wie viel verlohr er durch ſeine ungeſtüme Neubegierde! Seine Hoffnung, das einzige Gut, das ihm noch in ſeinen Leiden übrig geblieben war. Er warf ſich nunmehr niemals auf ſein elendes Stroh, ohne gewiß verſichert zu ſeyn, daß er Morgen wieder zu einem eben ſo elenden Tage, als der vorhergehende war, erwachen würde. Wie glücklich, wäre Irus mit der Gütigkeit des Jupiters, der die Zukunft vor ſeinem Auge verbarg, zufrieden geweſen! Der Tod würde ihn endlich mitten in ſeiner Hoffnung, und in ſeinen Wünſchen überfallen und dieſelben erfüllt haben.

Es wäre vergeblich, noch mehr Beyspiele von den unglücklichen Folgen, welche den thörichten Wunsch der Sterblichen begleiteten, anzuführen. Genug, sie waren einander gleich. Die Menschen waren ungerecht genug, ihr ganzes Unglück noch einmal dem Jupiter Schuld zu geben. Mußte er uns noch durch die Entdeckung des Unglücks, das uns erwartete, quälen? riefen sie. War es nicht schon genug, unsre Glückseligkeit vorher zu wissen? Würden uns nicht sodann nur allein die angenehmen Scenen unsers Lebens vergnügt haben? Wir hätten unser Unglück nicht eher empfunden, bis es uns begegnet wäre. Hätten wir nicht wenigstens sodann ein vorhergehendes Glück rein und ungestöhrt genüßen können? Nein! Jupiter bleibt ein Tyrann, der uns keine Wohlthat erweist, ohne sie mit einer Grausamkeit zu verbinden. Jupiter blieb ungerührt von den neuen Vorwürfen seiner Feinde. Er kannte die Thorheit und die Unmöglichkeit derjenigen Verbesserung, die sie ihm vorschrieben. Er belohnte so gar ihre Lästerungen durch eine neue Wohlthat, indem er denen Menschen, die Eigenschaft wiedernahm, ihr zukünftiges Schicksal vorher zu wissen.

Osmann.

Osmann.

Osmann verband mit dem Namen eines Türken den Ruhm eines tugendhaften Mannes. Er besaß eine Menge der vortrefflichsten Eigenschaften, welche denenjenigen mangelten, die sich Christen nannten, und denen das Vorurtheil niemals erlaubt haben würde, unter seinem türkischen Gewand das edelste und liebenswürdigste Herz zu vermuthen. Unbilliges Vorurtheil, welches dasjenige, was dem ganzen menschlichen Geschlecht angehört, den Trieb tugendhaft zu seyn, einer einzelnen Nation oder Secte allein zueignen will! Je barbarischer die Nation war, deren Laster die Tugend des redlichen Osmanns nicht überwältigen konnte, je mehr verdiente seine Herzhaftigkeit Lob, mit der er sich über die Barbarey seines Volkes emporhob. Der eingeschränkteste Geist betritt mit leichter Mühe die Wege, auf denen er bereits eine Menge von Vorgängern vor sich sieht, und es ist eben nicht der größte Triumph unter einer gesitteten Nation tugendhaft zu seyn, wo man die Tugend wenigstens bewundert, wenn man sie auch nicht ausübt. Allein sich über die Vorurtheile seines Vaterlandes ungescheut zu erheben, ohne zu erröthen, ihre Spöttereyen und ihren Tadel zu er-

dulden, wenn der Gegenstand ihres Spottes eine auszuübende Pflicht ist, und der einzige zu seyn, der ohne Bewundrer und Nachfolger eine gute Handlung bloß deswegen verrichtet, weil sie gut ist, dieß ist bloß die Eigenschaft der Geister vom ersten Rang, und Osmann gehörte unter dieselben. Seine Reisen unter die gesitteten europäischen Völker, der Umgang, den er jederzeit selbst in seinem Vaterlande mit denen Ausländern unterhalten hatte, und die Kenntniß der abendländischen Sprachen, durch deren Hülfe er die besten Schriftsteller nutzen konnte, hatten die natürliche Güte seines Herzens gebildet und verbessert. Sein Landgut, wo er sich einige Meilen von Constantinopel meistentheils aufhielt, war der beständige Sammelplatz der liebenswürdigsten und vornehmsten Europäer, die in dieser Hauptstadt des türkischen Gebiethes zu finden waren. Er nutzte ihren Umgang, indem er das Rühmliche an ihnen nachahmte, ohne in ihr Lächerliches zu verfallen. Seine Freunde fanden an ihm eine Art von Original. Er kam ihnen lächerlich vor, weil er ihnen nur von ihrer guten Seite her ähnlich war. Osmann überzeugte sie bald, wie ungerecht es wäre, wenn eine jede Völkerschaft ihre Fehler unter die Anzahl der Vollkommenheiten rechnen wollte.

Der Herr von Brosse, ein junger Franzos, von den einnehmendsten Sitten, war einer von seinen vertrautesten Freunden. Er hatte die Lebhaftigkeit, den Witz, das Alter, den Ehrgeiz, und die

gewisse Zärtlichkeit in der Denkungsart mit dem **Osmann** gemein. Dieß war der erste Grund ihrer Freundschaft. Der Herr von **Brosse** war eben nicht allzu reichlich von dem Glücke versorgt worden: Und dieß war die andre Bande, die ihn mit seinem Freunde vereinigte. Alle die bezaubernden Thorheiten, durch welche die Nation des von **Brosse** sich einer gewissen Oberherrschaft über die übrigen Völker bemächtiget hat, unterwarfen dem jungen Franzosen mit eben der Leichtigkeit das Herz seines Freundes. Man wird in dem folgenden sehen, ob **Osmann** in der Freundschaft klug genug gewählt hatte, oder ob er bey einigen wenigen glänzenden Eigenschaften, eine unzähliche Menge schlimmer übersah. Das redlichste Herz ist selten auch das vorsichtigste.

Man both dem **Osmann** eine gewisse Sklavin an, welche ihm der Kaufmann als ein Meisterstück ihres Geschlechts und der Natur selbst anpries. **Osmann** war viel zu edel, als daß er eine Menge unglücklicher Frauenzimmer bloß deswegen hätte unterhalten sollen, um sie zu den grausamen Opfern seiner Wollüste zu bestimmen. Allein da ihm seine Religion die Vielweiberey erlaubte, und da ihn kein Trieb der Natur dieselbe verabscheuen lehrte, so folgte er seiner natürlichen Neigung zur Pracht und den Gewohnheiten seines Volks, und unterhielt eines der artigsten Serails zu **Constantinopel**. Sein gutes Herz und seine gebesserten Sitten erlaubten ihm nicht diesen Ort zu dem fürchterlichsten Gefängniß für das

schöne

ſchöne Geſchlecht zu machen. Er beſaß viel zu feine Empfindungen, als eine Glückſeligkeit in einer Liebe zu ſuchen, welche durch keine Gegenliebe belohnt wird, und er wußte, daß noch niemals der Zwang einem weiblichen Herzen dieſe Gegenliebe eingeflößt hat. Sein Serail war die Zuflucht der Unglücklichen, der Aufenthalt einer nach den Geſetzen der Natur unſträflichen Freude, und der Ort, wo Osmann in der Geſellſchaft ſeiner Freunde, die dieſes Heiligthum der Türken frey betreten konnten, von ſeinen ernſthaften Bemühungen ausruhte. Unter allen ſeinen Sklavinnen, waren nur einige wenige, die ſein Herz beſaßen. Die übrigen waren nach dem Grad ihrer Verdienſte entweder bloß ſeine Freundinnen oder die Bedienten ſeiner Geliebten. Es war ſehr oft genug, daß ſich ein Frauenzimmer unter der Gewalt eines Tyrannen oder in andern unglücklichen Umſtänden befand, um ihn zu bewegen, ihr mit dem Verluſt der anſehnlichſten Geldſummen in ſeinem Serail eine Freyſtatt wider das Unglück und die Tyrannen zu verſchaffen. Es war ihnen ſo gar bisweilen erlaubt, dieſe Freyſtadt zu verlaſſen, ſo bald ſie es für gut befanden. Die Tugend war indeſſen eine unentbehrliche Eigenſchaft, welche man haben mußte, wenn man unter der Gewalt, eines ſo gütigen Herrns, als Osmann war, bleiben wollte.

Die Sklavin, die man unſerm großmüthigen Türken anboth, beſaß noch mehr als Tugend. Sie beſaß eine ſo einnehmende Schönheit, welche den

Os

Osmann gleich bey dem ersten Augenblicke, da er sie sah, fühlen ließ, wie unglücklich er seyn würde, wenn er ihr Herz nicht derjenigen Zärtlichkeit fähig machen könnte, die das seinige bereits für sie zu empfinden anfieng. Sie war eine junge Französin, der ihr bisheriger Herr den Namen Fatime beygeleget hatte. Einem gewinnsüchtigen Kaufmann konnte die Eroberung, welche seine Sklavin gemacht hatte, nicht verborgen bleiben. Seine Offenherzigkeit kostete dem verliebten Osmann einen erstaunenden Preiß für Fatimen. Osmann bedachte sich keinen einzigen Augenblick. Er hätte das ganze türkische Reich für Fatimen gegeben, wan es seine gewesen wäre.

Die Betrübniß auf dem Gesicht einer liebenswürdigen Person, die sich zu einer schändlichen Sklaverey verdammt sieht, war für einen Türken nichts ungewöhnliches. Er hofte diese finstre Wolke sehr bald, durch die Größe seiner Liebe, seiner Tugend, und seinen ehrerbiethigen Eifer für Fatimen zu zerstreuen. Wie groß war seine Entzückung, als er den größten Schatz, den er besaß, in seine Wohnung in Sicherheit gebracht hatte! Osmann ward das erstemal eifersüchtig. Er verbarg seine neue Geliebte den Augen seiner Freunde. Er entzog sich so gar ihrem Umgang. Jede seiner Minuten gehörte Fatimen, und dennoch war er immer noch besorgt, zu wenig Zeit anzuwenden, ihre Hochachtung und ihre Zärtlichkeit zu verdienen.

„Sie

„Sie sind hier unumschränkt, Herr, meine liebe Fatime, sprach er zu ihr, über mein Herz, über das ihrige, und selbst über ihre Freyheit, wenn sie es so wollen. Osmann will seine Glückseligkeit keinem andern Mittel, als ihrer eigenen Zärtlichkeit zu danken haben. Er wird der unglücklichste Mensch seyn, wenn sie ihn nicht lieben können. Allein er will wenigstens bey seinem Unglück den Vorwurf vermeiden, daß er diese Fatime, die er auf das ehrerbiethigste liebt, zugleich mit sich unglücklich gemacht habe. Sondern sie den Türken von dem Liebhaber ab. Finden sie bey ihm eben dieß Herz, eben diese Liebe, diese Tugend, die ihnen unter ihrer Nation einen würdigen Geliebten würden versprochen haben, o so seyn sie gerecht und triumphiren sie über ein Vorurtheil, welches der Natur, die das ganze menschliche Geschlecht durch die allgemeine Bande der Zärtlichkeit und der Liebe vereiniget hat, nothwendig Schande machen muß.„ Man beantwortete die zärtlichsten Bitten des Osmanns mit nichts als mit Seufzern. Dieser ehrerbiethige Liebhaber war zufrieden keinen Abscheu gegen ihn in den Augen der Fatime zu erblicken. Er versprach sich von seiner unermüdeten Liebe, alle die Hindernisse zu überwinden, welche ihm die Ehre, die Tugend selbst die Vorurtheile seiner Sklavin entgegen setzen konnten. Hundert Wege erfand er, ihr Beweise von der Heftigkeit und der Reinigkeit seiner Leidenschaft zu geben. Er versprach ihr, daß sie seine einzige Geliebte seyn sollte. Die Freyheit ihrer

Reli-

Religion war einer der vornehmsten Puncte. Osmann, sprach er, prüft niemals die Art, mit der Gott angebethet wird, sondern das Herz selbst, das ihn anbethet. Die Tugend kann allein Religionen eigen seyn, und sie allein ist der Grund einer wahrhaften Liebe. Was haben Osmann und Fatime mehr als diese zwey Stücke nöthig, sich glücklich zu machen?

Osmann schmeichelte sich von Tag zu Tage mehr seine Wünsche von Fatimen befriediget zu sehn. Wenn sie nichts von ihrer alten Schwermuth verlohr, so gab sie ihm wenigstens je mehr und mehr Proben, daß sie die Tugend selbst an einem Türken hochzuschätzen wußte. Die Gefälligkeit, mit der sie seine Klagen anhörte, der Zwang, den er an ihr zu bemerken glaubte, wenn sie sich seinen Liebkosungen entriß, und eine Menge andrer Merkmale, die dem Auge eines Verliebten allein sichtbar sind, vergrößerten seine Hoffnung. Fatime war furchtsam, sie war unentschlossen in seiner Gegenwart. Welcher Liebhaber würde nicht eben so entzückt, als Osmann über alle diese Entdekungen gewesen seyn? Osmann war nicht so unerfahren in den europäischen Sitten, daß er die Eitelkeit der europäischen Frauenzimmer, die Rolle der Unüberwindlichen selbst nach den härtesten Niederlagen zu spielen, nicht gekannt hätte. Er wußte, daß man eher die größten Gefälligkeiten, als das kurze Geständniß: Ich liebe sie, von ihnen erlangen könnte. Er wollte Fatimen gewisse Verlegenheiten erspahren, die ihr ein allzu blöder Liebhaber

haber verursacht haben würde. Der unglückliche Osmann! der geringste Versuch kostete ihm seine ganze eingebildete Glückseligkeit. Fatime rettete die Ehre der Europäerinnen. Vorwürfe, die Vermeidnng seiner Gegenwart und die Zeichen der stärksten Furcht und Verachtung, traten an die Stelle der Hochachtung und der Freundschaft, die man ihm vorher hatte wahrnehmen lassen, und nur die überzeugendsten Proben einer reuigen Tugend erwarben ihm dasjenige wieder, was er bey Fatimen verlohren hatte.

Der bestürzte Osmann begriff nichts von dieser unglücklichen Veränderung. Vergeblich verdoppelte er seine erste Ehrerbiethung. Seine Bitten, seine Seufzer, wurden durch nichts, als durch das Mitleiden der Fatime, belohnt. Er erblickte nicht selten eine Thräne in ihrem Auge, wenn er ihr sein Unglück auf das lebhafteste abschilderte. Dieß war es alles, was er erhielt. Konnte sie ihn bedauren, ohne ihn wirklich zu lieben? Osmann ermüdete unter den Martern, unter welchen eine vergebliche Liebe ihn und Fatimen zugleich schmachten ließ. Er faßte eine Entschliessung, die schwehrste, die sein Herz fassen konnte, aber auch die größte, deren es fähig war. Er eilte nach dem Cabinet der Fatime, ihr eine Nachricht zu entdecken, die sie so leicht nicht vermuthet hatte. „Sehen sie das größeste Opfer, sprach er, das ich ihnen anbiethen kann, Fatime? Sie wenigstens sollen nicht länger seufzen, wenn auch mein Herz darzu verdammt ist, weiter keine Zufriedenheit zu schme-

schenken. Ich schenke ihnen ihre Freyheit, und ich habe bereits mit einem französischen Capitain, der morgen abseegelt, gesprochen, sie nach ihrem Vaterlande zurück zu bringen. Möchte sie doch dieß überzeugen, daß sie den großmüthigsten Liebhaber unglücklich gemacht haben! Eilen sie, ich weiß nicht, wie lange mir mein Herz die Herrschaft über meinen eignen Willen erlauben wird.„

Das Gesicht der Fatime druckte alle Spuren derjenigen Erstaunung aus, in welcher ihre Seele durch die Großmuth des Osmanns versetzt werden mußte. Osmann laß darinne zu einer geringen Befriedigung für seine Schmerzen, die ehrerbietigste Hochachtung und seine Einbildungskraft ließ ihm so gar noch mehr als diese darinnen wahrnehmen. Fatime schien das Geschenk ihrer Freyheit nicht mit derjenigen Entzückung anzunehmen, die Osmann von ihr vermuthet hatte. Sie warf sich zu seinen Füßen, und ihre Ausdrücke ließen ihm wahrnehmen, daß seine Sklavin kein undankbares Herz weiter als nur in Ansehung der Liebe besaß. Eine Bitte, womit sie ihre Danksagungen beschloß, erweckte in Osmann eben diejenige Erstaunung, die er zuvor in ihr verursacht hatte. Ach Osmann, fuhr sie fort, ich verlange diese Freyheit nicht, die sie mir anbiethen. Ich sehe selbst diesen unglücklichen Ort meinem Vaterlande vor. Ich bitte sie um dieß einzige, behalten sie mich als ihre Sklavin. Aber ich beschwöre sie bey ihrer Tugend, sehen sie mich nie

auf eine andre Art als mit den Augen eines Herrn an, der bloß Ehrerbiethung verlangt.«

Die unvermuthete Bitte der Fatime stürzte den Osmann noch einmal in den angenehmen Irrthum, der ihm schon ehemals mit ihrer Liebe geschmeichelt hatte. Fatime erkannte denselben sehr leicht an der Freude, die sich über sein Gesicht ausbreitete. Sie bemächtigte sich des gegenwärtigen Augenblicks, ihm sowohl denselben zu benehmen, als auch ihn zugleich zu einer der edelsten Handlungen zu bewegen, zu der sie ihn fähig zu sein glaubte. Bey einem jeden andern als bey Osmann, würde die Entdeckung, die sie wagte, für sie gefährlich gewesen seyn. Allein sie hatte ihn genau kennen lernen, und sie wußte also, daß sie nichts von dem redlichsten Mann von der Welt zu befürchten hätte. Sie setzte sein Herz durch die Abschilderung der Hochachtung und Freundschaft, die sie für ihn empfand, in eine ihr vortheilhafte Stellung. Sie gestand ihm ohne zu erröthen, denn die Tugend erröthet niemals, daß ihr Herz mehr als Freundschaft würde empfunden haben, wenn es noch ihre wäre. Allein es gehörte dem Herrn von Rouille, dem Gemahl der Fatime. Dieser liebe Gemahl war mit ihr zugleich mit den Ketten der elendesten Sklaverey belegt worden. Ihr Schicksal würde noch erträglich gewesen seyn, wenn dieses ihr letztes Unglück gewesen wäre. Allein die Unbarmherzigkeit ihrer Räuber hatte sie getrennt, und vielleicht auf ewig von einander getrennt. Dieser letzte Streich entwafnete alle Standhaftig-

keit

keit der Frau von **Rouille**. Konnte sie wohl **Constantinopel** verlassen, wo ihr Gemahl in den Fesseln schmachtete, ohne zuvor Nachricht von seinem Zustand zu wissen? Die Sprache der Natur ist zu stark, als daß ein empfindliches Herz sie ungerührt anhören sollte. Wo konnte diese Sprache beredter seyn, als in dem Munde der Frau von **Rouille**? und welches Herz war sie mehr zu empfinden fähig, als das Herz des großmüthigen **Osmanns**? Er vereinigte seine Klagen, seine Thränen mit den ihrigen. **Fatime** sah ihn auf denjenigen Grad einer erweichten Zärtlichkeit, welche ihn zu dem schwehrsten Versprechen bewegen konnte, und sie wußte, das er niemals ein Versprechen brach, das er einmal gethan hatte. Sie umfaßte die Knie ihres Herrn, und sie bath **Osmann**, den Nebenbuhler des Herrn von **Rouille**, seine Bemühungen anzuwenden, ihr diesen armen Gemahl, die einzige Glückseligkeit ihres Lebens wieder zu geben. Sie wußte keine Nachricht weiter von seinem Schicksale, als daß er, wie sie, nach **Constantinopel** geführt worden war. Allein der Ort des Elends, wo ihn die Barbarey und die Grausamkeit hingeführt hatten, war ihr völlig unbekannt. **Osmann** war von einer angesehenen Familie, er war reich, er unterhielt viele Bekanntschaften. Es war nicht unmöglich, durch seine Hülfe den unglücklichen Herrn von **Rouille** auszuforschen.

Osmann empfand auf einmal, wie schwehr ihm die Erfüllung der Bitte der **Fatime** seyn

würde. „Sie vergessen, Madame, antwortete er ihr, daß sie bey ihrer Zärtlichkeit für ihren Gemahl grausam gegen mich sind. Sie verlangen nicht nur, daß ich unglücklich seyn, sondern daß ich selbst so gar das Glück eines geliebten Nebenbuhlers machen soll. Was wird der Lohn aller meiner Bemühungen seyn, wenn sie nicht fruchtlos sind? Gedoppelte Martern. Doch Osmann muß seinen Ehrgeiz wenigstens bey ihnen befriedigen, wenn es ja für seine Liebe unmöglich ist. Sie müssen seinen ganzen Werth kennen lernen. Ich verspreche ihnen ihren Gemahl, wenn er ausgeforscht werden kann. Allein erlauben sie mir eine einzige Bedingung hinzuzusetzen. Lassen sie mich nach dem Herrn von Rouille den einzigen seyn, der sich auf ihr Herz einiges Recht einbilden darf.„ Ein Blick von Fatimen versicherte Osmann, daß er nicht vergeblich gebethen habe.

Der großmüthige Türke fieng von dem Augenblick an, an der Erfüllung seines Versprechens zu arbeiten. Fatime erhielt ihre völlige Freyheit. Der prächtige Osmann gab ihr ihre besondere Wohnung, ihre Sklavinnen, und war unermüdet, ihr alle diejenigen Bequemlichkeiten zu verschaffen, die ihr Constantinopel angenehm gemacht haben würden, wenn sie keinen Gemahl von den Verdiensten des Herrn von Rouille zu beklagen gehabt hätte. Dieser unglückliche Gemahl war der Gegenstand aller der langen und öftern Unterredungen, die Osmann mit der Frau von Rouille hielt, die nunmehr den Namen der Fatime, abge-

gelegt hatte. Sie fand in Osmann das einzige Glück, das sie in ihrem Elende empfinden konnte, einen Vertrauten ihrer Klagen, der durch die seinigen ihr Unglück zu erleichtern wußte. Die genaueste Freundschaft trat sehr bald zum wenigsten von der Seite der Frau von Rouille an die Stelle der Liebe. Wie viel traurige aber zugleich mit einer sanften Melancholie vereinigte Scenen hatten zwey der gefühlvollsten Herzen untereinander! Osmann merkte sehr bald, daß dieß nicht der sicherste Weg war, sein und das Herz der Frau von Rouille zu beruhigen. Er brach daher ihr Gebot, sie verborgen seyn zu lassen. Er führte seine Freunde, die er unter den Ausländern hatte, zu ihr, sie durch die Gesellschaft derselben zu zerstreuen. Der Herr von Brosse war unter den ersten. Osmann selbst sah eine neue Liebe als das beste Mittel wider die Wunde an, die ihn schmerzte. Er erwählte sich Selimen, eine junge Circasserin, um zu versuchen, ob er bey ihren Reitzungen, die Reitze von Zakimen zu vergessen fähig wäre.

Die Frau von Rouille lebte also in dem Hause des Osmanns so ruhig als sie kaum in ihrem Vaterlande gelebt haben würde. Sie hatte keine Bekümmernisse weiter als um ihren Gemahl und die Versprechungen, die ihr Osmann täglich erneuerte, ließen ihr hoffen, auch bald diese Bekümmernisse überstanden zu haben. Er hatte so viel entdeckt, daß der Herr von Rouille einige funfzig Meilen tiefer in das Land hinein war verkauft worden. Dieser unermüdete Türke hatte eine ver-

traute Person nach dem Ort, wo er sich aufhielt, hingeschickt, die Freyheit desselbigen zu bewerkstelligen. Alles schien sich zu vereinigen, denen Leiden der Frau von Rouille ein Ende zu machen. Betrüglicher Anschein! Der Himmel hatte die härtesten Prüfungen noch für sie aufgehoben. Unter der Zeit, da die Großmuth eines Barbaren an ihrer Glückseligkeit arbeitete, arbeitete das Laster eines Ungeheuers, welches den Namen der christlichen Religion schändete, an ihrem Untergange.

Der Herr von Brosse fand sehr geschickt die Mittel, sich in kurzer Zeit in die Freundschaft der Frau von Rouille einzuschmeicheln. Er besaß das Einnehmende, welches die Welt zu dem Kennzeichen eines Mannes von Lebensart gemacht; Dieses Einnehmende, welches schon so oft die Laster eines Böſewichts und das Unglück einer redlichen Tugend, welche jeden Menschen nach sich zu beurtheilen pflegt, befördert hat, und ohne welches der Mann von Verdiensten, in dem Auge des Thoren jederzeit lächerlich ist. Der junge Franzos ward der vertrauteste Gesellschafter der Frau von Rouille. Ihre Geheimnisse wurden sehr bald die seinigen. Konnte sie wissen wie übel sie dieselben aufhob, da der Herr von Brosse die Leidenschaft, welche die Reitze seiner Freundin in ihm erregt hatten, so geschickt zu verbergen wußte? Er liebte sie, so bald er sie sah, und sein Verstand ließ ihm bey der ersten Unterredung mit der Frau von Rouille auch zugleich alle die Schwierigkeiten einse-

hen,

hen, die sich der Befriedigung seiner Wünsche widersetzen würden. Der Frau von **Rouille** zu sagen daß man sie liebe, wäre der sicherste Weg gewesen, alle diese Wünsche auf einmal fruchtlos zu machen. Der Herr von **Brosse** glaubte genug gewonnen zu haben, wenn er das Vertrauen und die Freundschaft dieser Dame erwerben könnte. Ein genauerer Umgang mit ihr, mußte ihm nothwendig jemehr und mehr Mittel ihr Herz zu erobern kennen lernen. Die geringste Miene eines Liebhabers würde der Frau von **Rouille** einen falschen Freund verrathen haben, so wie das leichteste Mittel, ihre Freundschaft zu verdienen, war, sie von diesem Gemahl, zu unterhalten, der ihre Gedanken unaufhörlich beschäftigte. Der Herr von **Brosse** erkannte, bey dem genauern Umgang mit der Frau von **Rouille**, daß er zwey Hindernisse hauptsächlich hinweg schaffen müßte, wenn er seine Leidenschaft beruhigen wollte. Er mußte sie von **Osmann** und von dem Herrn von **Rouille** auf ewig entfernen. Nur die schwärzesten Laster waren zureichend dieses zu bewerkstelligen. Allein wenn erschrickt jemals ein menschliches Herz für der Ausübung eines noch so großen Lasters, wenn es der einzige Weg ist, seine Begierden zu befriedigen? Ein ungefährer Zufall erleichterte dem Herrn von **Brosse** Anschläge, die er sonst nicht so leicht ausgeführt haben würde.

Die Frau von **Rouille** bemerkte nach einiger Zeit eine für sie unbegreifliche Veränderung an **Osmann**. Er, der so viel Antheil an dem Schick-

sal des Herrn von Rouille genommen hatte, als wenn seine eigne Glückseligkeit auf die Befreyung desselben beruhete, ward auf einmal kaltsinnig. Diese Kaltsinnigkeit gieng so weit, daß er der Frau von Rouille einige Merkmale gab, daß ihm ihre öftern und ungestümen Bitten beschwehrlich fielen. Sie fragte ihn an einem Morgen um Nachrichten von diesem werthen Gemahl, und er sagte ihr ganz kurz, daß er noch keine von seinem Abgeschickten erhalten hätte. Wenige Augenblicke, nachdem Osmann das Zimmer verlassen hatte, trat der Herr von Brosse in dasselbe. Seine Entzückung mit der er die Frau von Rouille anredete, stimte nicht wohl mit der Betrübniß überein, in welcher Osmann diese zärtliche Gemahlin verlassen hatte. „Freuen sie sich Madame, sprach er, der Himmel erhört die Wünsche einer tugendhaften Liebe, und giebt ihnen diesen Gemahl wieder, nach dem sie so lange geseufzt haben. Der großmüthige Osmann! Wie viel sind sie ihm schuldig? Nur noch einige wenige Tage, so werden sie den Herrn von Rouille umarmen können.„ Diese unvermuthete Freude würde vielleicht der Frau von Rouille ziemlich gefährlich gewesen seyn, wenn der Verdruß, welchen ihr einige Augenblicke vorher die Antwort des Osmanns erregte, nicht dieselbe vermindert hätte. Wie sollte sie zwey einander so widersprechende Nachrichten mit einander vereinigen? Sie eröffnete dem Herrn von Brosse ihre Ungewißheit. Die Antwort des Osmanns war ihm dunkel. Sie bestärkte ihn indessen in gewis-

sen

sen Muthmaßungen, die er schon lange gehabt, aber sich gescheut hatte, die Frau von **Rouille** durch dieselben zu beunruhigen. Er gestand ihr, daß ihm **Osmann** auf seine Frage, wegen des Schicksals ihres Gemahls eben diese Antwort gegeben hätte. Ein Zufall hatte ihm einen Brief von dem Abgeschickten des **Osmanns** finden lassen, in welchem dieser seinem Herrn berichtete, daß der Herr von **Rouille** völlig frey wäre, und in wenig Tagen seine Rückreise nach **Constantinopel** würde antreten können. Er hatte geglaubt, daß ihm **Osmann** nicht habe das Vergnügen gönnen wollen, der Frau von **Rouille** die erste Nachricht von ihrem Glück zu überbringen, und er frohlockte, daß seinem Freund diese kleine Boßheit fehlgeschlagen war. Er versprach ihr, ihr diesen Brief selbst zu verschaffen, und aus Ursachen, die er noch verschwieg, bath er sie, diese Entdeckung die er gemacht hatte, für **Osmann** geheim zu halten.

Die Frau von **Rouille** erwartete die Erfüllung des Versprechens ihres Freundes mit der äußersten Ungeduld. Sie quälte sich vergeblich das Stillschweigen des **Osmanns** aufzulösen, im Fall die Nachrichten des erstern gegründet seyn sollten. Der Herr von **Brosse** blieb nicht lange. Er brachte ihr den Brief des Abgeschickten, und sie las alle die Umstände in demselben, die sie bereits aus dem Munde ihres Freundes gehört hatte. Ihr Herz fühlte in den ersten Augenblicken nichts, als daß sie ihren Gemahl wieder sehen sollte. Fast wäre sie in ihrer Entzückung zu **Os-**

mann gestohen, ihn um die Ursache seines geheimnißvollen Stillschweigens zu befragen. Der verfichtige von Brosse unterbrach ihre Freude. Er ließ ihr den Argwohn sehen, den dieses Stillschweigen des Osmanns in ihm rege gemacht hatte. Hundert kleine Umstände hatten ihn überzeugt, daß Osmann seine Liebe gegen die Frau von Rouille noch nicht vergessen hatte. Er erinnerte sie an dieselben, an das Versprechen, das er ihr mehr als einmal abgenöthiget hatte, daß er nach ihrem Gemahl der einzige seyn sollte, dem sie einiges Recht auf ihr Herz erlauben würde, und er zog aus diesen Umständen und aus dem Stillschweigen des Osmanns Folgen, welche verursachten, daß die Frau von Rouille für das Leben ihres Gemahls zu zittern anfieng. Die Tugend des Osmanns war der einzige Einwurf. Allein konnte man sich auf jede menschliche Tugend überhaupt und noch vielweniger auf die Tugend eines Barbaren verlassen? Ist Osmann würklich beßhaft fuhr er fort, so würde es bloß die Gefahr ihres Gemahls beschleunigen, wenn sie ihm wissen ließen, daß sie von dem Schicksal desselben besser unterrichtet wären. Verlassen sie sich auf ihren Freund. Die Ruhe ihres Herzens ist die Ruhe des meinigen. Ich werde sie nicht eher wieder sehen, bis ich die listigen Anschläge des Osmanns vernichtet, und ihren Gemahl wider dieselben in Sicherheit gesetzt habe. Er entdeckte ihr den Entwurf zu der Befreyung des Herrn von Rouille, und je gefährlicher er auszuführen war, je

mehr

mehr Hochachtung erwarb er der Freundschaft und Herzhaftigkeit des Herrn von Broſſe.

Einige Tage verfiengen, ohne daß die Frau von Rouille ihren Vertrauten wieder ſah. Sie brachte dieſelben unter den empfindlichſten Martern über ihren Gemahl, und mit Betrachtungen über die Boßheit des Osmanns zu. Die Furcht, daß endlich Osmann auch gegen ſie eine verſtellte Tugend ablegen möchte, war nicht eine von ihren geringſten Bekümmerniſſen. Sie that noch einen Verſuch auf ſein Herz. Sie beſchwohr ihn mit den zärtlichſten Bitten, welche ſeine Grosmuth und ſein Mitleiden rege machen konnten, ihr zu erlauben, ſich an den Ort zu begeben, wo ihr Gemahl in der Sklaverey ſeufzte. Osmann bemühte ſich mit vielem Eifer, ihr die Unmöglichkeit zu zeigen, dieſe Bitte zu erfüllen. Er ſetzte noch hinzu, daß der gegenwärtige Herr ihres Gemahls eine Schwierigkeit über die andre häufe, ihm ſeinen Sklaven zu überlaſſen. Der Herr von Broſſe kam zu rechter Zeit, die Verzweiflung der Frau von Rouille zu erleichtern. Seine Miene verſprach die wichtigſten Geheimniſſe. Was für ein Ungeheuer war Osmann! Warum verbarg er, das grauſamſte, das boshafteſte Herz, unter einer entlehnten Tugend, da ihm die Sitten ſeiner Nation erlaubten, alle ſeine angebohrnen Laſter ungeſtraft auszuüben? Der ſcharfſinnige von Broſſe hatte ſeinen ganzen Plan ausgeforſcht. Die Grauſamkeit, den unglücklichen Herrn von Rouille ſeiner blutdürſtigen Liebe heimlich aufzuopfern

opfern, und ſich durch ſeinen Tod der Frau von Rouille zu verſichern, war der Bewegungsgrund geweſen, an dem Schickſal deſſelben Antheil zu nehmen. Er befreyete ihn aus keiner andern Urſache aus der Sklaverey, als um ihn in ſeine Gewalt zu bekommen. Sein Abgeſchickter hatte Befehl, ihn auf der Rückreiſe zu ermorden. Dieß alles erfuhr der Herr von Broſſe von dem Sabliere, einen Sklaven des Osmanne, den ſein barbariſcher Herr mit den grauſamſten Befehlen nach Vinozza, wo ſich der Herr von Rouille aufhielt, abgeſchickt hatte. Der Herr von Broſſe gewann den Sabliere, der ohne dieß den gröſzten Abſcheu für der Grauſamkeit ſeines Herrn empfand, dem Herrn von Rouille von dem Unglück, das ihn bedrohete, Nachricht zu geben. Da der Kauf zwiſchen Osmann und dem Herrn des Gemahls der Frau von Rouille ſo gut als geſchloſſen war, ſo hatte dieſer letztere nothwendig mehr Freyheit als zuvor. Es fiel ihm alſo leicht, durch den Beyſtand des Sabliere entweder zu Vinozza, oder auf der Rückreiſe dem Abgeſchickten des Osmann zu entfliehen. Der Sklave kannte das türkiſche Gebiethe genau. Er verſprach, den Herrn von Rouille bis nach Debrizza, welches einige dreyſsig Meilen ſeitwärts von Conſtantinopel lag, zu führen. Nicht weit davon lag ein kleiner Hafen, aus dem ſie mit wenig er Mühe nach einer kleinen Inſul, die unter der Oberherrſchaft der Venetianer ſtand, kommen konnten. Der Herr von Broſſe that hierauf der

Frau

Frau von Rouille den Vorſchlag das Haus des Osmanns heimlich zu verlaſſen, und ihrem Gemahl bis nach Debrizza entgegen zu gehen. Es war der einzige Weg, den ſie wählen konnte. Allein wie vielen Hinderniſſen und Gefährlichkeiten, war noch ihre Vereinigung mit ihrem Gemahl unterworfen.

Die Flucht aus dem Hauſe des Osmanns war bey ihrer Unternehmung der leichteſte Theil. Die Frau von Rouille lebte in demſelben ſo frey ungebunden, als in ihrem eigenen. Sie warf ſich in die Arme ihres Freundes, der alles zu ihrer Flucht bereit hielt. Ein Bedienter deſſelben und eine junge Franzöſinn von ihren Frauenzimmern, die ihr Osmann zur Aufwartung gegeben hatte, machten ihre ganze Begleitung aus. Sie waren alle in türkiſcher Mannskleidung und zu Pferde, um weniger Gefahr unterworfen zu ſeyn. Alle Beſchwehrlichkeiten einer mühſamen Reiſe, durch ein barbariſches und wüſtes Land, wurden der Frau von Rouille leicht, da der Preis derſelben die Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl war. Allein wie ſchlug ihr Herz ſo lange ſie dieſen Gemahl noch nicht in ihren Armen hielt! Sabliere konnte zu ſpät kommen. Vielleicht war es dem Herrn von Rouille unmöglich zu entfliehen. Welche Menge andrer Unglücksfälle konnten in einem Lande, wo die Barbaren und die Grauſamkeit herrſchte, ihre Hofnung in einem Augenblick vernichten! Sie erreichten den dritten Tag Debrizza. Der Herr von Broſſe hatte ihr geſagt, daß

ſie

ſie den Herrn von Rouille ohnfehlbar bereits daſelbſt finden würden. Wie viele Vorſtellungen von ihrem Gemahl wechſelten in dem Gemüth der Frau von Rouille ab, je mehr ſie ſich dieſem Ort näherten! Sie ſah ihn abgemattet von allen Mühſeligkeiten der Sklaverey, entzückt, ſie wieder zu umarmen, und ſich und ihn glücklich, daß ſie einander wieder fanden. Vergebliche Hofnung! Ein neuer Schrecken erwartete die Frau von Rouille zu Debrizza. Sie fand ihren Gemahl nicht. Sie hatte Ahndungen von ihrem Unglück, die ihr der Herr von Broſſe vergeblich auszureden ſuchte. Sabliere kam zu Ende des Tages allein und niedergeſchlagen nach Debrizza. Er erfüllte die Ahndungen der Frau von Rouille. Man hatte ihren Gemahl wenige Meilen von dieſem Ort auf ſeiner Flucht eingehohlt. Sabliere war ſo glücklich ſich zu retten. Man mußte dieſe unglückliche Gemahlin ihrem Schmerz überlaſſen. Alle Vorſtellungen würden zu ſchwach geweſen ſeyn, ſie zurück zu halten. Ein neuer Auftritt verdoppelte ihre Klagen. Sie warf aus dem Fenſter, in dem Hauſe wo ſie abgetreten waren, die Augen auf einige Türken, welche durch Debrizza zogen. Sie hatten einen Sklaven bey ſich, und die Frau von Rouille betrachtete dieſen Unglücklichen kaum etwas genauer, als ſie ihn für ihren Gemahl erkannte. Ihr Geſchrey zog den Herrn von Broſſe und Sablieren zu ihr, und dieſer letztere beſtätigte die traurige Entdeckung, die ſie gemacht hatte. Nur ein einziges Mittel gelang dem Herrn von

Broſſe,

Broſſe, die Frau von Rouille aus ihrer Verzweiflung zurück zu bringen. Er ſchlug ihr vor, denen Türken ſogleich nachzufolgen, und ihnen ihren Sklaven mit Gewalt wegzunehmen. Die Parthey war nicht ſo ungleich. Es waren nicht mehr als zwey Türken. Die Frau von Rouille wollte den Herrn von Broſſe durchaus begleiten. Sie verließen Debrizza ſchon ſehr ſpät. Die Mattigkeit der erſtern hielt ſie ab, ihre Reiſe geſchwind fortzuſetzen. Ein Scheideweg hielt ſie noch mehr auf. Sie wußten nicht welchen Weg die Türken genommen hatten. Sabliere mußte voraus eilen, ſich nach dem Weg zu erkundigen. Kaum war er aus ihrem Geſicht, als ſich ein neues Unglück, das ſchrecklichſte, das ihnen begegnen konnte, ihnen näherte. Einige Reuter waren noch hundert Schritt von ihnen. Sie verbargen ſich aus Vorſicht in ein kleines Gehölze. Dieſe Vorſicht war ein Glück für ſie. Es war Osmann. Was für ein anderer Bewegungsgrund als die Flucht der Frau von Rouille konnte ihn hieher führen? Er ritte in der Geſchwindigkeit bey ihnen vorbey, ohne ſie zu entdecken. Die Furcht unſrer armen Flüchtigen hörte noch lange nicht auf. Sie zitterte noch für ihrem Gemahl. Die Nacht überfiel ſie, und die Schwachheit der Frau von Rouille nahm zu. Es war wegen Osmann eben ſo unſicher, den Weg fortzuſetzen, als hier zu bleiben. Die Nothwendigkeit zwang ſie doch endlich zu dem letztern. Zu Ende des Holzes lag ein Hügel der mit dem ſtärkſten Gebüſch bewachſen war. Sie beſchloſ-

ſchloſſen dieſe fürchterliche Nacht hier zuzubringen. An dem Fuße des Hügels lag eine groſſe Ebene, und der Mond ſchien ſo helle, daß ſie alles, was um ſie herum vorgieng, genau unterſcheiden konnten. Sabliere war nicht wieder zurück gekommen. Diß war noch eine Urſache mehr, ihre Furcht zu vergrößern. Kaum hatten ſie ſich einige Stunden verborgen, als ſie das Geräuſch von einigen Pferden hörten. Die Reuter ſtiegen bey dem Gehölze ab, zertheilten ſich, und fiengen an die ganze Gegend zu durchſuchen. Sie waren bisweilen kaum noch einige Schritt von unſern Flüchtigen entfernt. Man ſtelle ſich die Beſtürzung derſelben vor, als ſie an der Stimme den fürchterlichen Osmann erkannten. Sie hörten aus ſeinem eignen Munde die ſchrecklichſten Drohungen wider den Herrn von Broſſe und die Frau von Rouille. Er ſprach von einem Gefangenen, dem er die entſetzlichſten Martern empfinden laſſen wollte. Die Frau von Rouille und die junge Franzoſin lagen faſt ohne Empfindung zu den Füſſen des Herrn von Broſſe, und er ſelbſt befand ſich in keinem beſſern Zuſtand. Ihr Schutzengel behütete ſie für der Gefahr, ſo nahe ihnen auch dieſelbe war. Ihre Feinde wurden einer vergeblichen Durchſuchung müde. Sie begaben ſich wieder nach der Ebene zurück. Die Kräfte unſrer Flüchtigen erhohlten ſich nach dem Maße, nach dem ſich Osmann von ihnen entfernte. Sie folgten ihm mit ihrem Geſicht nach! Es erſchien ein neuer Auftritt, der ihnen eine noch weit größere Entſetzung als die

vorhergehende verurſachte. Osmann war kaum wieder zu ſeinen Leuten, die bey den Pferden geblieben waren, zurückgekommen, als er voll Wuth ſeinen Sebel entblößte. Ein Unglücklicher fiel zu ſeinen Füſſen und bath ihn in der beweglichſten Stellung um ſein Leben. Sie waren zu weit entfernt, als daß ſie etwas mehr als einen ſchwachen Wiederſchall der Wörter hätten vernehmen können. Alles was ſie wahrnehmen konnten, war, daß der Türke jeden Augenblick eine drohende Bewegung machte, ſein Schlachtopfer zu tödten. Eine beſorgte Liebe erinnerte die Frau von Rouille ſogleich an ihren Gemahl. Weſſen Blut als das ſeinige konnte der barbariſche Osmann zum Opfer verlangen? Ach! mein unglücklicher Gemahl! ſprach ſie zu dem Herrn von Broſſe. Sie vergaß ihre eigne Sicherheit. Sie war im Begriff von dem Hügel herab zu eilen und ſich zu Osmanns Füſſen zu werfen, um ihm ihr eigenes Leben für ihren Gemahl anzubiethen. Kaum hatte ſie einige Schritte gethan, als ſie das Schrecklichſte, das ſie erblicken konnte, gewahr wurde. Osmann ſpaltete dem Unglücklichen der vor ihm lag den Kopf, und die Frau von Rouille ſank vor Schrecken ohne Empfindung zur Erde.

Der Herr von Broſſe befand ſich in den gefährlichſten Umſtänden, die ihm jemals begegnen konnten. Er mußte jeden Augenblick befürchten, von Osmann entdeckt zu werden, und die Frau von Rouille lag ohne das geringſte Merkmal des Lebens vor ihm. Sein gutes Glück befreyete ihn

zuerſt von der Gefahr, die er von dem Türken
beſorgen hatte. Osmann ritt mit ſeinem Gefo
weiter, nachdem zuvor ſeine Leute den todten K
per mit einiger Erde zugedeckt hatten. Durch
Hülfe der jungen Franzöſin und ſeines Bedien
brachte er auch endlich die Frau von Rouille n
vieler vergeblicher Mühe wieder zu ſich. Was
ein trauriges Geſchenk war für ſie das Leben, d
er ihr erhielt! Kaum hatte ſie wieder Kräfte
nug, den Mund zu eröffnen, als ihre Schmer
dem unempfindlichſten Barbar Mitleiden abgele
haben würden. Vorwürfe wider eine grauſa
Vorſehung, Flüche über Osmann und Klagen üb
den Beyſtand des Herrn von Broſſe, waren
erſten Opfer, die ſie ihrem ermordeten Gemahl a
opferte. Mit wie viel Zärtlichkeit forderten ihn ih
Thränen von der Vorſicht zurück! Der Herr v
Broſſe bemühte ſich vergeblich, ſie von einem ſo m
lancholiſchen Ort für ſie wegzubringen. Man muß
ſie zu der Stelle führen, wo der Herr von Rou
le der Raub eines blutdürſtigen Nebenbuhlers
weſen war. Man fand noch an verſchiedenen O
ten die Merkmale von dem Blute des beſten u
zärtlichſten Ehegatten. Was für Empfindung
mußte dieſe Entdeckung in der Seele der Frau v
Rouille rege machen! Sie warf ſich mit Ung
ſtüm auf ſein Grab, ihre Küſſe und ihre Thrän
benetzten das Erdreich, das ihn bedeckte, und
beſchwohr den Herrn von Broſſe, ſie hier in dieſ
Wüdniß, ihrem Gram zu überlaſſen, der ſie ba
wieder mit dieſem Gemahl vereinigen würde. D
He

Herr von Brosse verschwendete alle seine Beredsamkeit vergeblich, sie von dieser so gefährlichen Gegend zu entfernen. Er zitterte für den Folgen, wenn Osmann noch einmal hierher zurückkommen sollte. Er bath sie, bey dieser Tugend und Keuschheit, die sie dem Gedächtniß ihres Gemahls unverletzt aufzubehalten schuldig war, sich nicht länger der Gefahr auszusetzen, von diesem Barbar wieder überfallen zu werden. Was für Verfolgungen würde sie nicht sodann von ihm haben erdulten müssen, da seine Laster nunmehr allen den Zwang, den sie bisher litten, abgeworfen hatten! Sie ließ sich endlich mehr mit Gewalt, als freywillig von diesem traurigen Gegenstand, an den ihr ganzes Herz angefesselt war, zurückziehen. Man bedeckte das Grab des Herrn von Noville mit einigem Rasen, und seine unglückliche Gemahlin verließ gezwungen einen Ort, ausser dem sie weiter keine Glückseligkeit zu hoffen hatte.

Der Herr von Brosse befand sich in keiner geringen Verwirrung, was für einen Weg er wählen sollte. Jeden Augenblick war er in Gefahr Osmann zu begegnen. Die Verwirrung desselben wuchs, da Osmann gleich den Weg, der nach dem kleinen Hafen zu führte, aus welchem sich unsre Flüchtlinge in das venetianische Gebiethe retten wollten, genommen hatte. Er brachte einige Stunden, bis der Morgen anbrach, mit Berathschlagungen zu, und ergriff den Weg, der ihm der sicherste zu seyn schien, gerade wieder nach Constantinopel umzukehren. Ey Osmann wieder

dahin kommen konnte, fiel es ihm leicht, sich und die Frau von Rouille in ein christliches Schiff einzuschiffen, und sich auf einmal von allen Verfolgungen dieses Barbaren zu befreyen. Die Zurückkunft nach Frankreich, und der von Tag zu Tag verminderte Schmerz seiner Freundin versprachen ihm schon von weiten alle diejenige Glückseligkeit, mit welcher sich seine Liebe schmeichlen konnte. Die Frau von Rouille war gegen alle seine Vorschläge gleichgültig. Sie hatte mit ihrem Gemahl auch alle Achtsamkeit, auf dasjenige, was sie umgieng, verlohren. Die ersten Betrachtungen, deren sie nach den ersten gewaltsamsten Schmerzen fähig war, hatten die Tugend oder vielmehr das Laster des Osmanns zum Gegenstand. Was für ein unbegreifliches Geheimniß war sein Herz, dieß Herz in welchem der rechtschaffenste Mann, und der scheußlichste Böswicht auf das genaueste mit einander vereiniget waren! Würde sich nicht der Weiseste betrogen haben, wenn er den Character dieses Herzens hätte entwerfen wollen? Alle Handlungen des Osmanns, die letzte allein ausgenommen, waren so viel Beweise von seinen Tugenden, von Tugenden, welche demjenigen, was er eigentlich war, ein Blutdürstiger, ein Wollüstiger gerad entgegen zu seyn schienen. Fremde Vorstellung der menschlichen Tugenden! Welchem Herzen durfte man glauben, so unermüdet es auch seine Redlichkeit zu beweisen suchte, wenn Osmann ein Böswicht war! Die Frau von Rouille besaß den Fehler der meisten Menschen. Ein einzelner Fall, diente ihr zu

Rich-

Richtschnur, alle die übrigen zu beurtheilen. Sie, die ein einzigesmal von einem Heuchler betrogen worden zu seyn glaubte, fand in allen übrigen Tugendhaften verstellte Bösewichter. Sie verwieß sich noch über dieß die Leichtgläubigkeit wegen der Tugend des **Osmanns**, der sie sich hatte überlassen können. Ein Türke, ein Barbar, ein Anbether einer falschen Gottheit, konnte der wirklich einigen Geschmack an einer Tugend finden! Seltsames Urtheil, welches dem menschlichen Verstand nicht mehr Ehre macht, als das Urtheil der Chinesen, wenn sie sich unter dem ganzen menschlichen Geschlecht allein zwey Augen zueignen.

Sie erreichten Constantinopel ohne die geringste Hinderniß. Der Herr von **Brosse** führte die Frau von **Rouille** in das Haus des französischen Gesandten, wo sie für den Anfällen des Osmanns in Sicherheit war. Es mangelte ihnen nunmehr nichts weiter, als ein christliches Schiff, welches nach **Frankreich** zurücksegelte. Ihr feindliches Schicksal, war noch nicht müde sie zu verfolgen. Sie mußten länger als acht Tage warten, ehe sie ein engländisches Schiff fanden, auf welchem sie über **England** nach **Frankreich** zurückkehren konnten. Die Frau von **Rouille** war bey allen diesen Geschäften, welche der Herr von Brosse zu besorgen über sich nahm, ungerührt. Sie durfte nicht hoffen, ihren Schmerz mit dem Anblick desjenigen Landes zu verliehren, welches der Schauplatz aller ihrer Unglücksfälle gewesen war. Was konnte sie für Begierde haben, ihr

Vaterland wiederzusehen, wo sie so viele Gegenstände fand, die sie an die Glückseligkeit erinnerten, so sie ehemals in den Armen ihres Gemahls empfunden hatte? Der Tag erschien endlich, den der Herr von Brosse so eifrig gewünscht hatte. Er führte die Frau von Rouille nach den Hafen, sich mit ihr einzuschiffen. Hätte er wohl den plötzlichen Streich vermuthet, der auf einmal seine ganze Hoffnung vernichtete, da er der Erfüllung derselben so nahe war? Was für ein Anblick für die Frau von Rouille und ihren Begleiter! Osmann, dieser schreckliche Osmann welchen das Verhängniß blos deswegen geschaffen zu haben schien, eine tugendhafte Frau unglücklich zu machen, war kaum einige Schritte von ihnen entfernt. Die Frau von Rouille ward ihn am ersten gewahr, und fiel für Schrecken in die Arme des Herrn von Brosse. Osmann, schien sie nicht gesehen zu haben. Sie verbargen sich in die Wohnung eines Juden, die gleich in der Nähe war, um sich sowohl von ihrer ersten Bestürzung zu erholen, als sich auch den Blicken ihres Verfolgers zu entziehen. Der Herr von Brosse begab sich nicht ohne Furcht für Osmann zurück, als er die Frau von Rouille ruhiger sah, um sich zu erkundigen, ob sie noch weiter etwas zu befürchten hätten.

Die Frau von Rouille zitterte noch für Furcht über diese unvermuthete Begebenheit, als man an das Zimmer klopfte, wo sie sich hinbegeben hatte. Man eröffnete die Thüre und selbst der Schat-

ten

ten des ermordeten Herrn von Roville würde seiner Gemahlin nicht so viel Entsetzung verursacht haben, als die Gegenwart des Osmanns. Sie fühlte auf einmal, daß sie den Mörder ihres Gemahls, den Feind ihrer Tugend, kurz, den abscheulichsten Bösewicht sah. Kaum hatte sie Kräfte genug, einige unvernehmliche Seufzer auszustoßen. Sie bedeckte ihr Gesicht, es vor dem Anblick des häßlichsten Ungeheuers zu verbergen. Osmann blieb mit Verwunderung in einiger Entfernung von ihr stehen. Er näherte sich ihr endlich. Seltsamer Widerspruch! Weder mit der verwirrten Miene eines Bösewichts, der sich seiner Verbrechen bewußt ist, noch mit der boshaften Freude eines lasterhaften, der das glückliche Ende einer von seinen Schandthaten erreicht hat. Seine Miene war die gelassene und ernsthafte Miene eines tugendhaften Mannes, mit der er einem Strafbaren entgegen tritt. Es war ein gewisses Mitleiden in derselben ausgedruckt. Sein Auge, das fest auf die Frau von Roville angeheft war, verlohr einige Thränen, die er zu spät zu verbergen suchte. Meine Gegenwart ist ihnen verdrüßlich Madame, redete er sie mit einem Kaltsinn an, und ich habe dieses voraus vermuthen können. Allein habe ich der Tugend und Freundschaft . . zwey der edelsten Dinge, welche in dem Munde jenes Bösewichts entheiliget wurden, erregten die ganze Empfindlichkeit der Frau von Roville. Ihr Zorn brach in die heftigsten Vorwürfe aus. „Wie? Tyranne, rief sie, sie sind noch unverschämt genug,

diese Tugend, diese Freundschaft zu nennen, die sie auf das niederträchtigste beleidiget haben? Legen sie die Maske ab. Ich weiß alle ihre Schandthaten. Vollenden sie ihr Werk und tödten sie mich mit eben dieser Hand, mit der sie einen unglücklichen Gemahl ihren niedrigen Begierden aufgeopfert haben. Sie hoffen vergeblich den geringsten Wunsch derselben befriediget zu sehen. Ich verachte ihre Verstellung und ihre Grausamkeit, elender Heuchler, welchen jemals die Natur zu ihrer eignen Schande hervorgebracht hat.

Die Frau von Rouille hätte alles sagen können, was ihr der Zorn eingab, ohne von Osmann unterbrochen zu werden. Er saß stumm, und mit den Merkmalen der äußersten Verwirrung auf seinem Stuhl. Er schlug die Augen als ein Strafwürdiger, den man von seinem Verbrechen überführt, zur Erde. Diese unglückliche Gemahlin erblickte in jedem Merkmal seiner Erstaunung Beweise seiner Laster, und seine Bestürzung, daß ihr dieselben bekannt waren. Der Muth welchen die Unschuld einer beleidigten Tugend mittheilt, wenn sie an dem Boshaften, den Sieg über seine Unverschämtheit gewahr wird, verdoppelte die Vorwürfe der Frau von Rouille. Osmann unterbrach dieselben blos durch einige Fragen, die seine Unschuld und Erstaunung zu erkennen gaben, um sich genauer von denen Beschuldigungen zu unterrichten, mit denen man ihn anklagte. Nach vieler Mühe und Gedult gelang es ihm nach und nach das Chaos auf zu klären, in dem er sich befand.

fand. Er bath sie um einige wenige Minuten ihn anzuhören. „Ich kam hieher ihnen Vorwürfe zu machen, fuhr er fort, und sie überhäufen mich selbst mit Vorwürfen wegen solcher Verbrechen, davon schon der bloße Gedanke, daß man mich derselben fähig halten kann, meine Seele mit Schaam und Entsetzung erfüllt. Wie? Sie fordern das Blut dieses Gemahls von mir, den sie selbst durch die Vorstellung von ihrer Untreue den empfindlichsten Martern, ja der gefährlichsten Krankheit selbst Preiß geben? Wie konnte sich ihre Tugend einem Verführer überlassen, welcher ohngeachtet der Bande der Völkerschaft, und der Religion selbst, ihrem Gemahl das empfindlichste Elend zubereitete? Was bewog sie, das Haus ihres Freundes zu fliehen, wo der Herr von Rouille seiner Glückseligkeit entgegen zu eilen hoffte, und wo er jetzt nichts als die Quaal fühlt, daß er sie nicht vergessen kann. Ich gestehe es, sie haben mich nicht von ohngefähr hier in den Hafen gesehen. Ich wußte daß ich sie hier finden würde. Ich wußte so gar ihren Aufenthalt bey dem französischen Abgesandten. Nur die Bitten ihres Gemahls selbst bewogen mich, sie nicht daselbst zu sprechen. Was für ein Glück sollte er weiter von dem Herzen einer Ungetreuen und Undankbaren hoffen, gesetzt auch, daß ich es einiger Reue hätte fähig machen können? Ich konnte dem ohngeachtet meiner Neubegierde nicht widerstehen, das Geheimniß zu erforschen, welches ihre Tugend, diese Tugend die ich so oft zu bewundern Gelegenheit

fand, auf einmal zu verändern ſtark genug war. Eine Unterredung mit ihnen ſollte mir einiges Licht mittheilen. Ich wußte die Zeit wenn ſie abreiſen würden, und ich erwartete dieſe Gelegenheit ſie zu ſprechen. Die Art mit der ſie mich empfangen haben, hat meine ganze Verfaſſung in Verwirrung geſetzt. Ich kenne ihr Herz Madame. Es war zu einer Zeit wirklich edel, und ein ſo kurzer Umgang mit einem Niederträchtigen kann daſſelbe ohnmöglich zu einem ſo hohen Grad der Boßheit gebracht haben, als derjenige ſeyn würde, wo in ihre Vorwürfe das Werk der abſcheulichſten Verſtellung ſeyn ſollten. Ich vermuthe in dieſer unglücklichen Begebenheit einen verdrüßlichen Knoten, welchen ſie mir allein aufzulöſen fähig ſind, und ich beſchwöhre ſie mir die Urſachen zu wiederholen, die ſie zu einem ſo ungerechten Verdacht gegen mich haben verleiten können.

Es iſt ſchwehr, ſich die Unordnung vorzuſtellen, in welcher ſich die Frau von Rouille befand. Was für eine Menge von neuen und noch undeutlichen Bildern drängten ſich auf einmal in ihre Seele! Jedes einzelne derſelben wäre ſchon fähig geweſen, ſie außer ſich zu ſetzen. Osmann war tugendhaft, der Herr von Rouille lebte? Und ſeine Gemahlin untreu und allein ſtrafbar? „Wie? ſchrie ſie, mein Gemahl lebte? Ach! Verräther! Du betrügſt mich nicht länger durch deine boshaften Erfindungen. Hab ich ihn nicht von deiner eignen Hand ſterben ſehen?„ „Er lebt, unterbrach ſie, Osmann, und er würde ſo gar glück-

lich

lich leben, wenn sie ihm nicht durch ihre Flucht eine Gemahlin geraubt hätten, die er anbethete. Kommen sie und überzeugen sie sich in meinem eigenen Hause, wie grausam sie gegen die Unschuld eines redlichen Mannes sind. Ungeachtet der Unmöglichkeit, welche die Frau von Rouille sah, sich von der Wahrheit desjenigen, was ihr Osmann erzählte, zu überzeugen, so konnte sie doch der Freude nicht widerstehen, welche die Nachricht von dem Leben ihres Gemahls über ihr Gesicht ausbreitete. Unser Herz glaubt sehr oft die widersprechendsten Dinge, die ihm schmeichelhaft sind, noch der Vernunft, die ihm dieselbe zu glauben verbiethet. Sie gieng mit einer unruhigen Bewegung auf Osmann zu. Sie vergaß, wem sie sich überließ. Das Verlangen den Herrn von Rouille zu sehen, ließ keiner andern Betrachtung weiter Raum. Ein einziger Gedanke an die Bosheiten des Osmanns hielt sie auf einmal zurück, sich in seine Arme zu werfen und ihm zu folgen. Was konnte dieser lasterhafte weiter suchen, als sie durch ein ausgesonnenes Mährchen wieder unter seine Gewalt zu locken? Waren nicht die deutlichsten Beweise wider ihn? Sie fiel in ihre vorige Verzweiflung zurück, und Osmann überredete sie nur mit der äußersten Mühe ihm eine umständliche Erzählung von den Beleidigungen, die sie von ihm erlitten zu haben glaubte, abzulegen. Endlich erfuhr er den Verdacht, den der Herr von Brosse von der Grausamkeit und der lasterhaften Neigung des Osmanns dem Herzen der Frau

von

von Rouille eingeprägt hatte; ihren Vorsatz sich durch ihre Flucht wieder mit diesem Gemahl zu vereinigen, den sie den Diensten des Herrn von Brosse, der ihn dem Blutdurst eines Barbarn zu entreißen wußte, schuldig war, die Martern die sie ausstand, als sie diesem Gemahl wieder in der Gewalt seines Nebenbuhlers sah, und als sie so gar eine Zeugin seines unglücklichen Todes seyn mußte. Mangelten ihr nach diesem allen, was sie gesehen und gehöret hatte, noch Ursachen, Osmann als den grausamsten Barbar anzuklagen?

Osmann umarmte die Frau von Rouille bey dem Ende ihrer Erzählung mit einer Freude, die sie befremdete. Sie geben meinem Freunde, rief er, in einer tugendhaften Gemahlin das Leben wieder. Ich zweifle nicht, sie sind unschuldig. Das Laster hat die verborgendsten, aber auch die sichersten Wege gewählt, die edelsten Herzen unglücklich zu machen. Dieser von Brosse ist der abscheulichste Böswicht, dessen Größe der Bosheit sie vergeblich bey dem lasterhaftesten Türken suchen würden. Hätten sie nicht die stärksten Beweise von der Reinigkeit meiner Hochachtung wider die giftigsten Verleumdungen eines falschen Freundes verwahren sollen? Aber hat dieser Niederträchtige nicht mein eigen Herz unter dem Vorwand der aufrichtigsten Freundschaft lange genug zu mißbrauchen gewußt? Ich schwöhre ihnen, daß mein Herz sich nach der ersten unglücklichen Entdeckung, daß das ihrige niemals mein seyn könnte, nichts weiter als Freundschaft für sie zu empfinden be-

müht hat. Ich sage ihnen nicht, wie schwehr mir dieser Sieg geworden ist. Die schwehrsten Opfer, die wir unsrer Pflicht bringen, schmeicheln unserm Stolz am meisten, und dieß muß uns einigermaßen für unsern Zwang schadloß halten. Der Eigennutz verband mich noch überdieß, dem Herrn von Rouille ein Recht allein zu überlassen, das ich ihm vergeblich streitig gemacht haben würde. Was für Vergnügen hätte ich von einem Herzen hoffen können, daß mir keine andre als gezwungne Zärtlichkeiten zu erweisen fähig war? Osmann ist niemals gewohnt gewesen, eine Liebe ohne die genaueste Uebereinstimmung des Liebenden und Geliebten für eine wahre Liebe zu halten, und er besitzt zu viel Stolz, sich bis zu einer falschen zu erniedrigen. Urtheilen sie hieraus, ob meine Bemühungen, ihnen den Herrn von Rouille wiederzugeben aufrichtig gewesen sind oder nicht. Es ist wahr, ich verbarg es vor ihnen, daß ich ihn alle Augenblicke bey mir erwartete. Allein war mein Eifer für seine Bemühung nicht des Vergnügens werth, das ich mir versprach, sie mit einem unvermutheten Glück zu überfallen? Der niederträchtige von Brosse hat mich sattsam für meine kleine Falschheit gestraft. Ich habe niemals Geheimnisse für meine Freunde gehabt. Er wußte die Ankunft ihres Gemahls. Er wußte das unschuldige Vergnügen, das ich von einer so plötzlichen Vereinigung hoffte. Meine eigne Offenherzigkeit gab ihm den Dolch in die Hand mich zu stören. Unsre Vertraulichkeit erleichterte ihm die Mühe sich

des Briefes meines Abgeschickten zu bemächtigen. Ich selbst hatte ihm denselben gezeigt. Was für stärkere Beweise von einem Laster das mir ihren ganzen Abscheu verdienen mußte, konnte er mehr verlangen! Unter der Zeit, da er ihr Herz mit den abscheulichsten Verleumdungen vergiftete, zählte ich jeden Augenblick, bis zu der Ankunft ihres Gemahls. Ich schilderte mir schon voraus die beweglichste Scene, welche jemals mein Herz gefühlt haben konnte. Die Vereinigung zweyer Liebenden nach den härtesten Unglücksfällen. Ich sah bereits ihre stummen Umarmungen, ihre Thränen, ihre Unordnung, mit der sie sich ihre ausgestandenen Leiden einander erzählen. Und ich selbst verliehre mich in der Entzückung, daß ich es bin, der ihnen einen Theil dieser Glückseligkeit wiedergegeben hat. Konnten diese angenehmen Bilder auf eine schrecklichere Art ausgelöscht werden, als durch die Nachricht, daß sie mit dem Herrn von Brosse unvermuthet die Flucht ergriffen hätten? Man übergab mir noch überdieß einen Brief von diesem verrätherischen Freund, in welchem er mir ganz kaltsinnig berichtete, daß sie von dem Tode ihres Gemahls gewiß versichert wären, daß sie daher alle diese Ausflüchte, als Beweise, von der Niederträchtigkeit ansähen, mit der ich mein Versprechen zu brechen suchte. Sie hätten sich also in die Arme des Herrn von Brosse geworfen, durch seine Hülfe einer Sklaverey und einer Schande zu entgehen, die ihnen schrecklicher als der Tod selbst wäre. Ich fiel in eine Art von Raserey bey dieser Neuigkeit,

der ich mich niemals fähig gehalten hätte. Alle Umstände von ihrer Flucht waren wider sie. Ach Madame! konnte ich ihre Tugend weniger anklagen als den von Brosse? Was sollte ich ihrem unglücklichen Gemahl antworten, wenn er sie von meinen Händen fordern würde? Wer weiß, hätte ihn nicht das Vorurtheil verleitet, mich aller der Laster fähig zu halten, die man gemeiniglich an uns als Barbaren zu finden glaubet? Hätte ich mir wohl noch eine empfindlichere Wunde, als diese vermuthen können? Und doch erhielt ich sie wirklich. Ich war gleich im Begriff ihnen, nach den wenigen Entdeckungen, die ich von ihrer Flucht gemacht hatte, nachzueilen, als ich von meinem Abgeschickten aus Vinozza die traurige Zeitung erhielt, daß der Herr von Rouille mit dem Sabliere, den ich vor einigen Tagen mit neuen Befehlen, die Rückreise ihres Gemahls zu beschleunigen nach diesem Ort geschickt hatte, unsichtbar geworden wäre. Vergeben sie mir, wenn ich in den ersten Augenblicken nicht die vortheilhaftesten Gedanken von ihrer Völkerschaft und von den Christen überhaupt haben konnte. Sind das diese Christen, fragte ich mich selbst, welche uns ihre Treue, ihre Redlichkeit, ihr edelmüthiges Herz so zuversichtlich anpreisen, und uns mit so vielem Stolz alle Fähigkeit zur Tugend absprechen? Besitzen sie mehr als den Schein dieser Tugend, den sie noch überdieß leichte genug ihren verächtlichsten Leidenschaften aufopfern. Ich bemühte mich vergebens, in der Flucht des Herrn von Rouille einen lobenswürdigen Bewegungs-

grund

grund aufzusuchen. Er wußte, daß seine Gemahlin, die Freyheit, und alle Glückseligkeit, die er wünschen konnte, ihn bey mir erwarteten. Und doch floh er dieß alles? Was konnte ihn darzu bewegen, als der Eckel seine Gemahlin wieder zu sehen? Man soll mich wenigstens nicht ungestraft betrogen haben, schrie ich voll Wuth, und ich beschloß, meine Untersuchung nicht eher zu unterlassen, bis sie oder der Herr von Rouille wieder in meiner Gewalt wären.

Mein günstiges Schicksal führte mich nach Debrizza. Es war eine kurze Zeit nach ihrer Abreise von diesem Ort. Man sagte mir den Weg den sie genommen hatten, und es war unmöglich, daß sie mir entgehen sollten. Ich war kaum einige Stunden geritten, als ich einen Menschen gewahr wurde, der sich zu verbergen suchte. Ohngeachtet seiner türkischen Kleidung machte mir seine Verwirrung einigen Argwohn. Ich holte ihn sehr leicht ein. Ich betrachtete ihn genauer, und ich erkannte ihn für meinen Sklaven Jabliere. Dieser Unglückliche las in meinen Blicken das Schicksal das er zu gewarten hatte. „Elender rief ich, wo hast du deinen niederträchtigen Gefährten. Er fiel vor mir nieder und bath zitternd um Gnade. Ich erfuhr durch sein Geständniß eine Schandthat, die mir einen Schauer abzwang, als ich sie anhörte, eine Schandthat, deren der weggeworfenste Türke unfähig gewesen seyn würde, und deren Urheber ein Franzos, ein Christ war. Werde ich wohl Stärke genug besitzen, sie ihnen zu wiederholen?

holen? Dieſer Mann, welcher unter allen Ausländern zu Conſtantinopel den Character eines Mannes von Ehre und Religion, ein Character, der ihm meine Freundſchaft erwarb, erlangt hatte, war ſo laſterhaft, den Herrn von Rouille einen Unglücklichen, den die Bande der Religion und der Völkerſchaft mit ihm vereinigten, noch einmal in eben die elende Sklaverey zu ſtürzen, aus welcher denſelben nur kurz zuvor die Großmuth eines Barbaren errettet hatte. Er theilte dem Sabliere ſeinen Entwurf mit, und dieſer Nichtswürdige ließ ſich durch ſeine Verſprechungen gewinnen. Sabliere und der Herr von Rouille hatten zu Vinezza eine unumſchränkte Freyheit ſich zu ſprechen. Es gelang dem erſtern, ihren Gemahl ein Mistrauen gegen meinen Eifer für ihn in das Herz zu pflanzen. Es gieng dem Herrn von Rouille wie vielen andern Menſchen, die weniger unglücklich ſeyn würden, wenn ſie weniger mistrauiſch wären. Er folgte den Rathſchlägen dieſes Betrügers, und nahm mit ihm die Flucht. Sabliere war nur mit einer einzigen türkiſchen Kleidung verſehen. Er war wegen der Sicherheit des Herrn von Rouille beſorgt. Er that ihm den Vorſchlag, ihn für ſeinen Sklaven auszugeben. Ihr unglücklicher Gemahl hätte ſeiner Freyheit noch weit mehr als dieſe kleine Erniedrigung aufgeopfert. Er nahm den unglücklichen Vorſchlag an, und Sabliere der niederträchtigſte unter allen Menſchen bediente ſich bey der erſten Gelegenheit des Rechts über ſeinen vermeynten Sklaven, und verkaufte ihn

nach dem Entwurf des von Broſſe, an zwey türkiſche Kaufleute, die ihm auf ſeiner Reiſe begegneten. Es war vergeblich, daß der Herr von Rouille über Verrätherey klagte. Er mußte dafür noch überdieß von dieſem Nichtswürdigen die ſchmählichſte Begegnung erdulten.

Dieſer Umſtand war zu empfindlich für die Frau von Rouille, als daß er ſie nicht auf das heftigſte rühren ſollte. Was für ein Gemählde von einem Böſewicht! War es möglich, daß es dem Herrn von Broſſe ähnlich ſeyn konnte? Kaum hatte ſie ſo viel Gewalt über ihren Schmerz, die Erzählung des Osmanns auszuhören. Dieſer großmüthige Türke erſuchte ſie noch einmal, ihren Gemahl keinen Augenblick länger ſeiner Verzweiflung zu überlaſſen. Er gieng weg, mit der Bewilligung der Frau von Rouille eine Sänfte zu ſuchen, wie ſie in der Türkey für das Frauenzimmer gewöhnlich ſind.

Der Herr von Broſſe erwartete unter der äuſſerſten Furcht den Ausgang dieſer Verwirrung, an einem Ort der ſicher genug war, ihn auf einige Augenblicke für den Zorn ſeines Freundes zu verbergen. Ueberdieß war Osmann viel zu weit über ihn, als daß er ſich bis zu der Aufſuchung dieſes Nichtswürdigen hätte erniedrigen ſollen. Er bemerkte die Entfernung des Osmanns. Dieß gab ihm noch einmal die Hoffnung wieder, ſeinen Anſchlag auszuführen. Ein Augenblick war dazu hinreichend. Der Tod des Sabliere war ihm zwar nicht unbekannt. Seine Augen die von Jeder

ner zärtlichen Leidenschaft geleitet wurden, hatten richtiger gesehen, als die Frau von **Rouille**. Allein sein Vortheil erforderte, sie in ihrem Irrthum zu befestigen. So eine große Veränderung er also auch von der Unterredung des **Osmanns** in dem Gemüthe derselben mit Grunde befürchten mußte, so war er doch kühn genug sich ihr zu nähern. Kommen sie, Madame, rief er, und nutzen sie den einzigen Augenblick der uns übrig ist! Was konnte diese unglückliche Dame nach dem Gemählde das ihr **Osmann** gemacht hatte, mit größerm Abscheu erblicken, als den Herrn von **Brosse**? Ihr Geschrey, ihre Schmähungen, die Heftigkeit mit der sie ihn von sich stieß, überzeugten ihn sehr leicht, daß er nichts weiter zu hoffen hatte. Er wollte sie wenigstens noch einige Augenblicke länger quälen. **Osmann**, sprach er mit der Miene des vollkommensten Heuchlers, hat seine Bosheiten vollendet. Seine Verleumdungen haben mir ihr Zutrauen geraubt. Ich überlasse sie ihrem Schicksal, weil sie es selbst wollen. Allein erinnern sie sich einen aufrichtigen Freund, wenn sie in den Armen des **Osmanns** anstatt ihren Gemahl wieder zu finden, das traurige Opfer seiner Wollüste seyn werden. „Die Furcht für **Osmann** erlaubte dem Herrn von **Brosse** nicht länger zu verziehen. Seine Bosheit hatte indessen noch ihre gewünschte Wirkung. Die Frau von **Rouille** empfand ihre erste Unruhe. Soviel war gewiß, **Osmann** oder der Herr von **Brosse** war der schrecklichste Böswicht, es war nur schwehr zu entscheiden, welcher es wirk-

lich war. Faſt wäre ſie in der Unentſchloſſenheit dem letztern gefolgt, wenn ſie nicht in eben den Augenblick die Zurückkunft des Osmanns daran verhindert hätte. Er führte ſie mit einer Entzückung nach der Sänfte, welche ihren Argwohn zu vermehren geſchickt war. Die lebhafteſten Vorſtellungen von der Vereinigung mit ihrem Gemahl waren zu ſchwach, ſie aus ihrer Traurigkeit zu erwecken. Sie erreichte das Haus des Osmanns, den Ort, wo entweder die vollkommenſte ihrer Glückſeligkeiten, oder das ſchmerzlichſte Unglück auf ſie warten mußte. Mit wie viel Zittern näherte ſie ſich dem Augenblick, welcher ihr Schickſal entſcheiden mußte! Osmann empfieng ſie mit einer triumphirenden Miene. Ha! Madam rief er, nun ſind ſie in meiner Gewalt. Die unglückliche Frau von Rouille glaubte bey dieſen Worten weiter keine Finſterniß wegen ihres Schickſals zu erblicken. Osmann zog ſie mit einigem Zwang nach einem nahgelegenen Zimmer. Kaum hatte ſie ſich einige Schritt einem Sopha genähert, auf dem ein von Krankheit und Verdruß abgezehrter Menſch lag, als ſie in ihm, ohnerachtet ſeiner verfallenen Geſtalt, den Herrn von Rouille erkannte. Ungeachtet die verſchiedenſten Leidenſchaften, die Freude ihren Gemahl wieder zu ſehen, der Schmerz, ihn in einem ſo elenden Zuſtand wieder zu finden, der Gram, daß ſie ohnfehlbar die Urſache deſſelben ſey, ſich auf einmal ihres Herzens bemächtigten, ſo iſt doch der Geſchichtſchreiber zu unpartheyiſch, als daß er den Leſer mit einer verſtel-

lten

ten Ohnmacht hintergehen sollte. Kurz, ohne ihren Verstand zu verliehren, warf sie sich mit der größten Entzückung in die Arme ihres Gemahls. Allein wie erstaunte sie, als ihre zärtlichsten Liebkosungen mit einem unvermutheten Kaltsinn aufgenommen wurden! Osmann erkannte die Ursache desselben. Er wußte die Zweifel des Herrn von Rouille wegen der Aufrichtigkeit seiner Gemahlin. Sein Zeugniß und das Zeugniß der jungen Französin, der Begleiterin der Frau von Rouille, die unverstellten Liebkosungen dieser liebenswürdigen Gemahlin, und mehr als alles dieses, die Liebe des Herrn von Rouille selbst, beruhigten sehr leicht ein Herz, welches beruhiget zu seyn wünschte. Der Herr von Rouille bezeugte die Reue über seinen unbilligen Verdacht, durch die Verdoppelung seiner Zärtlichkeiten, und seine gütliche Gemahlin verlangte keine Genugthuung weiter. Wie vollkommen glücklich waren sie in ihren beiderseitigen Umarmungen! Wie leicht vergaßen sie hier alle ihre ausgestandenen Beschwehrlichkeiten! Die mühseligsten derselben schienen ihnen jetzund kaum noch mehr als ein Traum zu seyn. Und selbst mit einem gewissen Vergnügen, daß sie überstanden waren, dachten sie an dieselben zurück. Welche unerkannte Güttigkeit der Vorsehung, die mit der Flucht unsrer Leiden auch die Vergessenheit derselben verbunden, oder vielmehr in diese Leiden selbst, den Saamen zu einem zukünftigen Vergnügen gelegt hat.

Und was empfand Osmann, der großmüthige Osmann mitten in diesen bezaubernden Mi-

muten, wodurch jemals die Liebe zwey der zärtlichsten Herzen glücklich gemacht hatte? Mehr als sie alle beyde. Die göttliche Wollust, daß er der Urheber ihres Glücks war. Er vergaß, daß er dieses Glück mit der Ruhe seines eignen Herzens erkauft hatte. Gab es einen noch herrlichern Triumph über die Leidenschaften? Und dennoch würde ihn eine gewisse Gattung von christlichen Sittenrichtern aufs höchste für etwas mehr, als für das Werk des menschlichen Ehrgeizes gehalten haben? Und warum? weil es vielleicht dem allgemeinen Schöpfer und Herr seiner Creaturen unmöglich ist, dem Herzen eines Menschen mit einem Turban, Fähigkeiten zur Ausübung der edelsten Tugenden zu verleihen?

Kaum braucht man den Leser zu erinnern, daß die Gesundheit des Herrn von Rouille in kurzer Zeit wieder hergestellt ward. Seine Gemahlin war die einzige Ursache seiner Krankheit, und sie allein war auch dieselbe zu heilen fähig. Der Tag, den sie zu ihrer Abreise nach Frankreich bestimmt hatten, ruckte näher heran. Sie waren bey ihrer Gefangenschaft so unglücklich gewesen, einen ansehnlichen Theil ihres Vermögens zu verliehren. Osmann, der den Gebrauch seiner unerschöpflichen Reichthümer für verlohren hielt, wenn sie nicht zu dem Nutzen einer unglücklichen Tugend angewandt wurden, ersetzte ihnen ihren Verlust durch ein wichtiges Geschenk. So groß ihm diese Freygebigkeit in den Augen des Herrn und der Frau von Rouille machte, so klein war sie ihm in seinen eignen Augen. Er glaubte, daß alle unsre Tugenden ih-

ren ganzen Werth von der Schwierigkeit erhalten, die sie uns auszuüben kosten. Einem freygebigen Reichen, sprach er oft, bringt seine Tugend keine weitere Ehre, als einem Geitzigen die Eigenschaft, daß er kein Verschwender ist. Osmann beschloß, die wenigen Wochen, die noch bis zu der Abreise seines Freundes übrig waren, in dessen Gesellschaft auf seinem Landgut zuzubringen. Der großmüthige Türke wollte sie sodann nach Frankreich begleiten, um noch auf einige Zeit länger den Verlust ihres Umgangs von sich zu entfernen. Es war die angenehmste Zeit im Jahre. Sie versprachen sich tausend unschuldige Ergötzlichkeiten auf dem Landgute des Osmanns zu genüßen. Sie genossen sie wirklich daselbst, und dieß hielte sie länger zurück, als sie gesonnen gewesen waren. Sie hatten nicht Ursache zu eilen: Die Freundschaft und der Schutz des Osmanns versprach ihnen alle nur mögliche Sicherheit, und diese Sicherheit würde ihnen auch nicht gemangelt haben, wenn nur die Tugend den Verfolgungen der Bosheit weniger ausgesetzt wäre.

Osmann hatte seit dem glücklichen Zufall, da er dem Herrn von Rouille seine Gemahlin wieder gegeben hatte, ohnerachtet seiner Nachforschungen, nichts gewisses von dem Schicksal seines unwürdigen Freundes, des Herrn von Brosse, erfahren können. Bloß ein geheimes Gerücht hatte ihn die Nachricht hinterbracht, daß er sich heimlich in der türkischen Religion unterrichten lasse. Allein Osmann hörte dieses Gerücht von einem Feinde des Herrn von Brosse, und dieß allein war ihm

genug, es für ungegründet zu halten. Er glaubte vielmehr, daß ihn die Schaam über ein fehlgeschlagenes Laster ohnfehlbar von Constantinopel entfernt haben würde. Dieser Rechtschaffne kannte die Bosheit viel zu wenig. Er wußte nicht, daß ein fehlgeschlagenes Laster niemals einen Böswicht zu erröthen zwingt, sondern ihn vielmehr antreibt, seinen Zweck durch die Ausübung eines noch schlimmern zu erreichen. Dieß war wirklich der Fall bey dem Herrn von Brosse. Er, der auf eine jede andre Art an seiner Unternehmung zu verzweifeln anfieng, wählte das sicherste, aber auch zugleich das abscheulichste Mittel, welches die Menschen zur Befriedigung ihrer Leidenschaften ausgedacht haben. Er misbrauchte die Religion, die sicherste Larve für einen Böswicht. Es war keine Verleumdung, was man dem Ormann von diesem Unwürdigen gesagt hatte. Er hatte wirklich heimlich die türkische Religion angenommen, und auf diesen leider nur allzu festen Grund baute der Undankbare das Verderben eines Freundes, der ihm die größten Wohlthaten erwiesen hatte, und des Herrn und der Frau von Rouille, durch deren Beleidigung er die stärksten Banden des menschlichen Geschlechts, der Religion und der Völkerschaft, beleidigte.

Man würde ungerecht seyn, wenn man dem Herrn von Brosse den Vorsatz zu allen diesen Lastern gleich bey dem ersten Schritt, mit dem er sich ihnen näherte, Schuld geben wollte. Ohnfehlbar war sein erster Fehltritt nichts weiter, als eine lasterhafte Neigung gegen die Frau von Rou-

äle. Allein da er die Herrschaft über eine einzige Leidenschaft aufgab, war er noch Herr über alle die übrigen? Andre Verbrecher waren bloß aus der einzigen Ursache, weniger lasterhaft als er, weil sie in der Erlangung ihrer Absichten keine gewaltsamern Mittel nöthig hatten. Seine unglückliche Neigung gegen die Frau von **Rouille**, die Grausamkeit gegen ihren Gemahl, die Verleumdung gegen seinen Freund, die Abschwörung seiner Religion, den Untergang, den er der Tugend und Unschuld zubereitete, waren eine unzertrennliche Kette, deren Glieder genau an einander hiengen. Er sah den Abgrund, zu dem er unvermerkt hingezogen wurde nicht eher, bis er sich in denselben hineinstürzte, und auch noch da schien es ihm die angenehmste Gegend von der Welt zu seyn. Vielleicht war der Besitz der Frau von **Rouille** nicht das einzige, was ihm zur Veränderung seiner Religion antrieb. Sein Laster hatte ihn der Wohlthaten des **Osmanns** unwürdig gemacht, und gleichwohl war es ihm den Mangel zu ertragen unmöglich. Er war noch überdieß ehrgeizig, ohne Hoffnung, diesen Ehrgeiz zu sättigen. Er sah einen Weg vor sich, sich aus diesem Labyrinthe zu retten. Dieser Weg war verabscheuungswürdig. Er verlohr in den Augen des Herrn von **Brosse** diese Abscheulichkeit, weil es der einzige war, den er zu wählen wußte.

Was that **Osmann** unter der Zeit da die schwärzesten Laster seines Freundes nur noch bis auf wenige Schritte ihn dem härtesten Schicksal, das er fühlen konnte, näherten? Er war unermüdet diesen Undankbaren, der die empfindlichste Ra-

che von ihm verdienet hatte, auszuforschen, um ihm neue Beweise seiner Gütigkeit zu geben. Er wußte, wie wenig vortheilhaft die Glücksumstände des Herrn von Brosse waren. Seine Thorheiten und Verbrechen mußten ihn nothwendig dem Mangel ausgesetzt haben, und Osmann konnte keinen Unglücklichen wissen, dem er zu helfen fähig war, gesetzt auch, daß dieser selbst seines Unglücks würdig gewesen wäre.

Osmann befand sich an einem Nachmittag ganz allein mit der Frau von Kouille auf seinem Gartenhause. Ihr Gemahl hatte sich wegen einiger kleinen Geschäfte nach Constantinopel begeben. Ihre Unterredung fiel auf die gewöhnliche Materie, auf die unglückliche Liebe dieses Türken bey seiner Freundin. So traurig auch diese Materie war, so viel Vergnügung fand er jederzeit selbst in der Betrübniß, so sie ihm einflößte. Die Frau von Kouille setzte nicht, wie der meiste Theil ihres Geschlechts, das Wesen ihrer Tugend in den Anschein des Aeußerlichen, sondern in der wirklichen Ausübung derselben. Sie hatte nicht Ursache die geheimen Triebe ihres Herzens zu verbergen, und sie hatte also dem Osmann mehr als einmal gestanden, daß er nach ihrem Gemahl der einzige sey, den sie geliebt haben würde. Sie wiederholte ihm dieses auch jetzt, und Osmann, der nichts weiter als dieß Geständniß verlangte, so unwahrscheinlich es auch dem christlichen Theil des männlichen Geschlechts scheinen könnte, schilderte ihr mit seiner gewöhnlichen Zärtlichkeit das ganze Glück ab, das er sodann genossen hätte.

Sie

Sie schwohren sich noch einmal eine ewige und unzertrennliche Freundschaft, und das Gefühl ihrer vereinigten Neigung erweichte sie bis zu den Thränen. „Thränen der Freundschaft bey einem Türken?„ wird das Vorurtheil des Unempfindlichen spotten, der diese Thränen niemals zu weinen würdig gewesen ist. Warum wollen wir doch diese Triebe zur Freundschaft, zur Liebe, zwey Stücke, welche allein den Menschen vollkommen glücklich machen, für das Eigenthum einzelner Nationen halten? Sind sie nicht das Geschenk des Vaters des ganzen menschlichen Geschlechts? Und ist dieser liebreiche Vater gegen einen Theil seiner Kinder grausamer als gegen den andern? Genug, **Osmann** weinte, und seine Thränen waren Vorbothen von einem Unglücke, das ihm bereits nahe war.

Er empfieng einen Brief von seinem vertrautesten Freund aus **Constantinopel**. Er durchlas ihn mit Zittern, und fast würde er der Furcht seines Freundes nicht geglaubt haben, wenn ihm nur ein einziger andrer Umstand als die Unmöglichkeit eines so abscheulichen Lasters an der Gewißheit dieser Furcht zu zweifeln erlaubt hätte. Die Frau von **Rouille** erwartete mit Schrecken eine Erläuterung von der Bestürzung des **Osmanns**. Es war nicht Zeit sie lange aufzuschieben. „Wir sind verlohren, sprach er, wenn wir uns nicht noch diesen Augenblick retten können. Die allerschändlichste Undankbarkeit und Bosheit hat meinen und ihren Untergang geschworen. Man hat mich bey dem Großvezier angegeben, daß ich mit den Fein-

den der Pforte in verdächtigen Unterhandlungen stünde, daß ich so gar Willens wäre mit einigen christlichen Sklaven nach Frankreich zu flüchten, und meine väterliche Religion zu verlassen. Die Befehle zu meiner, ihrer und ihres Gemahls Gefangennehmung sind bereits ausgefertiget worden. Der Herr von Brosse, welcher wirklich die türkische Religion angenommen hat, ist der Erfinder dieser abscheulichen Verleumdung, und sie, Madame, sind der Preis, den er für seine Verrätherey verlangt und erhalten hat. Der Großvezier ist mein Feind. Meine Reichthümer, und der Stolz, daß ich mich gegen einen Nichtswürdigen, wie er, zu keinen Niederträchtigkeiten habe herab lassen wollen, haben mir den unversöhnlichsten Haß von ihm zugezogen. Urtheilen sie hieraus von der Größe unsrer Gefahr.„

Eine so unerwartete Nachricht war fähig genug, die Frau von Rouille aller ihrer Kräfte zu berauben. Diese Unordnung verzögerte ihre Flucht. Osmann schickte in der Geschwindigkeit seinen treuesten Sklaven mit einem Theil seiner Kostbarkeiten nach Conſtantinopel an den Herrn von Rouille. Er schrieb ihm ihre gemeinschaftliche Gefahr, rieth ihm, sich zu verbergen, und bestimte ihm den Ort, wo er sich mit der Frau von Rouille hinflüchten wollte. Fürchten sie nichts, schrieb er ihm, für die Ehre ihrer Gemahlin. Ich werde sie durch die grausamste That zu erhalten suchen, wenn keine andre Möglichkeit übrig ist. Die Frau von Rouille war indessen wieder zu sich gekommen. Sie beschwohr Osmann, ihre Ehre

und

und ihre Tugend wider den Groſsvezier und den abtrünnigen Franzoſen zu beſchützen. Osmann wiederholte auf das nachdrücklichſte ein Verſprechen, an deſſen Erfüllung er ſelbſt zweifeln mußte. Ehe ſie noch ihre Flucht bewerkſtelligen konnten, wurden ſie bereits von einigen türkiſchen Soldaten daran verhindert. Die Vertheidigung Osmanns war vergeblich. Seine Türken und ſeine Sklaven waren zu verzagt, ſeinem Beyſpiel zu folgen. Man bemächtigte ſich ſeiner und der unglücklichen Frau von Kouille in wenig Augenblicken. Osmann war zu weiſe und zu herzhaft, als daß er vor ſein eigen Schikſal hätte zittern ſollen. Der Tod war das Aeuſerſte das ihm begegnen konnte, und der Tugendhafte erwartet ihn weder mit einer lächerlichen Tollkühnheit, noch mit einer niederträchtigen Furcht, nur das Schickſal der Frau von Kouille zwang ihm Seufzer ab. Er fühlte ihre Thränen, die ihn vergeblich um Hülfe anflehten, ihre Verzweiflung, und die Martern ihres Gemahls, der ſie bloß wieder gefunden hatte, um ſie noch einmal zu verliehren. Ein unglücklicher Freund! eine hülfloſe Geliebte! War ein gröſsrer Schmerz für ſein Herz möglich?

Der Groſsvezier kam in eben der Minute ſelbſt auf dem Landgut des Osmanns an. Er frohlockte mit ſeiner gewöhnlichen Niederträchtigkeit über die Niederlage ſeines Feindes. Er ſah die Frau von Kouille, welche hauptſächlich die Urſache ſeiner Ankunft war. Dieſe gute Dame hatte jederzeit das Unglück, ungeachtet ihrer Tugend, dem Böſewicht zu gefallen, ohnfehlbar weil

eben

eben diese Tugend ihre natürlichen Reiße noch mehr erhöhte. Der Groſvezier vergaß bey ihrem Anblick das Versprechen, das er dem Herrn von Broſſe gethan hatte; ohne Zweifel weil weniger Niederträchtigkeit erfordert wird, ein ungerechtes Versprechen an einem Lasterhaften zu brechen, als es ihm überhaupt zu leisten. Er befahl, die Frau von Rouille, an statt sie diesem letztern zu überliefern, in sein eigen Serail zu bringen. Dieser Barbar vereinigte die Neigung zu den schändlichsten Wollüsten mit einer unerhörten Grausamkeit. Seine unersättlichen Leidenschaften wurden von den Türken selbst verabscheut. Die unhöflichen Schmeicheleyen, die er der Frau von Rouille erzeigte, entdeckten ihr einen Theil seines Characters, und zugleich das empfindliche Schicksal, welches ihre Tugend zu fürchten hatte. Er verließ sie, nach einigen abgeschmackten Complimenten, ohnfehlbar weil ihn eine neue Ungerechtigkeit abrufte. Die Befehle dieses Wollüstlings hatten dem Osmann den letzten Streich beygebracht. Er sah die unschuldigste, die liebenswürdigste Frau, die er auf das zärtlichste liebte, als das traurige Opfer für die Begierden des schändlichsten Menschen vor sich. Seine Melancholie verwandelte sich nach und nach in eine Wuth, die seiner Nation eigen ist. Man fieng bereits an, die grausamen Befehle des Groſveziers zu vollstrecken. Man riß die Frau von Rouille mit Gewalt fort. Vergeblich rufte sie ihren Gemahl, Osmann und den Himmel selbst um Hülfe an. Sie erinnerte Osmann an seine Versprechungen, ihre Ehre zu beschützen,

schützen, und sie schalt ihn, nur allzu unbillig, daß er sie so übel erfüllt habe. Wer hätte den Entschluß vermuthen sollen, den das mitleidigste, das zärtlichste Herz des Osmanns unter so quälenden Martern zu fassen fähig war? Er bath den Befehlshaber, dem die Aufsicht über seine gefangene Freundin aufgetragen war, ihm zu erlauben, nur noch eine Minute von ihr Abschied zu nehmen und sie zu umarmen. Entweder die erweichte Menschlichkeit dieses Türken, oder eine gewisse Freundschaft für **Osmann** bewogen ihn, es zuzugeben. Er näherte sich der Frau von **Kouille** mit Zittern. Einige Schritt von ihr blieb er unentschlossen stehen. Er stürzte sich endlich mit einer wilden Unordnung auf sie los, umfieng sie mit dem einen Arm, und drückte den einzigen Kuß, den er sich in seinem Leben erlaubt hatte, auf ihren Mund. In eben der Minute, bemächtigte er sich mit der andern Hand eines Messers, daß er bey sich trug, und unter den Worten, „dieß ist der letzte Schutz, den ich ihrer Ehre und Tugend erweisen kann!„ stieß er es in ihre Brust. Die sterbende Frau von **Kouille** sank in den Arm ihres Mörders, und bedeckte ihn mit ihrem Blut. Ihr brechendes Auge warf den letzten Blick auf **Osmann**, und dieser Blick schien eine Danksagung auszudrücken, daß er sie den Verfolgungen des Lasters entrissen hatte. Die wenigen Stunden, die **Osmann** noch zu leben übrig hatte, ließen ihn mehr empfinden, als alle Plagen, die ihm seine Feinde zubereiten konnten. Sie waren gütiger gegen ihn, als sie glaubten, indem sie ihn ihrer Rachbegierde

aufopferten. Seine Unschuld konnte ihn ihrer Grausamkeit nicht entreissen. Sie ward vielmehr sein vornehmstes Verbrechen. Er starb nach dem gewöhnlichen Schicksal der Tugend unbeklagt und geschmäht. Seine Feinde frohlockten, daß sie über ihn triumphiren konnten. Seine Völkerschaft haßt ihn, weil er sich über ihre Laster und Vorurtheile empor gehoben hatte. Selbst diejenigen, die sich die Vernünftigen und seine Freunde nannten, schalten ihn, weil sie in seiner letzten Handlung den grausamsten Barbaren zu finden glaubten. Der Herr von Rouille entgieng mit den Schätzen, die ihm Osmann zugeschickt hatte, glücklich der Gefahr. Dem ohngeachtet war er eben so unbillig als andre, indem er von Osmann eine Gemahlin wiederforderte, die ihm nicht dieser, sondern das Laster des Grosveziers geraubt hatte, und die auch ohne die grausame Tugend seines Freundes für ihn auf ewig verlohren war. Doch dieß ist die gewöhnliche Belohnung des Menschenfreundes. Derjenige, dem er nur eine Wohlthat erweißt, weil er ihm nicht mehr erweisen kann, schilt ihn, daß er ihm nicht zwey erwiesen hat. Und wir wundern uns dennoch, daß es so wenig Menschenfreunde in der Welt giebt? Sollten wir uns nicht vielmehr über ihre Menge wundern?

Kurzer Auszug

aus der

Geſchichte

des

Königreichs

Hoang-thy.

Die Geſchichte des Königreichs **Hoang-thy** verdiente vielleicht mit eben ſo viel Recht, als die Geſchichte mancher Europäiſchen Höfe der Welt in einigen Quartbanden genauer bekannt gemacht zu werden. Der Verfaſſer des gegenwärtigen Auszugs* verſichert auch, daß er Materialien genug beſitze, welche für einen oder den andern müßigen Profeſſor auf unſern Academien zu der Ausgabe eines Theſauri rerum Hoang-thynenſium zureichend ſeyn würden. Allein, da den Verfaſſern der **Hoang-thyneſiſchen** Geſchichte der Geſchmack unſers Jahrhunderts, und hauptſächlich der teutſchen Nation, unbekannt geweſen iſt, ſo müßte man befürchten, einen gutwilligen Verleger durch ein Werk unglücklich zu machen, in welchem man vergeblich ſuchen würde, mit wie viel Menſchenblut Ihro

*Gegenwärtiger Auszug iſt bereits ehemals in eine gewiſſe Monathsſchrift eingerückt worden, aber ſehr mangelhaft und falſch. Der Verfaſſer war dazumal weder mit genugſamen noch unpartheyiſchen Nachrichten verſehen. Er erkennet alſo den erſtern Auszug ohne Erröthung für eine unreife Geburth, ſo wie er eben ſo aufrichtig den jetzigen gleichfals dafür erkennen wird, wenn er davon überzeugt werden ſollte.

Hoangthynesische Maj. den höchstwichtigen Besitz einer Sandwüste gegen den König von Zatna behauptet haben, mit wie viel Ruhm und Weisheit Dieselben den gefährlichen Streit zwischen den Prinzen von Abil und Safi, wegen des Rechts, eine Mütze von besondern Straußfedern zu tragen, beygelegt haben, wie viel der König Tyung-fi Maitressen gehabt, und der König Tyang-thyung-fanchy auf einmal Elephanten gefangen habe. Man begnügt sich also bloß gegenwärtigen Auszug aus der Geschichte eines der allerberühmtesten Völker der Welt mitzutheilen. Man kann mit der größten Freymüthigkeit behaupten, daß dieser Auszug viel gewisser und wahrhafter ist, als eine Menge von Memoires de M. . . Histoire Secrette de la Cour . . . Lettres politiques, und Anecdotes du Roi . . . Es kann im übrigen meinen Lesern gleich viel gelten, ob ich selbst durch Schiffbruch an die Küste von Hoang thy verschlagen worden bin, oder ob ich die folgenden Nachrichten von einem alten Seefahrer erhalten habe. Derjenige ehrliche Sachse, welcher die ganze Hoangthynesische Nation läugnen wollte, weil er sie im Hübner vergeblich gesucht hat, würde eben so übereilt urtheilen als ein Hoangthynese, der ein Werk von der Sächsischen Geschichte für einen Roman halten würde, weil er niemals etwas von einer Nation gehört hat, die in einem kleinen und unansehnlichen Winkel des Erdbodens eingeschlossen ist, und vielleicht mit vielem zuversichtlichen Stolz hinter Japan und

Chi-

China, eben ſo bekannt und berühmt zu ſeyn glaubt, als in Böhmen und Brandenburg. Sollte einem gewiſſen Theile der Leſer dieſe Geſchichte dunkel und unverſtändlich vorkommen, ſo können ſie dieſelbe eben ſo leſen, wie ein Mährchen von den honigſüßen Lippen, oder die Lehrgebäude der Philoſophen. Diejenigen einſichtsvollen Staatsverſtändigen, welche vielleicht in dieſen Blättern die geheime Geſchichte eines gewiſſen Hofes ſuchen und finden werden, haben völlige Freyheit, ihren tiefſinnigen Unterſuchungen nachzuhängen. Ich muß noch einem Vorurtheil vorbeugen, welchem viele Umſtände in dieſer Geſchichte unwahrſcheinlich und nichtswürdig vorkommen könnten. Oftmals halten wir etwas in der Geſchichte für unwahrſcheinlich, weil es nicht mit unſern Sitten und Gebräuchen übereinſtimt. Iſt es nicht lächerlich, ſich zum Muſter des ganzen menſchlichen Geſchlechts aufwerfen zu wollen? Was das Nichtswürdige anbelangt, ſo verdienet der meiſte Theil der menſchlichen Handlungen, weder groß noch nichtswürdig genannt zu werden. Gemeiniglich erhalten ſie ihren Werth von dem Beyfall, den wir ihnen beylegen, und dieſer Beyfall der Nationen iſt eben ſo verſchieden als der Geſchmack der einzelnen Perſonen eines Volks. In Hoangthy iſt ein König, welcher für ſein Volk eine beſondere Gattung von Schellen an ihren Kleidungen verordnet hat, welcher gewiſſe künſtliche Sprünge machen kann, eben ſo berühmt, als bey uns ein König, welcher die meiſten Feldſchlachten gewonnen, oder die

meiſten Bündniſſe geſchloſſen und gebrochen h
Dieſe Wichtigkeit der Nationen in Anſeh
derjenigen, was groß und edel iſt, ſollte faſt ein
Beweiß abgeben können, daß die Namen
Großen, des Edlen, des Rühmlichen bloße Erf
dungen des menſchlichen Stolzes ſind.

Hoang-thy iſt eins von denenjenigen ind
niſchen Ländern, welches noch bisher dem Ge
der Europäer unbekannt geblieben iſt. Ob
ſelbar hat es dieß Glück ſeinem Mangel an d
jenigen Koſtbarkeiten zu danken, welche unſ
Thorheiten unentbehrlich geworden ſind. Der
ropäer, wenn er auch in China oder Jap
von Hoang-thy gehört hat, hat es für u
gehalten, ſich weiter um ein Land zu bekümm
wo er eher Verſtand und Weisheit, als G
und Silber-Minen gefunden haben würde.
Vortheil der Hoangthyneſen hiervon iſt die
daß ihre inländiſchen Laſter durch keine ausl
ſchen verdeppelt worden ſind. Aus dem vorh
wird man bereits ſehen, daß dieſes Land nicht
hinter Japan und China liegen muß, und
Erdbſchreiber ſind noch ungewiß, ob es nicht
durch eine lange Reihe von Bergen mit Ja
zuſammen hängt. Die Natur ſelbſt hat dafür
ſorgt, Hoang thy von andern Völkern abzu
dern, indem ſie es mit unerſteiglichen Gebi
umgeben hat. Nur ſeine Einwohner beſitzen
Geſchicklichkeit, dieſelben mit leichter Mühe zu
klettern. Verſchiedene von denen benachba
Völkern, welche ſich über dieſe Berge gewagt

ben, haben ihre Neubegierde mit dem Verluſt ihrer Arme und Beine bezahlen müſſen. Die Gegend, welche von dieſem ſo fürchterlichen Wall eingeſchloſſen wird, iſt die angenehmſte von der Welt, angenehmer als ſie jemals die Dichter von dem theſſaliſchen Tempe oder dem wollüſtigen Cypern geträumet haben. Dieß Geſchenk der Natur iſt für die Hoangchynesen mehr ſchädlich als nützlich. Sie genieſſen allzureichlich die Vergnügungen die ihnen ihr Land anbiethet. Sie vergeſſen darüber die Vorſorge die ſie ſich und ihren Familien ſchuldig ſind, und geben ſich dadurch ſehr oft dem äuſſerſten Mangel bloß. Mehr als ein Hoangchynese iſt zufrieden, wenn er ſich auf einer anmuthigen Wieſe unter Roſen und Veilchen an einen murmelnden Bach hinſtrecken kann. Hier ſammlet er mit aufmerkſamen Ohr die Töne der Nachtigall, pflückt Blumen, windet Kränze, hungert und ſtirbt. Dieſe Anmuth von Hoangchy hält ſie noch über dieß ab, in das benachbarte Neanoding, den Aufenthalt einer weiſen und tugendhaften Nation zu reiſen, und daſelbſt durch die vernünftigen Sitten dieſes Volks, das Lächerliche des ihrigen erkennen zu lernen und zu verbeſſern.

Von allen Städten, Dörfern und Gewäſſern des volkreichen Hoangchy will ich nur einer einzigen Quelle gedenken. Es iſt die Quelle Synang, oder die Quelle des Witzes. Alle Einwohner halten dieſelbe für ihr koſtbarſtes Getränke. Es hat einen beſondern angenehmen

Geschmack, und jedweder Hoangthynese behauptet, daß es sein gewöhnlicher Trank sey. Allein, weil das Wasser aus der Quelle sehr theuer ist, so machen es viele nach, und betrügen eben so häufig als unsre Weinschenken diejenigen, die seine Kenner sind. Die Wirkung dieses Getränkes ist sehr verschieden. Einigen, welche eine gesunde Natur haben, nützt es eben so viel, als die vortreflichste Arzeney. Denenjenigen aber, die zu einem kränklichen Zustand geneigt sind, und dieß ist fast der größte Theil, verursacht es ein ausserordentliches Kopfreissen. Dieses Uebel legt sich nicht eher, bis sie gewisse Unreinigkeiten von sich gegeben haben, deren Geruch andern eben so beschwerlich fällt, als er ihnen angenehm ist. Man hat angemerkt, daß durch diesen Trank zum wenigsten Dreyviertheil der Nation mit Kopfschmerzen befallen werde, und nur der übrige Theil denselben mit Nutzen gebrauchen kann. Dem ohnerachtet ist der zubesorgende Unfall gar nicht vermögend, kränkliche Personen von dem Gebrauch dieses Wassers abzuhalten. Es wird nützlicher seyn, statt einer weitläuftigen Erdbeschreibung von Hoang-thy den Character seiner Einwohner zu entwerfen.

Sie haben ihren Ursprung von zwey uralten Völkern, die 1500200 Jahr vor den Fohi in China gewohnt haben. Daher hat auch ihre Sprache noch sehr viel Aehnlichkeit mit der Sprache ihrer Stammväter. Die Vernünftigsten in Hoang-thy haben gegen ihre Verfahren die ärgste

Hoch-

Hochachtung von der Welt, und glauben, daß dieſelben viel weiſer geweſen ſind als ihre Nachkommen. Jedoch die meiſten ſind von ihren Verdienſten ſo eingenommen, daß ſie die Weißheit ihrer Väter gegen ihre eigene Weißheit nur als Einfalt zu betrachten pflegen. Sie verſchweigen die groſſen Tugenden derſelben, und beſchäftigen ſich bloß mit Critiken über ihre Fehler, welche mehr den Zeiten, und den Sitten, als den Menſchen eigen ſind. Dieſe Schwachheit der Hoangthyneſen iſt in ſofern die Schwachheit des ganzen menſchlichen Geſchlechts. Der Gottesdienſt unter ihnen, iſt willkührlich, und ſie bilden ſich ſelbſt ſo viel Götzen, als ihnen gefällig iſt. Man wirft ihnen nicht ohne Grund eine ſtarke Abgötterey vor. Jedweder ſchnitzt ſich eine Menge kleiner Hausgötzen, die er ſo lange verehrt, als er glaubt, daß ihm dieſelben Wohlthaten erweiſen. Unterläßt der Gott dieſes, ſo bekommt er eine Tracht Schläge, oder wird gar in das Feuer geworfen. Ich kann aus den Hoangthyneſiſchen Schriftſtellern nicht gewiß behaupten, daß jemals einige Chriſten ſich einige Zeit in Hoang-thy aufgehalten haben. Es iſt unterdeſſen wunderbar, daß wir unter uns ſelbſt einige Spuhren von dieſem thörichten und undankbaren Gebrauch der Hoangthyneſen wahrnehmen. Ich überlaſſe es ſcharfſinnigern Köpfen, die Urſachen dieſer Uebereinſtimmung auszuforſchen.

Es wird unter dieſem Volke kein einziger ſeyn, der nicht die groſſe Göttin Han-rang, d. i. Eigenliebe, als ſeine vornehmſte Gottin anbethen ſoll-

te. Man pflegt diese Göttin unter dem Bilde eines abscheulichen Ungeheuers vorzustellen. Allein, ihre Häßlichkeit zu bedecken, umgiebt man sie mit den kostbarsten Kleidungen. Das Wunderbarste bey ihrer Verehrung ist dieses, daß so allgemein auch dieselbe ist, sie doch nur insgeheim angebethet wird. Ja diese Verehrung ist so scharf verbothen, daß es so gar für die äußerste Schande gehalten wird, wenn man einen Hoangthyneſen überführen kann, daß er ihr opfre, und dennoch ist kein einziger, der ihr nicht in dem Innersten seines Hauses einen Altar erbauet hat. Seltsame Widersprüche der verschiedenen Religionen! Der Türke verbiethet den Wein und trinkt sich alle Tage voll. Der Christ die Vielweiberey, und begnügt sich selten mit einer einzigen! Sind die Gesetze nöthig gewesen, die Begierden der Menschen in Zaum zu halten, oder sind diese Begierden vielmehr erst nach den gegebenen Gesetzen entstanden? Die Opfer, die man dieser Göttin darbringt, werden also mit der größten Vorsicht und Verstellung vollzogen. Derjenige, der einen Hoangthyneſen in denenselben stöhrt, oder sie bekannt macht, hat gewiß die empfindlichste Rache zu befürchten. Bisweilen erweisen sie sich unter einander selbst eine Art von Anbethung, dieß geschieht aber jederzeit aus Eigennutz.

Der sittliche Character der Hoangthyneſen ist sehr mannigfaltig. Er ist aus einer Menge von Thorheiten, großen Lastern und großen Tugenden zusammengesetzt. Die Betrachtung der

Thor-

Thorheiten unſrer Nebenmenſchen iſt für unſer Herz gemeiniglich die angenehmſte. Ich will alſo bey dieſen zuerſt ſtehen bleiben. Dieß Volk hat die wunderliche Neigung, daß ſie gerne alle von anſehnlicher Statur ſeyn wollen. Gleichwohl giebt es eine große Anzahl Zwerge unter ihnen. Man kann nicht ohne Lachen die ſeltſamen Erfindungen dieſer armen Pygmäen anſehen, durch die ſie ſich ihrem unglücklichen Schickſal zu entreißen ſuchen. Einige tragen Schuhe mit außerordentlich hohen Abſätzen, und hohe wie Thürme zugeſpitzte Hüthe. Die Reichern laſſen ſich von gewiſſen Perſonen, die ſie ſehr theuer dafür bezahlen, auf einer Art von Tragbahren, wie ſie in China gewöhnlich ſind, tragen, und indem man ſie jederzeit ſitzend ſieht, kann man niemals von ihrer wahren Größe urtheilen. Alle Hoangtheſen ſind zu Dingen geneigt, die wir Kleinigkeiten nennen würden. Bey ihnen aber ſind es Dinge von vieler Wichtigkeit. So unterſchieden ſind die Vorurtheile der Nationen. Jedwede findet in ihren Thorheiten große und rühmliche Eigenſchaften. So giebt es z. E. viele unter dieſem Volk die ſich am glücklichſten ſchätzen, wenn ſie auf eine gewiſſe künſtliche Art zu taumeln wiſſen. Wir werden unten noch zwey Worte von dem berühmten Taumler Chi-hor-ty-ung-vang, welcher zu den jetzigen Zeiten viel Aufſehen gemacht hat, anführen. Noch andre üben ſich in der Kunſt, den Leuten ſchiefe Mäuler, und andere Zeichen der Verſpottung zu machen. Doch wird die Beſchäfti-

gung

gung derjenigen für rühmlicher gehalten, welche die Gebrechlichkeiten gewiſſer Elenden, z. E. Lahme, Bucklichte, Blinde ꝛc. geſchickt nachahmen können. Kra-thya-ho-ty iſt unter dieſen jetzund der berühmteſte, und wir werden in dem folgenden noch mehr von ihm ſagen. Zwar giebt man ihm auch Schuld, daß er ſich bisweilen bis zu der Kunſt, ſchiefe Mäuler zu machen, herablaſſe. Man würde ſich irren, wenn man aus dergleichen Beſchäftigungen auf das böſe Herz der Hoangthyneſen ſchlüßen wollte. Sie ſagen ſehr ſcharfſinnig, daß ſie es deßwegen thun, um dieſe Elenden an ihre Mängel zu erinnern, und ſie von einem lächerlichen Stolz zurück zu halten. Unſre Leſer mögen urtheilen, ob dieß genug ſey, ſie zu rechtfertigen. Wenigſtens ſcheinen ſie mir doch weniger ſtrafbar als wir zu ſeyn, die wir die Begierde Böſes von andern zu reden, für unerlaubt halten, ohne ſie im geringſten zu unterdrucken.

Eine andre Leidenſchaft der Hoangthyneſen verleitet ſie zu prächtigen Kleidungen, die ſie mit einer Menge von farbigten Muſchelwerk ſehr artig zu beſetzen wiſſen. Viele unter ihnen lieben die Einſamkeit. Man ſieht ſie niemals öfters als in den Wäldern oder bey den Flüſſen. Es giebt ferner unter ihnen einige vortrefliche Sänger, aber auch eine unbeſchreibliche Menge ſchlechte. Zu der Muſik haben ſie einen beſondern Trieb, und ſie treiben denſelben ſo weit bis zum Lächerlichen, daß ſie niemals ohne ein Inſtrument ausgehen, und derjenige iſt unglücklich, der ſodann mit ihnen

zu reden hat. Man kann nicht zwey Worte mit ihnen sprechen, ohne daß man nicht gezwungen wird, eines von ihren Lieblingsstückgen spielen zu hören. Die Mahlerey ist die Beschäfftigung der Vornehmsten, aber auch die schwehrste für sie, in der nur wenige Genies glücklich gewesen sind. Ihre Ehrerbiethung gegen das schöne Geschlecht gehet über alles. Die Häßlichsten derselben prangen mit dem stolzen Titel der göttlichen Schönen, und die geringste Dienstmagd kann sehr leicht das Glück erlangen, unter dem prächtigen Namen der vortreflichen Fim Fim, d. i. Königin der Sonne, Li-li, die Beherrscherin der Gestirne u.d.g. von einem verliebten Hoangthynesen vergöttert zu werden. Die Stutzer sind daher in Hoang-thy gewöhnlicher als an einem jeden andern Orte. Eine neue Spuhr, die mich fast auf die Muthmaßung bringt, daß unsre Vorfahren wider die Meynung aller bisherigen Alterthumsforscher Abkömmlinge der Hoangthynesen gewesen sind. Vielleicht gebe ich durch diesen Wink einem geschickten Manne Gelegenheit, mehrere Beweise zu dieser Hypothese aus der Sprache, den Gebräuchen, der Religion zu erfinden.

Unter den Lastern der Hoangthynesen ist ihr vornehmstes und zugleich die Quelle aller der übrigen ihr unerträglicher Stolz. Jedweder zieht sich dem andern an Geschicklichkeit vor. Um wie viel geringer müssen sie also nicht ganz fremde Völker gegen sich halten? Sie sind auch wirklich in diesem Stück noch viel unbilliger und lächerlicher als

die

die Chineſen. Es iſt nicht genug, daß ſie dem übrigen menſchlichen Geſchlechte das Geſicht abſprechen. Sie wollen ihm auch faſt ſo gar die Vernunft rauben. Nur in ihrer Eigenſchaft allein hat die Natur das gröſte Meiſterſtück ihrer Weisheit hervorgebracht. Ein Hoangthyneſe iſt der Inbegriff aller Vollkommenheiten. Der ſicherſte Weg verächtlich zu werden, iſt jederzeit ein eingebildeter Stolz. Es iſt alſo ganz natürlich, daß ſich die Hoangthyneſen die Verachtung aller benachbarten Völker zugezogen haben. Ein lächerlicher Menſch heißt bey denenſelben ſchlechtweg ein Hoangthyneſe. Sie wiſſen das Lächerliche dieſes Volks, welches auf eine Menge von Kleinigkeiten ſtolz iſt, in ein ſehr gutes Licht zu ſetzen. Sie behaupten, daß dieſe Hoangthyneſen, welche ſich rühmen, die Lehrmeiſter und die Wohlthäter des ganzen menſchlichen Geſchlechts zu ſeyn, und die doch auſſer den Gränzen ihres Reichs kaum dem Namen nach bekannt wären, keine andere Verdienſte weiter beſäßen, als daß ſie der Welt gute Taumler und Poſſenreißer gegeben hätten. Wenn man annimmt, daß derjenige jederzeit den gröſten Stolz hat, welcher die wenigſten Verdienſte beſitzt, ſo ſcheinen die Feinde der Hoangthyneſen nicht ganz unrichtig zu urtheilen, wenn ſie gegen die Verdienſte dieſes Volks ſtarke Einwürfe machen. Unterdeſſen ſind gemeiniglich die Streitigkeiten, die zwiſchen ganzen Völkern geführt werden, von beyden Seiten übertrieben und partheyiſch. Der Stolz der Hoangthy-

chyneſen, und die Verachtung ihrer Nachbarn haben zu vielen gefährlichen Kriegen Gelegenheit gegeben. Allein Hoang-thy iſt jederzeit Sieger geblieben. Es hat dieſe Siege hauptſächlich einem gewiſſen Geheimniß zu danken, vermöge deſſen die Hoangthyneſen große Wolken von einem beſondern Staub erregen können, welcher ihren Feinden in die Naſe fährt und ſie ganz taumelnd macht. Alsdann fällt es den erſtern ſehr leicht, dieſe zu überwältigen.

Der Stolz der Hoangthyneſen iſt die Urſache, daß ſie die großen Fehler, die ſie haben, nicht wahrnehmen. Sie haben das ſchärfſte Geſicht, fremde Fehler zu beobachten, aber gegen ſich ſelbſt ſind ſie blind. Doch wir müſſen auch billig ſeyn, und geſtehen, daß die Hoangthyneſen dieſen Fehler haben würden, ſie möchten wohnen an welchem Ort der Welt ſie wollten. Schwachheiten von dieſer Art legt man nicht eher, als mit der menſchlichen Natur ſelbſt ab. Ihr Stolz verleitet ſie ferner zu einer gewiſſen Trägheit, indem ſie glauben, die mühſamſte und wichtigſte Arbeit auf einen ganzen Tag verrichtet zu haben, wenn ſie einige Schellen wie die meiſten Hoangthyneſen zu tragen gewohnt ſind, an ihre Kleidungen angenäht, einigemal getaumelt, geſungen, oder einige Striche mit dem Pinſel gethan haben. Aus dieſer Trägheit entſpringt der Mangel, und überdieß würde ein Hoangthyneſe ſich zu erniedrigen glauben, wenn er ſich zu andern Beſchäfftigungen herablaſſen ſollte, als zu denenjenigen, die wir in

dem vorhergehenden angeführet haben. Gleichwohl bringen alle diese in Hoangthy große Eigenschaften mehr Ruhm als Gewinn. Man giebt ihnen endlich noch eine gewisse Niederträchtigkeit schuld, die sich sehr übel zu ihrem natürlichen Stolz schickt. Einige haben dieselbe daher läugnen wollen, weil es widersprechend wäre, daß die Hoangthynesen zugleich niederträchtig und stolz seyn könnten. Allein ist das menschliche Herz nicht geschickt, die widersprechendsten Dinge mit einander zu vereinigen? Und wenn man noch überdieß den Mangel überlegt, dem die meisten Einwohner von Hoangthy ausgesetzt sind, und welcher sie sehr leicht zu der Niederträchtigkeit zwingen kann, denjenigen zu schmeicheln, von denen sie überzeugt sind, daß sie bloß Verachtung verdienen, so wird die Sache nicht ganz unwahrscheinlich. Doch genug von den Lastern der Hoangthynesen. Es ist überhaupt eine undankbare Mühe die Laster der Menschen aufzusuchen, selbst für denjenigen, der es übernimmt. Muß es nicht unsern eignen Stolz erniedrigen, wenn wir finden, daß Menschen, so gar ganze Völker, die uns in so vielen vortreflichen Tugenden weit übertreffen, gleichwohl sich von so großen Lastern nicht losreißen können, und wenn wir dabey zurück denken, um wie viel größer daher die unsrigen seyn müssen? Sollten wir uns nicht vielmehr bemühen, die Tugenden andrer Menschen aufzusuchen und sie bekannter zu machen? Dadurch, daß wir die Vortreflichkeit des menschlichen Herzens überhaupt beweisen würden,

wür-

würden wir auch zugleich die Vortreflichkeit unsers eigen darthun. Allein wenn kennt der Mensch dasjenige, was ihm wirklich Ehre macht?

Man muß denen Hoangtbrunesen, ohnerachtet der Einwendungen ihrer Feinde zugestehen, daß sie grose Tugenden besitzen. Das Wunderbarste war ist dieses, daß sie sich auf dieselben am wenigsten einbilden. Ihr Herz handelt in dem Umgang mit den andern Menschen gemeiniglich edel. Es ist zu einer gewissen Menschlichkeit, und zu einem zahmlichen Mitleiden gegen die Nothleidenden angewöhnt. Sie sind meistentheils dankbar gegen ihre Wohlthater. Ohne ihre Hülfe würde das Land Jochien, oder das Land der Tugend noch sehr selten besucht werden. Dieß Land, in welchem es noch nie einen einzigen Unglücklichen gegeben hat, war ehedessen den Ausländern sehr unbekannt. Die Rauhigkeit der Wege und die groſen Beschwerlichkeiten der Reise, die man ausstehen mußte, hielten sehr viele ab, es zu besuchen, ohnerachtet der Vortheile, die sie sich daselbst versprechen konnten. Die Hoangtbrunesen haben sich den unsterblichen Ruhm erworben, daß sie durch ihr Gebiethe weniger beschwerliche Wege, die sogar bisweilen angenehm sind, nach dem Lande Jochien angelegt haben. Seit diesem Zeitpunct sind die Reisen in dieses Land gewöhnlicher worden. Die Hoangtbrunesen geben getreue Wegweiser dahin ab, und diejenigen, die sich damit beschäftigen, sind die Würdigsten und Vortreflichsten unter ihnen, ob sie gleich nach dem gewöhn-

lichen Schicksal der Verdienste, am wenigsten angesehen und berühmt unter ihrer Nation sind. Die Feinde der Hoangthynesen beschuldigen sie, daß sie zwar oft die vortreflichsten Wegweiser in das Land Kochien wären, aber dieß Land niemals selber besucht hätten. Die Unpartheylichkeit der Hoangthynesischen Geschichtschreiber begnügt sich, diesen Vorwurf bloß anzumerken, ohne ihn zu bekräftigen noch zu widerlegen.

Ich werde nunmehr dem Leser einen Auszug aus der Geschichte einiger Hoangthynesischen Regenten selbst vorlegen, und da die Geschichte unsrer Zeiten jederzeit für uns die wichtigsten sind, mich bemühen, ihm einen richtigen Begriff von dem gegenwärtigen Zustand in Hoang-thy beyzubringen. Allein ich muß hier eine Hauptanmerkung vorausschicken, ohne welche das folgende unverständlich ist. Ganz Hoang-thy wird hauptsächlich in vier große Reiche, verschiedene kleine Republiken nicht mitgerechnet, eingetheilt. Sie heißen Guldalrick, Medabene, Aziluth und Hoang-thy insbesondre. Ob sie gleich alle von einerley Vorfahren herstammen, so sind sie doch sowohl in Ansehung der Regierung als der Sitten sehr stark von einander unterschieden. Alles nun, was ich in dem vorhergehenden gesagt habe, bezieht sich auf die ganze Hoangthynesische Nation überhaupt. Allein in dem Folgenden werde ich mich nur bloß auf das eigentlich so genannte Hoang-thy einschränken und nur von desselben gegenwärtiger Verfassung und seinen Regenten

werde

werde ich einige Nachrichten mittheilen. Die Geſchichte der ganzen Nation iſt für mich viel zu weitläuftig, und überdieß geſteh ich aufrichtig, daß meine Geſchichtſchreiber bloß die Geſchichte des kleinern Hoang-thy, das wir in dem folgenden ſchlechtweg Hoang-thy nennen wollen, abhandeln. Ich bedaure im übrigen, daß ich aus dem eignen Geſtändniß meiner Hoangthyneſiſchen Schriftſteller dem Leſer berichten muß, daß diejenige Nation, von der ich handle, unter dieſen vier Völkern gleich die unangeſehenſte iſt, die am wenigſten von denen andern geſchätzt wird. Denn man muß wiſſen, daß dieſe vier Völker ungeachtet ihres gemeinſchaftlichen Urſprungs eine ſehr ſchlechte Einigkeit unter ſich unterhalten, weil jedwedes edler als das andere ſeyn will.

Die Hoangthyneſen gehen in ihrem Charakter von den übrigen drey Völkern weit ab. Sie ſind jederzeit den Spöttereyen derſelben ausgeſetzt geweſen, und ſie haben einen Theil ihrer Verachtung ſehr billig durch die ſklaviſche Hochachtung und Nachäffung verdient, mit der ſie ſich den Gebräuchen der andern Völker unterworfen haben. Die Guldalricker ſind faſt ihre beſtändigen Tyrannen geweſen. Nur erſt vor wenigen Jahren haben ſie das Joch derſelben zum Theil abgeworfen. Lchormonidas der Große, von dem in dem folgenden noch viel zu ſagen ſeyn wird, eignet ſich vornehmlich dieſen Ruhm der Befreyung ſeines Vaterlandes zu, allein nicht ohne viele Widerſprüche. Es wird unter verſchiedenen Königen

von den Streitigkeiten der Hoangthynesen mit den Guldalrickern gedacht werden. Diese hochmüthige Nation leugnete sonderlich, daß das Wasser aus der Quelle Sy-nang bey den Hoangthynesen unverfälscht anzutreffen sey. Sie behaupteten so gar, daß diese letztern viel zu sehr zu Krankheiten geneigt wären, als daß sie dieses Getränk, ohne Gefahr, ihren geringen Antheil von Verstand völlig zu verliehren, genießen könnten. Allein die Hoangthynesen sind an ihren stolzen Nachbarn gerächt worden. Die gegenwärtigen Zeiten haben dieser Nation große und erhabne Genies, nach ihrer Art zu reden, mitgetheilt, welche eben so schön taumeln, eben so annehmliche Trillo schlagen, eben so künstlich die Gesichter zu verzerren wissen, als die Guldalricker. Die Leibesbeschaffenheit der Hoangthynesen, wird zum Gebrauch der Quelle Sy-nang von Tag zu Tage dauerhafter, eben so wie die Gesundheit der Guldalricker von Tag zu Tag abnimmt. Unterdessen gestehen die Unpartheyischen in Hoang-thy selbst, daß die Nachahmung der unterscheidende Character ihrer Nation sey. Ihre besten Stücke sind Copien von den Originalen der eingebildeten Guldalricker und der stolzen Medabener. Ganz Hoang-thy ist noch unter den Geschmack dieser zwey Völker, die sich auf das äußerste hassen, aus einer unrühmlichen und lächerlichen Schwachheit vertheilt. Es giebt so gar eine ganze Menge Verräther und Feinde ihres Vaterlandes darinne, die die elendesten Erfindungen der Guldalricker und

Me-

Medabener, obgleich noch viel elender in Hoangthy bekannt machen. Die Hoangthyneſiſchen Schriftſteller führen die rührendſten Klagen über dieſe ſklaviſche Neigung ihres Vaterlandes, und hoffen immer noch, daß bald ein Patriot kommen wird, der ſeiner Nation einen eignen Weg, groß zu werden zeigen wird. Allein ſie werden wohl vergeblich hoffen, und die Hoangthyneſen werden jederzeit die vortreflichſten Nachahmer, aber auch zugleich die elendeſten Erfinder ſeyn. Die Vorſehung theilt nun einmal ihre Gaben verſchieden unter die Nationen aus, ohnfehlbar durch dieſe Verſchiedenheit das ganze menſchliche Geſchlecht deſto genauer mit einander zu verbinden.

Durch dieſen Fehler der Nachäffung der Ausländer haben ſich die Hoangthyneſen ein Laſter angewöhnt, welches ihnen nicht allzuröhmlich iſt. Sie entwenden ſehr oft den Medabenern und Guldalrickern ihre Schellen, ihr Muſchelwerk, ihre Halsröſgen, ſo gar ſelbſt ganze Gemählde, und geben ſie für ihre eigne Arbeit aus. Die vornehmſten Hoangthyneſen ſind oft über dieſen Diebſtahl, den ſie einen erlaubten Gebrauch nennen, ertappt worden. Die jungen Hoangthyneſen beſtehlen zur Strafe wieder ihre Väter. Man ſieht hieraus, daß es eine ſehr betrügeriſche Nation iſt. Jedoch wenden die Hoangthyneſen gegen dieſe Beſchuldigung ein, daß ſie nur das Vergeltungsrecht ausübten, weil die Medabener und Guldalricker dieſe kleinen Lappereyen, auf die ſie ſo ſtolz thäten, als ob ſie ihre eigne Erfin-

dung wären, ihren Vorfahren, den Stammvätern aller vier Nationen geraubt hätten. Noch ein Unterscheidungszeichen der Hoangthynesen von den übrigen Nationen ist die Armuth. An keinem Orte werden diese Künste, worinnen das ganze Hoang-thy so viel Ruhm sucht, schlechter belohnt, als in dem sogenannten kleinern Hoang-thy, und je geschickter ein Hoangthynese ist, je mehr ist er in Gefahr, Hunger zu sterben.

Die Hoangthynesen sind unter den vier Nationen von Hoang-thy die letzten gewesen, die sich aus der Barbarey herausgerissen haben, unter deren Joch sie alle lange Zeit geschmachtet haben. Ein Vorwurf, den die Parthenischen unter den Hoangthynesen vergeblich abzulehnen gesucht haben. Diese Barbarey hat den größten Theil der Geschichte der Könige von Hoang-thy mit einer undurchdringlichen Finsterniß überzogen. Die wenigsten von ihnen sind nur bloß dem Namen nach auf die Nachwelt gekommen. Und gleichwohl wird kein einziger unter ihnen gewesen seyn, der nicht geglaubt hätte, daß die Nachwelt mit eben der Erstaunung und Ehrerbiethung seine unsterblichen Thaten bewundern würde, mit der er sie seine damals lebende Welt von Schmeichlern bewundern sah. Allein sie sind vergessen und eben so unbekannt als die elendesten ihrer Unterthanen. Ein gemeines Schicksal der Könige, und eine sehr gerechte Rache des ganzen menschlichen Geschlechts an denenjenigen, die sich weit über eine Menge von Freygebohrnen, die ihnen gleich wa-

ren,

ten, hinweg ſetzten. Was kann den Stolz dieſer Beherrſcher mehr demüthigen, als der Gedanke, daß der Erdkreiß, den ſie mit ihren Thaten erfüllt zu haben glauben, zu einer gewiſſen Zeit nicht mehr wiſſen wird, daß ſie geweſen ſind, oder daß wenn ſie noch viel Glück haben, ein armſeliger Gelehrter ihre ehrwürdigen Namen, für denen ehemals Völker gezittert haben, zerſtümmelt in ein Buch aufzeichnen wird, wo ſie von Niemanden geleſen werden?

Wenn die Welt dieſe Rache bloß gegen ehrgeizige Tyrannen von denen ſie unterdrückt ward, ausübte, ſo wäre ſie gerecht. Allein ſehr oft iſt ſie ſo undankbar, und vergißt eben ſo leicht auch diejenigen, welche ihre Wohlthäter und die Zierde des menſchlichen Geſchlechts geweſen ſind. Vielleicht gehören **Daiſiſuma**, einer von den älteſten **Hoangthyneſiſchen** Königen und die **Chacobukki**, eine Art von Archonten, welche in einem gewiſſen alten Zeitpunct die Regierung in **Hoang-thy** geführt haben, zu derjenigen Anzahl, welche ein ſo unverdientes Schickſal haben erdulden müſſen. Es iſt wahr, man weiß noch zum Theil ihre Namen, und man hat noch einige Denkmäler von ihnen aufbehalten. Allein führt man ihre Namen, dieſe Denkmäler aus einer andern Urſache an, als um über ſie zu ſpotten? Hat man für einen **Hoangthyneſen** ein empfindlicher Schimpfwort, als wenn man ihn einen **Daiſiſuma**, einen **Chacobukki** nennt? Und gleichwohl waren nicht dieſer **Daiſiſuma**, dieſe **Cha-**

cobukki, die Wunder derjenigen Welt, in welcher sie lebten? „O ihr unbilligen Hoangthynesen, ruft einer von meinen Geschichtschreibern bey dieser ernsthaften Stelle aus, ihr Lahormonidas, ihr Guldilrubs, ihr Lancrfuls, ihr Lahor-tzung-vangs, die ihr jetzund mit so vielem Ruhm den Zepter von Hoang-thy führt, und mit so vielem Stolz auf eure verspotteten Vorfahren herabsehet, was würdet ihr empfinden, wenn ihr wüßtet, daß eure Namen, eure verewigten Namen in so und so viel Jahrhunderten, eben so wie der verachtete Taifisuma, die vergessenen Chocobukki, den Character des Thoren, des Abgeschmackten bezeichnen würden?„ Man kann aus diesem einzigen Zug die Freymüthigkeit und Unparteylichkeit meiner Schriftsteller erkennen. Welcher von unsern Geschichtschreibern würde kühn genug seyn, eine Erinnerung von dieser Art unsern jetztlebenden Regenten zuzurufen? Und gleichwohl kann dieses ein Barbar? Ist nicht die Sklaverey jederzeit das Kennzeichen derjenigen Nationen, die sich die Gesitteten nennen? Doch wir vergessen den armen Taifisuma und die Chocobukki. Man kann ihnen nichts vorwerfen, als daß ihre Schritte nicht gleich genug abgemessen gewesen sind, daß die Schellen an ihren Kleidern einen sehr unangenehmen Ton gehabt, die Farben zu ihren Gemählden nichts getaugt haben, und was dergleichen mehr ist. Allein man vergißt, daß sie die ersten waren, welche ihre Schritte nach einem gewissen, obgleich unregelmäßigen

Maaße

Maaße einrichteten, daß man vor ihnen faſt gar nichts von Schellen an den Kleidungen und von Gemählden wußte. Und dafür daß ſie die Erfinder dieſer für die Hoangthyneſen ſo nützlichen und wichtigen Dinge geweſen ſind, belohnet man ſie durch Verachtung und Vergeſſenheit. Dieß iſt jederzeit die Belohnung der größten Genies geweſen, welche den erſten Schritt gethan haben, Völker aus dieſer oder jener Barbarey heraus zu reiſſen. Man kennet die Raphaels, die Angelos, die Rubens, man ſammlet ihre Werke, und derjenige, deſſen Geiſt ohnfehlbar von einem eben ſo weiten, wo nicht noch weitern Umfang war, als der ihrige, der es ſich zuerſt einfallen ließ, daß man gewiſſe Farben erfinden könnte, der mit dieſen Farben plumpe und unförmliche Züge auf ein Bret zeichnete, iſt vergeſſen. Das größte Unglück für den Daſiſiuma und die Chacobukki war, daß ſie zu einer Zeit gebohren wurden, da die Künſte und Wiſſenſchaften in Hoangthy noch in keinem Flor waren, daß ſie alſo die Arbeiten ihrer Vorfahren und Nachbarn nicht plündern konnten, um groß zu werden, und die ungeformten Stücke derſelben durch einen kleinen hinzu geſetzten Zierath ſich zueignen konnten. Man hätte ihnen Ehrenſäulen geſetzt, da man jetzund ihre Denkmäler in den Staub tritt. So viel hat es zu bedeuten, wenn man in einem glücklichen Zeitpunct gebohren wird.

Noch eine Ausſchweifung, die zu vielen nützlichen Betrachtungen Gelegenheit geben kann. Ein

gewisser Loangthynesischer Geschichtschreiber, stellt bey diesem Zeitpunct eine Vergleichung der damaligen barbarischen mit den jetzt aufgeklärtern Zeiten seines Vaterlandes an. Sie ist nicht vortheilhaft für die letztern. Es ist wahr, spricht er, unsre Vorfahren wußten fast nichts von der jetzt so beliebten Kunst zu taumeln. Sie waren unerfahren, die Gesichter, wie wir zu verzerren, wie wir, Elende durch die Nachäffung ihrer natürlichen Gebrechen zu verspotten. Allein was entbehrten sie als eine Menge lächerlicher und thörichter Künste, wenn wir sie mit einem unpartheyischen Namen nennen wollen? Besaßen sie nicht dafür Verdienste, welche jederzeit den Beyfall der Ausländer und der Vernünftigen erhalten haben, und ihn noch erhalten? Sie waren weit getreuere Wegweiser in das Land Fochien wie wir. Anstatt durch ihr Taumeln um den Beyfall des Pöbels zu buhlen, suchten sie vielmehr das Andenken der alten Loangthynesischen Helden, durch die Verfertigung der Gemählde, und der Statuen derselben auf die Nachwelt fortzupflanzen. Man ist überhaupt, fährt er fort, bey der Vergleichung der Barbarey und der gesittetern Jahrhunderte ungerecht. Man überrechnet bloß, was die erstere gar nicht, und die letztern vor derselben vorausgehabt haben. Man muß den Mangel und den Ueberfluß von beyden Seiten in eine richtige Tabelle bringen, und alsdenn wird man die Summe mit einer mehrern Genauigkeit herausziehen können. Es gehört für den Herrn Rousseau diese Gedanken

danken unſers Hoangthyneſen in ein helleres Licht zu ſetzen.

Von den Nachfolgern des **Daiſiſuma** weiß man nicht einmal die Namen. Es ſcheint, daß ſie dieſer Vergeſſenheit würdig ſind, weil man Spuren findet, daß unter ihrer Regierung die Barbaren in Hoang-thy mehr zu- als abgenommen habe. Ein gewiſſer **Sinnky ang** verdienet noch einige Aufmerkſamkeit. Er war einer von den erſten, welche eine Art von Masken in Hoang-thy Mode machten, die man bey gewiſſen Gelegenheiten zu tragen pflegt. Sie ſind noch jetzt ſehr gewöhnlich, und die Hoangthyneſen rühmen viele Vortheile von dieſer Erfindung. Die Form der Maske des **Sinnky-ang** war nicht ganz zu tadeln. Nur die Zeichnung derſelben taugte nichts. Ein Fehler den man dem damaligen Jahrhunderte vergeben muß.

Unter einer langen Reyhe der folgenden Könige iſt die Hoangthyneſiſche Geſchichte ziemlich trocken. Man findet nichts weiter, als daß Ihro Maj. an den und den Tag gebohren, vermählt und geſtorben ſind, daß den Tag Höchſtdieſelben einen Elephanten von ſo und ſo viel Zähnen erlegt, den **Julipatnamiſchen** Geſandten Audienz ertheilt, und ſeinem Herrn mit eben der Verſtellung Dero brüderlichen Freundſchaft und Zuneigung haben verſichern laſſen, als ſie von dem Geſandten der Freundſchaft des Kaiſers von **Julipatnam** verſichert worden ſind, und andre dergleichen Dinge, welche der Verfaſſer nicht vergeſ-

sen wird, wenn er sich eine Hoangthynesische Staatsfama heraus zugeben entschlüßen sollte. Ich gehe vielmehr über verschiedene Jahrhunderte bis zu den Zeiten des Dahilo, eines der vortreflichsten Könige von Hoang-thy fort. Er war für die Hoangthynesen was Peter der Große für die Russen gewesen ist. Er sah die Barbaren seines Landes zu einer Zeit, da sie Niemand als er allein sah. Er war fähig es zu verbessern, und verband mit dieser Fähigkeit, einen unermüdeten Eifer es zu thun. Er gab seinen Unterthanen bessere Sitten, und er gab ihnen mehr, als wenn er sie zu Herrn über die ganze Welt gemacht hätte. Wer seinen Befehlen nicht gehorchen wollte, den schickte er über das Gebirge zu fremden Völkern ins Elend. Man giebt ihm Schuld, er habe durch seine Strenge das Land einigermaßen von Einwohnern entblößt. Allein er glaubte, daß es besser wäre, über wenige und gesittete, als über viele und barbarische Unterthanen zu herrschen. Die Geschichtbücher sind voll, von den klugen Verordnungen dieses Fürsten. Er befahl den Hoangthynesen ihre Kleidungen nach einen regelmäßigen Schnitt machen zu lassen. Er theilte die Künstler in Hoangthy in gewisse und ordentliche Classen ab, und er selbst gab in den verschiedenen Künsten seinen Unterthanen gute Muster, um darnach zu arbeiten. Man weiß aus dem Vorhergehenden, daß die Hoangthynesen an dem untersten Theile ihrer Röcke gewisse Schellen tragen. Diejenigen die man bisher getragen hatte,

klan-

klangen sehr unangenehm. Der weise **Dahilo** erfand Schellen von einem viel reitzendern Tone. Man hält diese Beschäfftigung für einen König von **Hoangthy** nicht für lächerlich. Denn man glaubt, nach den Begriffen dieses Volks, daß sie auf das Wohl des Landes abzielt. Weit unanständiger würde es für ihn seyn, wenn er viele Stunden, den **Chin-chinge**, einer Art von Gaucklern und Possenspielern in **Hoangthy** zuhören und dabey das Beste seines Volks verabsäumen wollte. Was den Gang anbelangt, so brachte er die von den vorigen Königen schon anbefohlne Abwechselung der kurzen und langen Schritte völlig in Richtigkeit. Kurz es ist kein Zweifel, **Dahilo** würde der vollkommenste Regent gewesen seyn, wenn er den Zepter in den aufgeklärtern Zeiten geführt hätte. Es fehlet zwar viel, daß er alle Rauhigkeit aus den Sitten der **Hoangthynesen** sollte verbannt haben. Allein wenn überwindet man die menschlichen Vorurtheile auf einmal? Und sind diese Vorurtheile nicht jederzeit die Beschützer der Barbarey? Es ist dahero sehr thöricht, wenn der Stolz und die Spitzfindigkeit einiger wenigen unter den heutigen **Hoangthynesen** nicht erröthet, über die Lücken welche **Dahilo** noch übrig gelassen hat zu spotten. Jedoch der gröste Theil erkennt seine Verdienste. Sein Ruhm hat das unvermuthete Glück gehabt, ununterbrochen auf die Nachwelt zu kommen. Noch jetzt rühmen alle mit einem vereinigten Beyfall den groſsen, den unsterblichen **Dahilo**. Sie nennen ihn so gar den

Vater

Vater der Künste und Wissenschaften in Hoangthy. Allein welcher Vernünftige wird wohl glauben, daß die meisten Lobredner des Dahilo ihn nicht weiter als den Namen nach kennen? Und dennoch ist nichts gewisser als dieses. Alle schreyen, der große, der vortrefliche Dahilo! und kein einziger weiß, warum er groß ist? Denn nicht einer von ihnen nimmt sich die Mühe seine weisen Verordnungen nachzulesen, oder seine vortreflichen Meisterstücke zu betrachten, die noch bis jetzt, als eine ehrwürdige Zierde des Alterthums, dem Untergang entflohen sind. Die Kinder loben ihn, weil ihn ihre Väter gelobt haben. So wenig kostet dieser oft so mühselig und doch vergeblich gesuchte Beyfall der Welt, wenn man nur so glücklich ist, denenjenigen zugefallen, welche sich zu Tyrannen über den Verstand der Menschen aufzuwerfen wissen. Sorget nicht für Verdienste, wenn ihr unsterblich seyn wollt. Sorget für Lobredner, welche die Wage der Critik in der Hand halten. Der übrige Theil der Menschen sind ihre Papagoyen. Sie plaudern euer Lob, eure Schande nach, so wie es ihnen von ihren Lehrmeistern vorgesagt worden ist. Ich läugne nicht, Dahilo vereinigte die Verdienste und das Glück zu gefallen, zugleich mit einander. Allein Tausend andre besaßen eben so viel Verdienste wie er, und dennoch sind sie vergessen worden.

Laboda folgte auf dem Dahilo. Er vereinigte die Tugenden seines Vorfahren mit den seinigen. Er folgte sehr achtsam dem Entwurf, welchen

welchen **Dahilo** zur Verbeſſerung ſeines Vaterlandes gemacht hatte, und er erweiterte ihn. Seine Reiſen in die entfernteſten Länder hatten ihn mit einer Känntniß bereichert, die ſeinem Volke nothwendig nützlich ſeyn mußte. Er verbeſſerte die Bauart der **Hoangthyneſen**, indem er ſie lehrte, ihre Wohnungen von einem gewiſſen Stein, den ſie **Loy-ang**, oder den **Stein des Verſtandes** nennen, aufzuführen, und dadurch denenſelben deſtomehr Feſtigkeit zu geben. Ueberdieß erfand er gewiſſe blendende Farben, zu den Kleidungen der **Hoangthyneſen**, und beſondre Zierrathen, ſie noch mehr zu verſchönern. Man kann leicht denken, wie viel Liebe ihm dieß bey einer Nation erworben habe, welche ſo ſehr von der Kleiderpracht eingenommen iſt, als die **Hoangthyneſiſche**. Noch jetzund bewundert man ſeinen vortreflichen Geſchmack ſich zu kleiden, ob man ihn gleich nicht mehr nachahmet. Die **Hoangthyneſen** geben in der Veränderung der Trachten den **Teutſchen** nichts nach. *Laboda* war von Natur ſehr feurig. Er verdient daher noch jetzund, in der Kunſt zu tanzen und zu ſingen, die er für andern liebte, Bewunderung. Noch jetzund iſt er bisweilen das Muſter derjenigen, welche in dieſen beyden Künſten Ruhm erlangen wollen. In und kurz nach dieſen Zeiten wurden hauptſächlich die Streitigkeiten rege, welche mit den **Guldalrickern** wegen des Waſſers der Quelle **Sy-nang** geführt worden ſind. Die **Hoangthyneſen** waren in denenſelben nicht allzuglücklich. Ohnfehlbar

bar war die üble Verfassung ihrer Kriegszucht, und die Barbarey, unter der sie noch zum Theil seufzten, Schuld daran. Ueberdieß stund Guldalrick damals in seinem größten Flor. Lechor, einer von den folgenden Königen in Hoangthy ließ sich daher die Verbesserung ihrer Waffen angelegen seyn. Allein man tadelt zweyerley an ihm, daß er Kleider von dem gröbsten Tuch und ohne den geringsten Putz getragen habe. Ein Fehler, der allein ihm alle Zuneigung der Hoangthynesen zu rauben fähig war. Ferner, daß er aus einem heftigen Jähzorn den Umstehenden bisweilen sehr unanständig begegnet sey.

Lobar und Xaco stehen jetzund in Hoangthy in einem eben so schlechten Ruf, so groß die Vergötterung war, die man ihnen in ihrem Leben erwiesen hat. Sie hatten ihren Ruhm nicht den Verdiensten, sondern der Schmeicheley und dem Glanz mit dem sie lasterhaft waren, zu danken. Wie konnt er daher dauerhaft seyn? Die Wahrheit, welche sich zwar durch den Zepter der Könige unterdrücken, aber niemals ganz vernichten läßt, riß nach ihrem Tode die Denkmäler nieder, die man dem Stolz dieser beyden Fürsten erbaut hatte. Sie hatten nichts weiter für ihr Land gethan, als daß sie die Verderber von den Sitten desselben gewesen waren. Beyde hatten sich lange in Azilurh aufgehalten. Die Azilurher lieben alles dasjenige, was in die äußerlichen Sinne fällt, ohne auf den innren Werth der Sache zu sehen. Lobar und Xaco ließen sich gleichfalls bey ihrem

rem Aufenthalt in Azilueth von diesem äußerlichen Glanze blenden. Sie brachten diesen übeln Geschmack in ihr Vaterland mit sich zurück, und dieser wird jederzeit mit einer größern Geschwindigkeit allgemein als der gute. Sie besetzten den groben Stoff, aus welchem ihre Kleider verfertiget waren, mit einer Menge bunten Steingen, die nicht ächt waren, und mit glänzendem Kieß. Der Pöbel in Hoang-thy, welcher wie jeder andrer Pöbel eine Sache nicht deswegen bewundert, weil sie gut, sondern weil sie neu ist, ahmte diese Neuerungen mit einer allgemeinen Raserey nach. Ja man erhob den Lobar und Xaco aus eben der Ursache zu der königlichen Würde, aus welcher man sie von derselben hätte ausschlüßen sollen. Man bewunderte dasjenige nunmehr auch aus Schmeicheley, was man zuvor bloß aus Geschmack an Neuerungen bewundert hatte, und das ganze Volk hielt es für seine Pflicht, dem Beyspiel seiner Könige zu folgen. Eine Unordnung riß sodann nach der andern ein. Man vergaß das Gesetz des weisen Lohoda eben so leicht, als jede andre Gesetze eines guten Königes. Man baute die Häuser nicht mehr aus dem Lorang. Man bauete sie aus einer leicht zerbrechlichen Materie, die man noch zum Ueberfluß mit einer blendenden Farbe überzog, die den Augen schädlich war. Man hielt es für unanständig, sich mit nützlichen Dingen zu beschäfftigen. Man drechselte Puppen und andre unnöthige Spielwerke. Hoang-thy litte damals einen unbeschreiblichen Verlust. Nur einige weni-

ge beobachteten noch im Verborgenen die weisen Gesetze der alten Könige. Das Uebel, so diese beyden Könige gestiftet haben, hat in vielen Jahren nicht wieder können ausgerottet werden. So gewiß ist es, daß ein einziger schlimmer König ein Land mehr verderben kann, als es zehn gute zu verbessern fähig sind.

Die Stimmen sind über die Verdienste des **Pin-Yang** und des **Tai-tong** sehr getheilt. Einige loben sie mit eben der Heftigkeit, als sie von andern getadelt werden. Was den **Pin-Yang** anbelangt, so kann man es ihm nicht absprechen, daß er nicht viel gute Eigenschaften sollte besessen haben. Er hütete sich auf das sorgfältigste für den Lastern des **Lobar** und **Xaco**. Sein ganzer Fehler ist, daß er sich nicht immer gleich gewesen ist. Seine Kleider waren immer halb von klaren halb von groben Tuch. Seine Gesänge waren lange nicht so reitzend als die Gesänge des **Lobodar**, ob er gleich in weit gesitteten Zeiten lebte. Unterdessen, wenn man überlegt, daß die Vollkommenheit niemals dem Menschen eigen ist, und daß **Pin-Yang** zu einer Zeit gelebt hat, wo die Barbaren gleichwohl noch nicht ganz in **Hoang-thy** ausgerottet war, so wird man ihm die Stelle unter den guten Königen dieses Landes nicht länger streitig machen.

Das Urtheil wird für den **Tai-tong** nicht so vortheilhaft ausfallen. Ungeachtet der Mühe, die sich **Labormonidas** der Große gegeben hat, diesen Prinzen seinen Unterthanen, als einen der

größten

gröſten Monarchen anzupreiſen, und ungeachtet der Feſte, die er ihm zu Ehren eingeführt hat, ſo iſt es doch ausgemacht, daß Tai-tong ein ſchlechter Regent geweſen iſt. Die Feinde des Lahormonidas haben ihm vorgeworfen, daß er deswegen einen Mann von ſo wenig groſſen Eigenſchaften wie Tai-tong ſo ſehr erhoben habe, damit man ſagen könnte, Lahormonidas ſey noch gröſſer als Tai-tong geweſen, welches falſch ſeyn würde, wenn Tai-tong wirklich groß wäre. Man kann es ohnmöglich läugnen, daß Tai-tong ſich niemals in ſeinen Handlungen über das Mittelmäſſige empor gehoben hat; Wenn er von den Fehlern des Lobar und Xaco frey geweſen iſt, ſo iſt er dafür in einen eben ſo lächerlichen gefallen. Er beſetzte ſeinen groben und ſehr oft zerriſſenen Habit, anſtatt ihrer falſchen Steingen mit Stücken von Spiegelglas. Doch dieß iſt genug von Tai-tong. Von einem ſchlechten Regenten kann man niemals zu wenig ſagen.

Unſre Hoangthrneſiſchen Geſchichtſchreiber übergehen ganz kurz eine groſſe Menge von Königen ihres Vaterlandes, deren Thaten noch ganz wohl in Hoang-thy bekannt ſind, weil ſie nur noch vor wenigen Jahren regiert haben. Allein weil ſie ſich durch keine beſondern Tugenden merkwürdig gemacht haben, ſo nennen ſie dieſelben kaum. Der bloſſe Tittel eines Königes ſcheinet ihnen nicht zureichend, ſich in eine weitläuftige Lebensbeſchreibung eines Mannes einzulaſſen, deſſen ganzes Leben eine Gewebe von nichts bedeutenden Handlun-

gen gewesen ist, und der weniger zum Besten der Welt gethan hat, als der Geringste seiner Unterthanen. Diese Eigenschaft der Hoangthynesischen Geschichtschreiber stiftet diesen Nutzen, daß diejenigen Könige von Hoang-thy, welche unsterblich zu seyn verlangen, diese Unsterblichkeit durch rühmliche Thaten zu verdienen suchen. Sie halten sich bey einem gewissen Alpeneh länger auf. Alpeneh ist ein sehr wichtiger Beweis von dem wahren Werth der menschlichen Hoheit. Dieser Glückselige war lange Zeit der Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung. Man gieng, man tanzte, man kleidete sich wie Alpeneh. Alpeneh hatte den Fehler, daß er bisweilen ein wenig hinkte. Die Regenten finden unter ihren Unterthanen jederzeit eine Menge von Nachahmern ihrer Schwachheiten, aber selten Nachahmer ihrer Tugenden. Man hielt es für eine Schönheit zu hinken, wie Alpeneh und derjenige ward ausgelacht, welcher nicht hinkte. Alpeneh starb, man hörte auf, ihn zu bewundern, man erstaunte sogar, daß man ihn hatte bewundern können, und man schämte sich eben so sehr ihn nachzuahmen, als man zuvor auf diese Nachahmung stolz gewesen war. Die Unpartheyischen haben indessen jederzeit erkannt, daß Alpeneh eben so große Tugenden als Laster besessen habe. Man hat wirklich einige Meisterstücke von ihm, ob er gleich die Schönheit von jedem durch eben so große Fehler erkauft hat. Sein Character verlieh ihm ein gewisses Feuer, welches ihm die Tänze des Lahoda, obgleich

mit einigen Veränderungen nachzuahmen, sehr geschickt machte. Er verstand die Waffen der Hoangthynesen, und verbesserte die Kriegszucht derselben, obgleich dieselbe, ohnerachtet seiner Verbesserungen noch sehr weit von der Vollkommenheit entfernt blieb. Er war fähig, einer der größten Monarchen zu werden, wenn er ein höheres Alter erreicht hätte. Seine Unordnungen rissen ihn in der Blüthe seiner Jahre dahin. Seine Rachbegierde, seine wüste Lebensart, seine Neigung zur Prahlerey, die wenige Sorgfalt, die er auf die Pracht seiner Kleider wendete, haben ihm die Hochachtung der Hoangthynesen geraubt. Ferner zeigt man auch noch verschiedene ihm sehr nachtheilige Gemählde von ihm. Man sieht auf denenselben den Alpeneb, wie er mit den Waffen in der Hand in einem Harlekinskleide gegen seine Feinde kämpft. Eine von seinen übeln Gewohnheiten, die ihm sehr wenig Ehre macht. Mit ihm endiget sich die alte und mittlere Geschichte und zugleich auch die Barbarey der Hoangthynesen. Ein neuer Zeitpunkt, welcher den Namen des güldnen Weltalters von Hoang-thy führt, fängt an. Ohnerachtet dieser Theil der Geschichte der neueste ist, so ist er doch deswegen nicht der deutlichste. Ich werde die Verwirrungen zu vermeiden suchen.

Die Geschichtschreiber haben sehr oft die gegründete Anmerkung gemacht, daß die Künste und Wissenschaften jederzeit nur bey einer oder einigen wenigen Nationen geblüzet haben, da indessen der

übrige und größte Theil des menschlichen Geschlechts unter der tiefsten Unwissenheit verborgen gelegen hat, und dieser Unwissenheit nicht eher entrissen worden ist, bis die vorhergehenden Besitzer dieser Künste und Wissenschaften sich nach und nach wieder ihrer ersten Barbarey genähert haben. Vielleicht wäre es dem menschlichen Geschlechte mehr schädlich als nützlich, wenn alle Nationen gesittet wären. Genug, die Hoangthynesische Geschichte bestätiget diese Anmerkung. Die Künste und Wissenschaften fiengen bereits an in Azziluth wieder zu verblühen, in Guldalrick stunden sie in dem größten Flor, das stolze Mediabene, welches bloß deßwegen eine vollkommene Verbesserung der Sitten vermied, damit es nicht dieselbe von seinen Nachbarn den Guldalrickern entlehnt zu haben scheinen möchte, wählte sich einen eignen Weg, zwischen der Barbarey und dem Flor der Wissenschaften, und Hoang-thy allein wurde noch größtentheils von Barbaren bewohnt. Der gute Geschmack und die guten Sitten hatten zwar bisweilen einige schwache Strahlen über dieß Land ausgebreitet. Allein die Hoangthynesen hielten über ihre rauhen Sitten eben so eyfrig, als die Russen zur Zeit Peter des Ersten über ihren Bart. Die weisen Könige, welche sich das Wohl ihres Landes hatten angelegen seyn lassen, konnten es noch nicht so weit bringen, die ganze Nation nach ihrem Beyspiel zu bilden. Man hatte die Landesgesetze noch in kein ordentliches Gesetzbuch zusammen getragen. Dieß verursachte, daß die

Hoang-

Hoangthyneſen ihre eignen Pflichten nicht wuſten. Die Nachäffung, der vorzügliche Character dieſes Volks, herrſchte in dieſen letzten Zeiten der Finſterniß mehr als jemals. Man ahmte gewiſſe Thorheiten der Guldalricker nach, ohne ſich um ihre Tugenden zu bekümmern. Kurz, die Unordnungen in dem Staate waren unzählbar. Endlich fieng Guldalrick an, auf dem hohen Gipfel den es erreicht hatte ſtille zu ſtehen, ja ſelbſt nach und nach wieder herunter zu ſinken, und die Künſte und Wiſſenſchaften bereiteten ſich einen neuen Aufenthalt in Hoang-thy zu. Die Partheylichkeit, welche faſt die ganze Geſchichte, ſelbſt ſo gar, die Geſchichte derjenigen Länder und Jahre, in welchen wir leben zu einem Roman und einer ungewiſſen Fabel zu machen pflegt, hat eben dieſe Ungewißheit auch über die neueſte Geſchichte von Hoang-thy ausgebreitet. Man iſt noch ſehr uneinig, wer den Ruhm des Verbeſſerers der Hoangthyneſen verdient. Labormonidas der Große, und Bekir und Sventing, die Häupter von Sacontoring, einer ſüdlichen Provinz von Hoang-thy, welche aber niemals den Zepter der Hoangthyneſiſchen Könige recht gefürchtet hat, haben die heftigſten Kriege um dieſe Ehre geführet. Gleichwohl wenn man unpartheyiſch urtheilen will, gehört dieſe Ehre vielleicht weder dem Labormonidas, noch dem Bekir und Sventing. Alles was ſie gethan haben, iſt vielleicht nichts weiter, als daß ſie Hoang-thy zu der nachfolgenden groſſen Veränderung verbereiteten.

Yin-Yang, Lio-thy, Guldilrub und noch einige, von denen wir in den folgenden reden werden, verdienen ohnfehlbar den Ruhm, die Stifter der glücklichen Zeiten in Hoang-thy zu seyn, am würdigsten, und durch ihre schlaue Bescheidenheit, daß sie ihn niemals verlangt haben, haben sie den sichersten Weg gewählt, ihn von der Nachwelt zu erhalten. Nichtsdestoweniger streiten Lahormonidas, und Bekir nebst Sventing noch jetzund desto heftiger um diesen Ruhm, weil er ihnen nicht gehört. Beyde Theile faßten zu einer Zeit den rühmlichen Vorsatz, die Sitten ihres Vaterlandes zu verbessern. Wäre diese Verbesserung ihre einzige Absicht gewesen, so würden sie sich begnügt haben, mit gemeinschaftlichen Kräften daran zu arbeiten, ohne sich um den eitlen Ruhm zu zanken, welcher das meiste darzu beygetragen habe. Allein die größten Tugenden der Menschen rühren gemeiniglich von den niederträchtigsten Bewegungsgründen her. Lahormonidas, Bekir und Sventing, wollten die Sitten ihres Vaterlandes nicht deswegen verbessern, weil sie von der Barbarey desselben gerührt wurden, sondern weil sie nach dem Ruhm strebten, die Stifter eines ganz neuen Zeitalters in Hoang-thy zu seyn. Lahormonidas warf sich daher in dem östlichen, und Bekir und Sventing warfen sich in dem südlichen Theil zu Königen von Hoang-thy auf. Die ersten Feindseligkeiten brachen aus, als Lahormonidas und Sventing, jeder eine besondre Samlung der Gesetze der Hoangthyne-

fischen Könige, nebst einem Anhang von seinen eignen Verordnungen bekannt machte. **Sventing** beschuldigte den **Lahormonidas**, daß er mehr die schlechten als die guten Gesetze gesamlet, und unter den seinigen, diejenigen die noch erträglich wären, aus dem Gesetzbuch der Könige von **Guldalrick** entwendet hätte. **Lahormonidas** im Gegentheil klagte den **Sventing** an, daß er die Gesetze der alten Könige verfälscht, und durch seine eignen Verordnungen eine Menge Mißbräuche eingeführt habe. Hierzu kam noch eine andre Streitigkeit. **Lahormonidas** zwang seinen Unterthanen eine Art von Pillen auf, welche die Gesundheit derselben dauerhafter machen sollten. **Sventing** erfand gewisse Tropfen, die eben diese Wirkung thaten. Jedweder warf dem andern vor, daß er ihm diese Erfindung geraubt, und sie für die seinige ausgegeben habe. Allein Kenner haben geurtheilt, daß alle beyde das Recept zu dieser Medicin dem berühmten **Mediabenischen** Arzt **Dakis** geraubt haben.

Ganz **Hoang-thy** nahm an ihren Uneinigkeiten Theil, und theilte sich in zwo verschiedene Partheyen. Beyde Partheyen unterschieden sich durch verschiedene äußerliche Merkmale. Der Anhang des **Lahormonidas** trug nach dem Muster ihres Regenten platte Schuhe, ohne Absätze, ohnerachtet des plumpen und bäurischen Ganges, den sie sich dadurch angewöhnten. **Bekir** und **Sventing** verfielen auf eine dieser gerad entgegen gesetzten Ausschweifung. Sie gaben ihren

Unterthanen Schuhe mit sehr hohen und spitzigen Absätzen. Sie wankten in denselben zwar oft, ja sie fielen bisweilen gar. Allein Bekir und Sventing nannten dieses besondre Schönheiten im Gang. Damit sie noch mehr Eigenes haben möchten, so rissen sie den gröſsten Theil der Schellen, welche der vornehmste Putz des Lahormonidas waren, von ihren Kleidungen ab, und besetzten dieselben mit Mediabenischen Muschelwerk. Ja sie machten so gar die altväterische Tracht der ersten Stammväter von ganz Hoang-thy, welche einer Römischen Toga ziemlich ähnlich sah, wieder Mode. Die Kriege zwischen ihnen und dem Lahormonidas sind mit der äuſsersten Verbitterung geführet worden. Bekir und Sventing wehrten sich mit starken Keulen von eichenem Holz, welche ihren Feinden sehr fürchterlich waren. Der arme Kiriki-ki, der gröſste General des Lahormonidas in diesem Kriege, hat manchen empfindlichen Streich von diesen mörderischen Keulen bekommen. Wir müssen uns einen Augenblick bey ihm aufhalten. Er hatte das Unglück, daſs er von Statur ziemlich klein war. Wir haben gleich im Anfang bemerkt, was für eine Schande dieſs nach der Einbildung der Hoangthynesen ist. Kiriki-ki durfte nach der Gewohnheit der Anhänger des Lahormonidas keine Schuhe mit hohen Absätzen und keinen spitzigen Huth tragen. Gleichwohl hielt ihn auch entweder der Geiz oder der Mangel ab, sich besondre Träger zu halten. Man stelle sich daher die Verlegenheit dieses klei-

nen Unglücklichen vor. Jedoch was that der schlaue Ki-ri-ki ki? Er klettere auf die Schultern seines Monarchen, eines ansehnlichen und breitschultrigten Herrns, und alsdann war er groß genug über alle Hoangthynesen hinweg zu sehen.

Mitten unter diesen Zerrüttungen also thaten die Hoangthynesen den ersten Versuch, sich völlig von dem Ueberrest der Barbaren loszureissen, und sie thaten ihn nicht ohne einen guten Erfolg. Allein sie erkauften den Ruhm, eben so gesittet, als ihre Nachbarn zu seyn, sehr theuer. Er kostete ihnen ihre Ruhe, ihre Einigkeit, und die ganze Ordnung ihrer Reichsverfassung. Die Streitigkeiten des Lahormondas mit dem Bekir und Sventing haben den Umsturz der ganzen Regierung nach sich gezogen. Die Vasallen die noch im Anfang die Herrschaft des Lahormondas erkannt haben, sind je häufiger von ihm abgefallen, je mehr er von seinen beyden Feinden geschwächt worden ist, und haben sich zu eigenmächtigen Beherrschern aufgeworfen. Jedweder Flecken in Hoang-thy hat jetzund seinen besondern Regenten, und fast zählt man daselbst so viel Herren als Unterthanen. Diese Verwirrung dauert noch beständig fort und drohet Hoang-thy mit sehr übeln Folgen. Ein gewisser scharfsinniger Schriftsteller behauptet daher den sinnreichen Widerspruch, daß sich die Verbesserung und der Verfall des Hoangthynesischen Reichs zu einerley Zeitpunkte angefangen habe. Man sieht im übrigen aus dem Bestand von Hoang-thy, daß die aufgeklärtesten

Zeiten

Zeiten eines Reichs eben nicht auch jederzeit die glückseligsten für dasselbige sind.

Ich will in dem Folgenden der Welt noch einige Hoangthynesische Prinzen bekannt machen, welche in den jetzigen Verwirrungen die vornehmsten Rollen auf dem Schauplatz gespielt haben oder noch spielen. Die Nachrichten, die ich besitze, sind zu mangelhaft, als daß ich viel von dem Bekir und Sventing und von denjenigen Helden ihrer Parthey die sich in Sacontoring bekannt gemacht haben, anführen sollte. Alles, was ich von ihnen in den Geschichtbüchern gefunden habe, ist dieß, daß Bekir und Sventing nicht ganz unfähig gewesen sind ihr Vaterland zu verbessern; allein daß sie auch durch ihren übertriebenen Eifer zu viel Mißbräuchen Gelegenheit gegeben haben, und daß endlich der größte Theil von ihrem Anhange, der bloß ihre Fehler nachzuahmen geschickt ist, sehr leicht Hoangthy wieder in seine erste Barbarey zu stürzen fähig ist, wenn er noch länger fortfährt sich seinem bisherigen Unsinn zu überlassen. Doch von dem einzigen Kantung muß ich noch etwas sagen. Er ist nicht allein die Zierde von Sacontoring, sondern von Hoangthy selbst. Er ist ein wahrhafter Patriot, der sich niemals den Eyfer der Parthey hat verblenden lassen. Seine ernsthafte Miene entdeckt gleich einen Theil seines vortreflichen Characters. Er hat sein Leben zu Beschäftigungen gewidmet, welche auf den wahren Nutzen seines Vaterlandes abzielen. Er ist einer der berühmtesten Wegweiser sei-

nen

ner Zeit in das Land Kochien. Er hat ferner gewisse Arzeneyen zubereitet, welche für die Hoangthynesen sehr heilsam sind. Er zeichnet, und seine Zeichnungen sind kühn und edel. **Lahormonidas**, ein Feind des **Kantungs**, weil dieser Tugenden besitzt, die jenem mangeln, hat ihn wegen verschiedener Flecken in seiner Kleidung und wegen des Tons seiner Schellen getadelt, weil er nichts weiter an ihm zu tadeln finden konnte. Kantung ist zu groß, als daß ihm der Spott des **Lahormonidas** rühren sollte. Er überläßt es der Nachwelt zu entscheiden, und diese Nachwelt wird seiner ehrwürdigen Asche noch Opfer bringen, wenn sie nicht mehr wissen wird, daß es einen **Lahormonidas** gegeben hat, der ihn tadeln konnte.

Ich bin so glücklich, einen größern Vorrath von Nachrichten zu besitzen, welche die Charactere derjenigen Prinzen entwerfen, welche gegenwärtig in dem östlichen **Hoang-thy** den meisten Ruhm besitzen. **Lahormonidas** der **Große** ist eine allzuwichtige Person in der **Hoangthynesischen** Geschichte, als daß wir uns nicht länger bey ihm aufhalten sollten. Er besaß List und Verstand genug, sich zum Könige von einem Theil des Reichs zu einem Zeitpunct aufzuwerfen, wo er dem keine Nebenbuhler zu der Krone hatte. Es ist sonst sehr zweifelhaft, daß die meisten Stimmen der Wahl für ihn ausgefallen seyn würden.

Man

Man muß wissen, das **Hoang-thy** ein Wahlreich ist. Jedweder **Hoangthynese** hat seine Stimme. Diejenigen, welche mit der Wahl des einen Theils der Nation nicht zufrieden sind, wählen sich ein ander Oberhaupt, und die Waffen entscheiden sodann, wer das meiste Recht zur Krone hat. Die Könige von **Hoang-thy** werden ferner nicht auf die ganze Zeit ihres Lebens gewählt. Man setzt sie ab, wenn sie sich nicht länger durch rühmliche Handlungen den Beyfall der Nation zu verdienen wissen. Dieser Gebrauch der **Hoangthynesen** ist zwar bisweilen die Quelle von verschiedenen Unruhen, allein er setzt auch zugleich die Nation in Sicherheit für die Gefahr, Sklaven ihres Regenten zu werden, und die Glückseligkeit der Freyheit verdient schon, durch ein geringeres Uebel erkauft zu werden. Von der Krönung des **Lahormonidas** merken die Geschichtschreiber einen merkwürdigen Umstand an. Derjenige, welcher die Krönung verrichten sollte, zauderte etwas lange. **Lahormonidas** ist von einer ziemlich ungeduldigen Gemüthsneigung. Er nahm ihm daher die Krone aus der Hand und setzte sich dieselbe selbst auf. Diese übereilte Handlung hat zu verschiedenen Beschuldigungen Gelegenheit gegeben. Man hat sogar daraus den Vorwurf erzwingen wollen, daß er sich mit Gewalt auf den Thron gedrungen habe.

Man findet keine gewissen Spuhren, wer dem **Lahormonidas** den Namen des **Großen** beygelegt

gelegt hat, oder durch welche Handlungen er sich denselben erworben habe. Seine Feinde behaupten, daß er ihn bloß durch seine ansehnliche Statur verdient habe. Sie merken dabey sehr sorgfältig an, daß diejenigen Regenten, welche in der Geschichte den Zunamen der Großen führen, gemeiniglich desselben am wenigsten würdig gewesen sind. Allein es ist bekannt, daß fast jedweder Prinz einen doppelten Character in der Geschichte führt, den, den ihn seine Feinde, und den, der ihn seine Schmeichler beygelegt haben. Man muß den Werth des **Lahormonidas** weder nach den Nachrichten der einen, noch der andern schätzen wollen. Die Unpartheyischen gestehen ihm zu, daß er wirklich Verdienste besessen habe. Sein Stolz verleitete ihn, daß er mehr Verdienste besitzen wollte, als er wirklich hatte, und er verlohr dafür zur Strafe den Ruhm derjenigen, die man ihm nicht abstreiten konnte. Wenn sich **Lahormonidas** mit der Ehre ein guter Wollenmanufacturier zu seyn begnügt, und seine Landesleute bloß mit tüchtigen Tuch zu ihren Kleidungen zu versehen begnügt hätte, so würde man ihn jederzeit mit Hochachtung genannt haben. Er wollte König von **Hoang-thy** seyn, und derjenige, der ein guter Wollenhändler gewesen wäre, ward ein schlechter und verächtlicher Prinz. Die verdrüßlichsten Schicksale der Menschen sind gemeiniglich das Werk ihrer eigenen Wahl. Die Regierung des **Lahormonidas** ist indessen nicht ganz leer

von

von löblichen Thaten. Die Samlung der alten Geſetze, ſo unvollkommen er ſie auch beſorgt hat, fordert für ihn immer noch einen gewiſſen Ruhm, da er einer von den erſten iſt, die dieſe nützliche Mühe unternommen haben. Geſetzt, daß er auch ſeine eignen beſten Verordnungen von den **Guldalrickiſchen** Königen entlehnt hat, ſo kömmt es doch nicht darauf an, wer die erſten guten Geſetze gegeben hat, ſondern daß ſie zum Gebrauch der Völker auch wirklich angewandt werden. Seine Kleiderordnung, die er zum Nutzen der **Hoangthyneſen** beſorgt hat, iſt ein nützliches Werk. Es war eine ſehr üble Mode in Hoang-thy eingeriſſen, Guldalrickiſche Bandſchleifen, Halskrösgen und dergleichen zu tragen. Die **Guldalricker** bildeten ſich ſehr viel darauf ein, daß die **Hoangthyneſen** gleichſam ihre Affen waren. **Lahormonidas** verboth dieſe ſchimpfliche Gewohnheit auf das ſchärfſte, und man hat ſeit dieſer Zeit dieſem Befehl unverbrüchlich nachgelebt. Die Verbeſſerung der Schellen der **Hoangthyneſen** übernahm er gleichfals mit unglaublicher Sorgfalt. Allein indem er allzuviel daran künſtelte, ſo verdarb er ſie, daß ſie matt klangen. Er trieb dieſe wunderliche Neigung ſo weit, daß er einen Kittel von der gröbſten Leinwand, aber mit hellklingenden Schellen, köſtlichem Tuch, mit nicht ſo wohlklingen, jederzeit vorzog. Dieß ſind die wahren Verdienſte des **Lahormonidas**. Allein ein nicht allzuſcharfes Auge verlohr dieſelben ſehr leicht un-

in einer unglaublichen Anzahl von Mängeln, die seine Eigenliebe wahrzunehmen unfähig war. Er ist ein schlechter Tänzer, vielleicht weil er etwas ungeschickte Füße hat, er ist ein noch elenderer Mahler, und der unangenehmste Sänger in der Welt, und gleichwohl verlangt er in allen diesen dreyen Stücken bewundert zu seyn. Seine Schäferstäbe, die er geschnitzt hat, sind nichts als schlechte Bauerstecken, ohne die geringsten Zierathen. Die heimliche Eifersucht, mit welcher er fremde Verdienste zu erniedrigen sucht, ist das sicherste Kennzeichen, daß die Anzahl der Seinigen sehr klein ist. Der wirklich verdienstvolle Mann hat diesen niedrigen Kunstgrif nicht nötig, sich groß zu machen. Sein Stolz, welcher eine gewisse unumschränkte Gewalt über die Hoangtbrnesen zu behaupten gesucht hat, hat ihm endlich den größten Theil seiner ehemaligen Vasallen und Unterthanen geraubt, und man hat ihm schon mehr als einmal mit einer förmlichen Absetzung gedroht. Man sieht hieraus, daß seine Mängel ein sehr starkes Uebergewichte über seine Verdienste haben. Allein bey welchem Menschen haben sie auch dasselbe nicht? Dieß ist der wahrhafte und unpartheyische Character des Labermonidas, den die Hoangtbrnesischen Geschichtschreiber so verschieden geschildert haben, daß es sehr schwehr seyn wird, wenn er ohne Vertälschung auf die Nachwelt kommen soll. Seine Gemahlin ist Jim-chi, d. i. die vortrefliche Königin. Wenn es keine Schmeicheley gegen das schöne

Geschlecht ist, zu welcher die Hoangthynesen sehr geneigt sind, so hat sie nach dem Bericht der Geschichtschreiber dieses Volks, mehr Ruhm als ihr Gemahl selbst verdient. Sie verband ihren Eyfer mit dem seinigen, das Wohl ihres Vaterlandes zu befördern. Vielleicht würde man noch mehr von ihr aufgezeichnet finden, wenn sie nicht die Gemahlin des Lahormonidas gewesen wäre.

Wenn es die Geschichte nicht so oft lehrte, daß die größten Weisen und die größten Thoren gemeiniglich zu einer Zeit gelebt haben, so würde man sich wundern, wie Lotung in den aufgeklärten Zeiten von Hoang-thy, so gar in der Hauptstadt dieses Landes, in dem Zeitraum der Guldilrube, der Tantungs, der Lio-thys, habe leben und Bewunderer finden können. Vielleicht geschieht es zur Demüthigung des menschlichen Stolzes, um ihn in eben den Augenblicken, da er auf seine Weisheit stolz ist, zu erinnern, daß der Verstand des Menschen, auch der lächerlichsten Thorheiten fähig seyn kann. Lotung suchte seinen Ruhm in der Tracht eines Harlekins. Niemals sah man ihn in einer andern Kleidung. Er machte mit einer Pritsche in der Hand verschiedene thörichte Possen. Er war nach dem Geschmack des Pöbels und unter diesem Pöbel waren Leute vom ersten Rang. Ganz Hoang-thy würde närrisch geworden seyn, wenn man ihn länger nachgeahmet hätte. Allein jedes

Aus-

Ausschweifende in den Sitten erhält sich nur kurze Zeit. Eine außerordentliche Thorheit kann den Verstand auf einige Zeit berauschen, aber er ruht von diesem Rausche bald wieder aus. Lotung überlebte in wenigen Jahren seinen Ruhm, und man vergaß ihn mit eben der Geschwindigkeit als man ihn zu bewundern angefangen hatte.

Syrinx, ein Prinz, den die Hoangthynesen niemals zu bewundern aufhören werden, herrschte in einer der vornehmsten Städte von Hoangthy mitten unter den heftigsten Unruhen, durch welche der Ehrgeiz des Labormonidas und des Bekir und Sventings das Land zerrüttete, ohne an denenselben den geringsten Antheil zu nehmen. Die weisesten und glücklichsten Prinzen sind jederzeit diejenigen, welche in allgemeinen Verwirrungen die Ruhe ihres Landes zu erhalten wissen. Syrinx gehörte zu dieser Anzahl. Er ist der beste Tänzer in Hoang-thy, welcher die Ehre dieser Nation, wider die Guldalricker gerettet hat. Seine Tänze waren mehr nach dem Muster der Mediabenischen Tänze als der Guldalrickischen eingerichtet. Er hatte eine der stärksten Partheyen in Hoang-thy. Alle wollten tanzen wie er, aber die meisten verrenkten sich die Füße darüber, weil sie weder seine Leichtigkeit noch seine Geschwindigkeit besaßen. Seine Masken, die er verfertiget hat, sind niemals den Masken des Guldilrubs gleichgekommen. Ihre Zeichnung

verräth den Zwang, den sie ihm gekostet haben, sie frey und munter zu zeichnen. Allein man würde diesen Mangel sehr leicht vergessen können, wenn man von Syrinx auch weiter keine Tugend zu rühmen wüßte als seinen patriotischen Eifer, mit welchem er den Flor der Hoangthynesischen Künste nicht bloß durch Rathschläge, sondern durch die edelste Großmuth zu befördern gesucht hat. Er munterte die jungen Hoangthynesen durch seine Geschenke auf, durch löbliche Handlungen den Beyfall ihres Vaterlandes zu verdienen. Eine Tugend, welche in Hoang thy eben so seltsam ist, als in Sachsen. Er starb, und die anhaltende Betrübniß der Hoangthynesen beweist, daß ihre Thränen über seinen Verlust von denenjenigen unterschieden sind, welche die Furcht und die Schmeicheley bey den Gräbern unwürdiger Prinzen zu weinen pflegen.

Bekir, Sventing und Lahormonidas stritten um die Wette, ihre Unsterblichkeit durch die Verwüstung von Hoang-thy zu behaupten, als sich unvermuthet eine Gesellschaft von bloßen Privatpersonen einen edlern Weg zur Unsterblichkeit wählte, und sich ihr Vaterland ohne partheyische Absichten gesitteter und glücklicher zu machen entschloß. Sie allein sind die wahren Urheber des göldnen Zeitalters in Hoang-thy, und wenn man auch einwirft, daß sie bloß den Weg gegangen sind, den ihnen Bekir, Sventing und Lahormonid-

monidas gezeigt haben, so hat doch die Größe ihrer Eigenschaften sattsam bewiesen, daß sie diesen Weg auch ohne diese Wegweiser gefunden haben würden. Keiner von ihnen hat sich um die königliche Würde von Hoang-thy die geringste Mühe gegeben. Ihre Lobredner haben hieraus ihre Bescheidenheit beweisen wollen. Allein die Unparteyischen haben vielleicht mit bessern Rechte angemerkt, daß sie zu stolz gewesen sind, eine Krone zu verlangen, die durch die damaligen Zerrüttungen den größten Theil ihres Glanzes verlohren hatte. Lio-thy, der Größte unter den Sterblichen, den Hoang-thy jemals erzeugt hat, oder noch erzeugen wird, verdient zuerst unter ihnen genannt zu werden. Er ist der Liochem der Hoangthynesen. Liochem ist der vornehmste Mahler der Leidenschaften in Guldalrick und man giebt ihm den Zunamen des Großen. Liothy hat nur wenige Meisterstücke hinterlassen. Seine wenigen Jahre haben ihm nicht erlaubt, die Unvollkommenheiten der übrigen zu verbessern. Er starb, wie alle verdienstvolle Männer, für sein Vaterland viel zu früh. Er ist bisher noch der einzige in Hoang-thy, der seinen Gemählden die Leidenschaften der Menschen mitzutheilen, und die Leinewand zu beseelen gewußt hat. Eine ungekünstelte Einfalt ist die größte Kunst seines Pinsels, und ein überflüßiges Schminkpflästergen, das er bisweilen seinen Helden ins Gesichte klebt, vielleicht der einzige kleine Fehler desselben.

Eben diese Gesellschaft war die Pflanzschule des **Jin-Yangs** und des **Jo-chan**, der vortreflichsten Sänger in **Hoang-thy**. **Jin-Yang** unterschied sich durch seine unnachahmlichen Triller, aber **Jo-chan** übertraf ihn bisweilen durch eine gewisse männliche Anmuth und Stärke, die ihm weit über die **Guldalrickischen** Sänger empor gehoben hat. **King-te-tching** hat zuerst den **Hoangthynesen** das Landleben angenehm zu machen gewußt, ein Vergnügen, für welches ihnen der Unterricht des **Lahormonidas** mehr einen Eckel als einige Neigung beybringen konnte. **Voki** erwarb sich den Beynamen des mahlenden, durch seine kleinen grotesken Figuren, die man ohne Lachen nicht ansehen kann. **Tchin-ki** war der Erfinder eines kleinen Baurentanzes, der eben deswegen sehr schwehr war, weil er sehr leicht zu seyn schien. Fast hätte seine Erfindung wider den Willen des **Tchin-ki** üble Folgen gehabt. Ganz **Hoang-thy** wollte tanzen wie **Tchin-ki**, und kein einziger besaß seine Geschicklichkeit. Man glaubte ihm gleich zu seyn, wenn man seine schlechte und leichte Kleidung anzöge. Man vergaß über einer unnützlichen und vergeblichen Bemühung die nützlichen und nothwendigen. Jede Thorheit hat in **Hoang-thy** ihren Perioden, in welchem sie herrscht. Man vergißt sie endlich sich einer neuen zu überlassen. Eben dieß war auch das Schicksal der Nachahmung des **Tchin-ki**. **Kya-thya-ho-ti**, vereinigte den Eifer für sein Vaterland mit dem Eifer

ser der vorhergehenden. Wir haben bereits bemerket, daß ihn Niemand in der Kunst, das Gesicht zu verziehen, und die verschiedenen Gattungen von Kröpeln, nachzuahmen, übertroffen habe. Kya-thya-ho-ti unternahm diese Bemühungen nach seinem eigenen Geständniß bloß aus Menschenliebe, um seinen Nächsten an dasjenige, was lächerlich an ihm ist, zu erinnern. Es ist mir unbekannt, wer sich diese rühmliche Mühe für dem menschenfreundlichen Kia-thya-ho-ti, gegeben hat. Viele haben ihn gar nicht unter die Hoangthynesen rechnen wollen, weil er niemals Schellen zu tragen pflegte. Allein dieß geschah nicht aus Verachtung der Sitten seines Vaterlandes, sondern weil er von Natur ihren Klang nicht vertragen konnte. Die Menschenliebe des Kya-thya-ho-ti mußte wegen der unzählichen Menge von Kröpeln in Hoang-thy ihre Nachahmungen allzu oft wiederholen, und jemehr sie wiederholt wurden, jemehr verlohren sie von ihrer Bewunderung.

Guldilrub und Fancyful sind noch von der Anzahl der Patrioten, die sich um Hoang-thy am meisten verdient gemacht haben, übrig: Ihren grossen Eigenschaften nach hätten wir sie zuerst nennen sollen. Niemand kann in ganz Hoang-thy seines Ruhms und seiner Unsterblichkeit so gewiß seyn als Guldilrub. Er hat sich durch sein Herz eben so viel Ehre und Beyfall erworben, als durch

seine Thaten. Selbst seine Mängel machen ihn liebenswürdig, und er genüßt auch wirklich das sehr seltne Vergnügen fast von Jedermann geehrt und geliebt zu werden. Seine Kleider hielt er stäts überaus sauber. Man fand ihn niemals ohne Fleckkugel, sie auch von den kleinsten Flecken zu reinigen. Er war auch sehr willfärthig, andern mit seiner Fleckkugel zu dienen. Seine Masken sind unnachahmlich. Allein Guldilrub ist mit Recht lange nicht so stolz auf dieselben, als auf seine unermüdete Sorgfalt, den Hoangthynesen den Weg nach dem Lande Fochien anzupreisen. Er that in seinen spätern Jahren noch einige Versuche in der Singekunst, die seinen Ruhm eher vergrößerten, als verringerten. Er wäre vielleicht einer der vortreflichsten Sänger in Hoang-thy geworden, wenn er nicht von Natur eine etwas heischre Stimme gehabt hätte. Der Neid und der Stolz haben ohnmöglich so viel Tugenden an dem Guldilrub erblicken können, ohne sich zu bemühen, Fehler an ihm zu entdecken, oder wenn diese Mühe vergeblich wäre, Fehler von ihm zu erdichten. Ein gewisser Mensch, den die Geschichte nicht einmal gewürdiget hat, seinen Namen zu bemerken, sondern von dem sie bloß sagt, daß er der ungestalteste Krüpel gewesen ist, hat ihn beschuldiget, daß er heimlich einer der eifrigsten Verehrer der Göttin Hanyang, sey. Wir haben von dieser Göttin gleich im Anfange geredet. Der Geschichtschreiber, der diesen Umstand anführt, ist einer von den eifrig-

sten

ſten Lobrednern und Anhängern des **Guldilrubs.** Dem ohngeachtet erlaubt ihm die Unpartheylichkeit nicht, dieſen Vorwurf, den man ſeinem Helden macht, zu verſchweigen. Er widerlegt den Ankläger des **Guldilrubs** nicht mit Schimpfwörtern. Er begnügt ſich, die Sache ohne den geringſten Partheyeifer zu erzählen und überläßt dem Leſer die Entſcheidung. Dieß ſind ſeine eignen Worte: „Der Grund von dieſer ganzen Beſchuldigung iſt, daß man das Bild einer gewiſſen Göttin bey dem Guldilrub gefunden hat, welche den Namen der Göttin **Manoſima**, der Göttin der Demuth, führt. Man hat zwiſchen ihrem Bildniß und dem Bildniß der Göttin Han-yang einige geringe Spuhren der Aehnlichkeit wahrgenommen, und man hat dieſe ſchwache Gelegenheit, einen Prinzen zu beſchuldigen, bey dem dieſe Gelegenheit ſo ſelten iſt, nicht entfliehen laſſen. Der Eifer, mit welchem Guldilrub jederzeit die Verehrung der Göttin Han-yang beſtritten hat, ſchwächt dieſe Beſchuldigung, ob er ſie gleich nicht ganz widerlegt. Man kann in den Urtheilen von großen Männern nicht vorſichtig genug ſeyn. Indem wir allzu aufmerkſam auf ihre Handlungen ſind, werden wir ſehr oft üble Ausleger derſelben. Ueberdieß ſind die großen Genies mitten in ihren Schwachheiten immer noch ehrwürdig. Es iſt unſre Pflicht, ihre Schwachheiten, wegen der Vortheile, die wir von ihnen erhalten haben, zu vergeſſen. Beſitzt das Herz, die Verdienſte des **Guldilrubs** und

ein wenig Anbethung der Göttin Han-yang soll euch erlaubt seyn.„

Ich habe mich so lange bey dem zärtlichen **Guldilrub** aufgehalten, daß ich nicht viel von dem erhabenen **Jancyful** sagen kann. Er genießt jetzund die meiste Bewunderung in **Hoang-khy**, und er hat den seltnen Ruhm, daß er sie verdient. Es ist sehr zweifelhaft, ob er sich eben dieß Glück von der Zukunft versprechen kann. Er ist der Verbesserer der Bildhauerkunst. Die berühmte Statue, die er ausgearbeitet hat, hat den einzigen Fehler, daß sie in eine ausländische Tracht gekleidet ist. **Jancyful** hat diese Tracht, ungeachtet alles seines Verstandes nicht genau genug gekannt, um alle Fehler zu vermeiden. **Jancyful** war weit größer als **Lahormonidas**, dieß war Ursache genug für diesen, ihn zu hassen. Der Haß und die Verfolgungen des Neidischen verdoppeln jederzeit den Ruhm eines großen Mannes. **Jancyful** hat dem **Lahormonidas** einen großen Theil seiner Unsterblichkeit zu danken.

Glubdar wird bloß in der Geschichte genannt, weil er kühn genug war, ein Nebenbuhler des **Jancyful** zu seyn. Er verfertigte das Bildniß eines alten **Hoangthynesischen** Helden. **Lahormonidas** hielt es für ein Meisterstück, weil **Glubdar** sein Vasall war. Allein die Kenner behaupteten, **Glubdar** habe sich eher zu einem Leistenschnei-

ſchneider als zu einem Bildhauer geſchickt. **La-hor-ty-ung-vang**, der berühmteſte Taumler in **Hoang-thy** verdienet noch einige Aufmerkſamkeit. Jedoch die Furcht, den Leſer mit Dingen zu ermüden, welche der Geſchmack unſrer Sitten unter die lächerlichen geſetzt hat, verhindert mich hieran. Genug der Ruhm des **La-hor-ty-ung-vang** iſt, daß er gut, und diejenigen, die ihn nachahmen, ſchlecht taumeln.

Der gegenwärtige Zuſtand in **Hoang-thy** erhellt zum Theil aus dem Vorhergehenden. Diejenigen **Hoangthyneſen**, welche für ihre Nation allzuſehr eingenommen ſind, finden in ihm den höchſten Grad der Ehre und der Glückſeligkeit, deren ein Land fähig ſeyn kann. Allein die Vernünftigen urtheilen unpartheyiſcher. Sie finden es noch weit von demjenigen Grad der Vollkommenheit entfernt, den ehedeſſen **Guldalrick** erreicht hat, und ſie zweifeln ſo gar, daß es ihn jemals erreichen werde. Der wenige Eifer, mit welchem die jungen **Hoangthyneſen** zur Liebe der Künſte und Wiſſenſchaften aufgemuntert werden, der Mangel, welcher ſie gemeiniglich nöthiget, mehr für die Nothwendigkeiten des Lebens als für die Ehre zu arbeiten, die verſchiedenen Partheyen, in welche **Hoang-thy** getheilt iſt, die Nachahmung, der Hauptcharacter der **Hoangthyneſen**, welcher ſie zu furchtſam macht, einen eignen Weg zu betreten, und ſie einer ſklaviſchen Verehrung der **Gul-**

dal-

dalricker und Mediabener unterwirft, ſcheinen unüberwindliche Hinderniſſe zu ſeyn. Es würde im übrigen unbillig ſeyn, wenn man hieraus auf die Unfähigkeit der Nation ſelbſt ſchlüßen wollte. Die Schickſale der Staaten ſind den Schickſalen der einzelnen Perſonen gleich. Ein Staat blühet und wird vollkommen, ohne daß diejenigen, welche an dieſer Vollkommenheit arbeiteten, die größten Geiſter geweſen ſind. Die vortreflichſten Genies hingegen arbeiten ſehr oft vergeblich, einen Staat bis zu einer mittelmäßigen Größe zu bringen. Der Zufall, oder chriſtlicher, die Vorſehung richtet ſich nicht jederzeit nach den Wünſchen und Bemühungen der Sterblichen.

Der Dichter
Almanſor.

Unter der Regierung des Königs **Walid** lebte zu **Granada Darick**, ein Mohr, welcher Tugenden besaß, die vielen von den damaligen spanischen Christen mangelten. Er erzog zween Söhne, **Almansorn** und **Jaduck**, mit der äussersten Sorgfalt eines Vaters, und er empfand das Vergnügen, daß seine Sorgfalt durch die guten Eigenschaften seiner Kinder belohnt wurde. Beyde Brüder waren fast in einem Alter, sie genossen einerley Auferziehung, und sie hätten auch in den männlichen Jahren einerley Glückseligkeit genießen können, wenn nicht die herrschende Leidenschaft des **Almansors** die Glückseligkeit desselben gehindert hätte. **Almansor** liebte die Tugenden so sehr, als er die Laster verabscheute. Er hatte einen bewundernswürdigen Verstand und vereinigte mit einem anhaltenden Feuer des Geistes eine unermüdete Liebe zur Arbeit. Allein er besaß einen einzigen Fehler: Er war ein Poet. Hierdurch wurden alle seine guten Eigenschaften unbrauchbar. Es war sein Unglück, daß er zu einer Zeit lebte, da die Gelehrsamkeit der herrschende Geschmack der Araber war. Man mußte ein Arzt, ein Weltweiser oder gar ein Poet

seyn,

seyn, wenn man Hochachtung erlangen wollte. Die häußlichen Wissenschaften, die nützlichsten und nothwendigsten für das menschliche Geschlecht waren verachtet. Man kann sehr leicht denken, daß eine unzähliche Menge, ohne Wissenschaft und Genie, diese Hochachtung der Araber bloß durch Verwegenheit erzwingen wollte, und nur sehr wenige sie durch wirkliche Verdienste erlangten. **Almansor** besaß große Eigenschaften zu einem Poeten, und eben hierdurch verfiel er in alle Fehler, welche zu allen Zeiten den Dichtern eigen gewesen sind. Ein unersättlicher Durst nach Ehre, ein unbändiger Stolz, welcher alles verachtete, was nicht Verse schrieb, und welcher sonst keinen großen Poeten als den **Almansor** kannte, eine niederträchtige Eigenliebe, welche jederzeit den Schmeichler einem aufrichtigen Freunde vorzog, waren die Quellen von noch viel andern Häßlichkeiten, welche den sonst liebenswürdigen Character dieses Arabers ganz verstellten.

Zaduck besaß alle Tugenden seines Bruders ohne sich durch die Fehler desselben zu erniedrigen. Sein Verstand war eingeschränkter, aber er war fähiger, wahre Vergnügungen einzusehen. Ihm mangelte der feurige Geist seines Bruders, aber ihm mangelten auch zugleich die Ausschweifungen desselben. Seine Liebe zur Bequemlichkeit, ließ ihn, ohne Faulheit, das Leben genießen, und ersparte ihm unnöthige Arbeiten, welche es oft dem **Almansor** verdrüßlich machten. **Darick** sah den lächerlichen Ehrgeitz seines Sohnes mit vielem

lem Mißvergnügen. Er wollte ihn durch seine Ermahnungen verbessern. Allein er erklärte ihm vergeblich die Eitelkeit desjenigen Götzenbildes, welches die Thorheit des Menschen Unsterblichkeit des Namens genennt hat. Sein Sohn ward ihm zum erstenmal ungehorsam: Er lachte über die Sittenlehre seines Vaters, und beklagte ihn, daß er kein Poet war, um richtiger urtheilen zu können.

Dieser unermüdete Vater war schon längst besorgt gewesen, das Glück seiner Söhne vollkommen zu machen. Zoroide und Amine, zwo liebenswürdige Töchter seines Freundes Rhezis, waren von Kindheit an für Almansorn und Zaducken bestimmt worden, und alle viere schienen einander zu verdienen. Die allzu große Jugend hatte bisher die doppelte Vereinigung dieses glücklichen Paares noch aufgeschoben. Zaduck näherte sich nunmehr diesem Glück unter allen Annehmlichkeiten einer bald erfolgten Hoffnung, und Almansor unter der Last aller nur möglichen Mühseligkeiten eines Poeten. Er war gleich um diesen Zeitpunct mit der großen Unternehmung beschäfftiget, den ersten Schritt in die poetische Welt zu thun, und den Grund zu seiner Unsterblichkeit zu legen. Kann man sich wohl alle die fürchterlichen Zweifel des Almansors, welche ihn damals beunruhigten, lebhaft vorstellen, wenn man nicht selbst jemals im Begriff gewesen ist, ein Autor zu werden? Wie weit unglückseliger als sein Bruder war er nicht! Zaduck empfand bey Aminen den Vorschmack der Vergnügungen, welche

ſich ihm je mehr und mehr näherten. Der arme Almanſor verderbte unterdeſſen die Stunden, welche er bey Zoroiden hätte zubringen können, damit, daß er die Liebe beſang, welche unter der Zeit ſein Bruder bey Aminen wirklich genoß. Ein heitrer Tag, die Reitze der Geſellſchaft, der Scherz, die Freude luden den Zaduck niemals vergeblich zu ihren Ergötzungen ein. Und was that unterdeſſen Almanſor? Er ſchrieb Verſe. Traurige Beſchäftigung! Der angenehmſte Tag verſtrich ihm eben ſo verdrüßlich als der allerungeſtümſte. Unter der Zeit, da ſein Bruder vom allen Freuden des Umgangs gleichſam berauſcht war, quälte ſich Almanſor mit einem ungehorſamen Vers, den er ſchon zehnmal ausgeſtrichen und zehnmal ſchlechter gemacht hatte. Seine Autormine verjagte durch ihre Runzeln alle Scherze, die ſich ihm nahen wollten, und ſie beſtraften ihn dafür, indem ſie ihn flohen. Das Glück der Freundſchaft war für Zaduck allein aufgehoben. Almanſor war ſeiner unwürdig. Man mußte ihn loben, wenn man ſein Freund ſeyn wollte, und er verdiente daher nur Schmeichler zu ſeinen Freunden zu haben.

In ſo elenden Umſtänden befand ſich unſer Araber, als er den Verluſt ſeines Vaters empfinden mußte. Zaduck ertrug dieſen Verluſt mit einem Schmerz, welcher durch nichts als durch ſeine Tugend konnte gemäßiget werden. Almanſor war zu edel, als daß er nicht eben ſo ſtark davon hätte ſollen gerührt werden. Aber mitten

in seiner Betrübniß ward er noch einer kleinen heimlichen Freude bey sich gewahr, die nur er zu empfinden fähig war, die er selbst tadelte, und die er dennoch nicht ganz zu unterdrücken fähig war. Nach den Nachrichten die wir haben, war es bey den Arabern eben so gewöhnlich als bey den Deutschen, bey einer jeden Hochzeit denen Neuverehlichten eine ewige Liebe und Glückseligkeit, meistentheils sehr falsch zu prophezeyen, und bey dem geringsten Todesfall auf den Tod zu schimpfen. Was für eine schöne Gelegenheit für unsern Dichter war daher nicht der Tod seines Vaters, um seine poetischen Klagen, mit aller der Stärke, die ihm eigen war, über diesen traurigen Fall ausschütten zu können! Das Vergnügen sich und seinen Vater durch die rührendste Elegie oder die erhabenste Trauerode zu verewigen, linderte einigermaßen den Schmerz einen so guten Vater verlohren zu haben.

Wenige Zeit nach diesem Zufall legte unser Poet seiner Nation die ersten Früchte seiner bisherigen Bemühungen vor. Ich darf nicht erst erinnern, mit wie viel Zittern er es gethan habe. Almansor war ehrgeitzig. Er lebte nicht im achtzehenden, sondern in einem andern Jahrhunderte, wo man noch nicht von der Furcht frey war, die Welt durch unreife Gebuhrten zu beleidigen und für diese Beleidigung bestraft zu werden. Man kann auch noch überdieß glauben, daß die damaligen Arabischen Kunstrichter nicht höflicher und unpartheyischer gewesen sind, als diese

Art Leute zu unsern Zeiten ist. Allein Almansor war glücklich. Ein allgemeiner Beyfall war für ihn ein mehr als reichlicher Lohn seiner Mühe, seiner Geduld, seiner Einsamkeit, und kurz, aller seiner poetischen Thorheiten. Seine Feinde haben ihn zwar beschuldigen wollen, daß er diesen allgemeinen Beyfall mehr gewissen kleinen Kunstgriffen als der Unpartheylichkeit der Granadenser zu danken gehabt habe. Sie erzählen verschiedene derselben, z. E. daß er sich in seinen Werken nach dem schlimmen Geschmack seines Volks gerichtet und dadurch, daß er ihren Lastern geschmeichelt habe, ihren Beyfall erlangt hätte, daß er durch Geschenke diejenigen gewonnen habe, welche zu Granada öffentlich besoldet wurden, um den Werth von bekanntgemachten Arbeiten der Gelehrten zu entscheiden, daß er den vornehmsten Kennern unter den Arabern zu der damaligen Zeit durch unverdiente und übertriebene Lobeserhebungen zu gefallen gesucht habe, damit ihr Beyfall den Beyfall des Pöbels nach sich ziehen möchte, daß er so gar wider seine eignen Werke einige elende Satyren und auf dieselben die vortreflichsten Beantwortungen geschrieben habe, um seinen Namen bekannt zu machen. Allein diejenigen die ihm diese Vorwürfe machten, waren Poeten, wie er, man darf sich also von ihnen keine unpartheyischen Nachrichten von dem Almansor versprechen.

Welche Freuden, welche Entzückungen waren also für unsern Dichter aufgehoben! Sich von einem ganzen Volke gelesen, nachgeahmt, bewundert

zu

zu ſehen! Er taumelte ganz von der vielen Lobeserhebungen, die man ihm beylegte. Er war der erhabene, der göttliche, der unſterbliche Almanſor. Die Groſſen lächelten ihm gnädig zu, um durch ihn ewig zu werden, weil ſie überzeugt waren, daß ſie ihre eigne Unſterblichkeit und Größe nichts weiter, als ſeiner Gefälligkeit, Tugenden an ihnen zu loben, die ihnen mangelten, könnten zu danken haben. Selbſt die ſchlechten Dichter lobten ihn aus Höflichkeit, um wieder von ihm gelobt zu werden. Zoroide nahm Theil an dem Ruhm ihres Dichters, da ſie durch ſeine Lieder auf ihre Augen, ihren Mund, ihre Ratte, denn die arabiſchen Schönen bedienten ſich einer gewiſſen Art von groſſen Ratten ſtatt der Schoßhunde, unſterblich geworden war.

Almanſor war alſo der Liebling der Großen und die Zierde des Volks, da Zaduck, kaum noch von einigen wenigen Freunden, auſſer Aminen, geliebt und bewundert wurde. Allein er war viel zu weiſe, als daß er den Glanz ſeines Bruders hätte beneiden ſollen. Dieſer Unglückliche kehrte mitten aus ſeinem gehaltenen Triumph nach ſeinem Kerker zurück, vergrub ſich noch einmal um einen neuen Ruhm zu erwerben, den er entbehren konnte, und unterwarf ſich außer den vorigen Martern, noch der Furcht, dieſen Ruhm, der ihm ſo viel gekoſtet hatte, durch eine ſchlechtere Arbeit zu verdunkeln. Kaum nahm er ſich ſo viel Zeit ſeine Verbindung mit Zoroiden zu vollziehen. Za-

duck wurde zu gleicher Zeit durch Aminen glücklich gemacht.

Doch die arme Zoroide verdiente Mitleiden. Sie erhielt einen Narren zum Manne, in welchem eine übertriebene Begierde nach Ruhm fast alle sanften Leidenschaften erstickt hatte, und der sie mehr zu lieben schien, um einen Gegenstand zu haben, den er besingen könnte, als um glücklich zu seyn. Mitten unter ihren zärtlichen Umarmungen riß ihn der thörichte Trieb, lieber diese Umarmungen schön zu besingen, als selbst zu empfinden, aus ihren Armen heraus. Ganze Tage brachte sie in der Einsamkeit zu, ehe Almansor sie besuchte, sie mit seinen Versen zu peinigen. Mit wie vielen Lobeserhebungen mußte sie nicht selbst seine schlechtesten Verse überhäufen, ehe sie nur den zehnten Theil der Küsse genoß, die ihr thörichter Freund so unmäßig auf dem Papier verschwendete. Die Nacht erschien ihr eben so traurig als der Tag. Der größte Theil derselben verging, ohne daß ihr Thor müde wurde an seiner Unsterblichkeit zu arbeiten. Wie oft seufzete sie nicht! Wie oft wünschte sie, daß ihrem Undankbaren kein einziger Vers weiter gelingen möchte! Wie oft schalt sie nicht die Frauenzimmer Närrinnen, welche Poeten oder Sternseher heiratheten!

Zoroide würde ihr Geschlecht verleugnet haben, wenn sie sich ungerochen auf eine so empfindliche Art hätte beleidigen lassen. Man konnte ihre Rache aus der großen Gelassenheit schließen, mit der sie die Nachläßigkeit ihres Mannes zu ertra-

gen

gen anfieng. Ich kann nicht sagen, woher diese Gelassenheit eigentlich gekommen ist. Mein Schriftsteller berichtet nichts weiter, als daß einige ganz junge Philosophen, sie über ihr Unglück nachdrücklich zu trösten, Gelegenheit gefunden haben. Die nachfolgende Begebenheit wird dieß deutlicher machen.

Asnar war ein junger Mohr von Stande, welcher dazumal, trotz aller Behutsamkeit der Mohren, das Schrecken aller Ehemänner in Granada war. Er war so glücklich gewesen, mit Almansorn einige Zeit nach seiner Verbindung eine sehr vertraute Freundschaft zu errichten. Asnar hat sehr oft in Gegenwart vieler Zeugen, seinen Freund auf das nachdrücklichste versichert, daß er die Ehre seiner Vertraulichkeit bloß deswegen gesucht habe, um ein Freund von einem Manne zu seyn, der das Wunder seiner Zeit wäre. Da man dieses eigne Geständniß des Asnar, aufweisen kann, so hat man nicht Ursache den Spöttern zu glauben, welche behaupteten, Asnar würde sich niemals um dieses Wunder seiner Zeit bekümmert haben, wäre sein Freund nicht der Mann der Zoroide gewesen. Wir lassen dem Leser die Wahl zwischen beyden Meynungen, und setzen nur noch hinzu, daß Asnar eben so wenig müde wurde, seinen Freund zu bewundern, als dieser nachläßig ward, durch seine Vorlesungen diese Bewunderung zu verlangen. Beyde Freunde schienen nur eine Seele in zwey Körpern zu seyn. Almansor verstattete dem Asnar bey Zoroiden Freyheiten,

welche die Eifersucht der Mohren sehr scharf und sehr vergeblich einzuschränken gewohnt ist.

Die öftern Besuche seines Freundes bey Zoroiden würden jeden andern Mohren, außer ihn, beunruhiget haben. Er war zufrieden, daß er sie jederzeit über seinen Schriften antraf, wenn es ihm ja ohngefähr einfiel, ihnen Gesellschaft zu leisten. Almansor war viel zu sehr mit seiner Unsterblichkeit beschäftiget, als daß er sich über eine Sache hätte beunruhigen sollen, welche ohnedieß durch keine männliche Klugheit verhindert werden kann. Das ganze übrige Granada, ohnerachtet es weit weniger als unser Poet bey dieser Sache verlohr, war weit sorgfältiger als er. Die Tugend der Zoroide und die Nachläßigkeit des Almansors waren der tägliche Gegenstand, an welchem sich der Granadische Witz übte. Die Liebe des Asnar und der Zoroide konnte dem Zaduck nicht verborgen bleiben, da sie bereits dem ganzen Granada, den einzigen Almansor ausgenommen, bekannt war. Zaduck nahm zu viel Antheil an der Ehre seines Bruders, als daß er bey diesem Gerüchte hätte unempfindlich seyn sollen. Er war aber auch zu edel, es bloß deswegen zu glauben, weil es die ganze Stadt einmüthig bejahete. Er beschloß die Wahrheit genauer zu erfahren, und nach verschiedenen Bemühungen, die er sich deswegen gab, mußte er den Verdruß empfinden, einen heimlichen Zeugen von der übeln Aufführung seiner Schwiegerin und des treulosen Asnar abzugeben. Er erfuhr bey dieser Gele-

gen-

genheit eine andere verliebte Zusammenkunft. Nunmehr hielt er es für seine Schuldigkeit, seinem Bruder hiervon Nachricht zu geben. Er begab sich also nach dem Zimmer des Almansors. Denn weiter durfte man nicht gehen, ihn aufzusuchen.

Der Zutritt zu diesem Tempel war bisher allen und jeden, selbst dem Zaduck, nur dem einzigen Asnar nicht, untersagt gewesen. Zaduck wagte jetzt zum erstenmal dieses Gebot zu übertreten. Die Wichtigkeit der Sache machte, daß er mit ziemlicher Eilfertigkeit und einigem Geräusch hineintrat. Allein welches Unglück verursachte er hierdurch! Vier ganze Stunden hatte Asnar bereits vergeblich zu dem Entwurf zu einer Ode, welche ein Meisterstück werden sollte, gearbeitet. Kurz vor dem Eintritt des Zaducks waren ihm die schönsten Wendungen, die lebhaftesten Bilder, die starksten Gedanken, mit einem Worte, alles, was zu einer Ode gehört, eingefallen, und er war gleich bemüht, es in Ordnung zu bringen, als sie bey dem Geräusch, das Zaduck machte, auf einmal wieder verschwanden. Der Zorn des Almansor war mit nichts zu vergleichen. Wer weiß in was für Ausschweifungen unser Poet gefallen seyn würde, wenn ihn nicht sein kluger Bruder mit einer Stelle aus Almansors eigenen Schriften angeredet hätte, in welcher von dem Zorn gesagt wird, daß sie die häßlichste, und unanständigste Leidenschaft eines Menschen sey. Er mäßigte sich also ein wenig, und vernahm von dem Zaduck eine

Begebenheit, welche ob ſie gleich noch ſo gemein iſt, doch noch nicht bey den Männern diejenige nöthige Gleichgültigkeit hat hervorbringen können, die man doch gegen andre Dinge die oft geſchehen, zu bezeigen pflegt. Er ſagte ihm alle Gelegenheit, wie er gleich jetzund die Verbrecher überfallen könnte.

Almanſor war der einzige Mann in ganz Spanien, der dieſe Erzählung mit kaltem Geblüthe anhören konnte. Es war ihm unmöglich zu glauben, daß Aſnar treuloß, und Zoroide undankbar gegen die Ehre ſeyn könnte, einen Mann zu lieben, welcher der größte Poet in ganz Granada war. Kurz, Zaduck mußte ſeinen Bruder voll Verdruß über die Thorheiten deſſelben verlaſſen, ohne ihn aus der glücklichen Schlafſucht erwecken zu können, welche ſo vielen Männern zu unſern Zeiten anzuwünſchen wäre. Doch kaum war Zaduck hinweg gegangen, ſo fiel es dem Almanſor ein, daß die Erzählung ſeines Bruders doch wohl wahr ſeyn könnte. Er gieng Zoroiden zu überfallen. Allein in dem Augenblick, da er hingieng, fiel ihm eine neue Thorheit ein, welche ihn um eine ſehr nützliche Entdeckung brachte. Das Unglück welches ihm begegnet ſeyn ſollte, ſchien eine von den geſchickteſten und reichſten Materien zu ſeyn, an welcher ſich ſeine Muſe üben könnte. Eine Frau, die von dem Almanſor ſo zärtlich geliebt wurde, die ſo ſchön von ihm beſungen worden war, überließ ſich einem Verführer! Und wer war dieſer Verführer? Ein Freund, den er nach ſich und Zoroiden am meiſten liebte! Was für

Scenen

Scenen für die Poeſie des Almanſor! Die Zimmer der Zoroide waren in dem vorderſten Theile des Gebäudes, und das Zimmer des Almanſor war in dem hinterſten Theil deſſelben, damit ihn nichts in ſeiner Einſamkeit ſtöhren möchte. Er brauchte alſo einige Minuten zum Hingehen, und er, der mit Verſen einſchlief, in Verſen träumte, und mit Verſen wieder aufſtund, fieng in währendem Gange an, den Entwurf eines Gedichts auszuarbeiten, worinnen die beleidigte Liebe, Freundſchaft, Rache, und andre Leidenſchaften auf das vollkommenſte ſollten geſchildert werden. Er vertiefte ſich ſo ſehr in ſeine Begeiſterung, daß er darüber die nöthige Vorſicht vergaß, welche bey dergleichen Verrichtungen nöthig iſt. Die beyden Verliebten wurden ſeiner Annäherung gewahr. Asnar behielt kaum noch ſo viel Zeit übrig, daß er ſich in der größten Geſchwindigkeit durch eine verborgene Thüre ungeſehen hinweg begeben konnte. Zoroide nahm, ſo viel als möglich war, eine ruhige Stellung an, und legte die Schriften des Almanſor vor ſich.

Unſer Poet näherte ſich unterdeſſen unter der völligen Arbeit an ſeinem Gedichte dem Zimmer der Zoroide. Er hatte faſt für Begeiſterung die Urſache vergeſſen, die ihn hieher getrieben hatte. Eine Zerſtreuung die nichts unnatürliches für den Almanſor hat, welcher gewohnt war, wenn er Verſe ſchrieb, weder zu hören noch zu ſehen. Er eröffnete das Zimmer und gieng mit ziemlicher Hitze einige Minuten ganz ſtumm in dem Zimmer

auf

auf und ab. Doch nunmehr war er mit seinem Entwurfe halb und halb fertig. Er erwachte und besann sich, daß er hergekommen war, die Untreue der Zoroide zu bestrafen. Seine Augen suchten vergeblich den Asnar. Sie fanden dafür die Zoroide ganz ruhig auf einem Sofa sitzen, welche sich über seine ungewöhnliche Hitze zu verwundern schien, und seine Schriften vor sich liegen hatte. So sehr dieser Anblick seinen Zorn mäßigte, so konnte er sich doch nicht enthalten, Zoroiden ziemlich poetische Verweise wegen ihrer Untreue zu geben, und aus den besten arabischen Dichtern viele schöne Stellen von der Falschheit des weiblichen Geschlechts mit einzustreuen. Zoroide war ein Frauenzimmer. Man darf sich also nicht leid seyn lassen, wie sie sich gegen diese Beschuldigungen wird verantwortet haben. Sie wußte, daß er den Asnar nicht bey ihr gesehen hatte. und sie war also überzeugt, daß sie mit aller Sicherheit auf ihre Unschuld trotzen könnte. Ein halb zorniges, halb thränendes Auge machte seine Eifersucht schon wankend, und die Beredsamkeit und Zärtlichkeit der Zoroide überwanden sie völlig. Er fieng an, seinen Argwohn zu vergessen, und bath nach und nach um Verzeihung. Allein Zoroide wurde desto zorniger, je demüthiger ihr Mann wurde. Almansor bath noch um das ehrerbiethigste um Friede, als Asnar unvermuthet, in das Zimmer trat. Der Zorn des Almansor regte sich bey dem Anblick desselben noch einmal, und selbst Zoroide wußte nicht was sie

von

von der Verwegenheit des Asnar denken sollte. Dieser gefährliche Freund hatte sich vor dem Zimmer versteckt, und die ganze Unterredung des Almansor und seiner Geliebten angehört. Es fiel ihm eine neue Bosheit ein, die er gegen seinem Freund ausüben wollte, und sie war ihm nicht so bald beygefallen, als er sie schon ausführte.

Mein lieber **Almansor**, fieng er nach seinem Eintritt mit der größten Verwegenheit an, der junge Favorit unsers Königs, Aly Hassem hat mir einige Verse, die er zu deinem Lobe aufgesetzt hat, zugestellt, mit der Bitte, dir solche zu übergeben, und ihm deine Freundschaft zu verschaffen. Ich habe dich sogleich in deinem Zimmer aufgesucht, um dir von einer so vortheilhaften Bitte Nachricht zu geben. Allein man hat mir gesagt, daß du dich bey **Zoroiden** befandest, und die Begierde dir eine fröhliche Neuigkeit zu hinterbringen hat mich nicht auf deine Zurückkunft warten lassen. Allein mein lieber Freund, was soll ich aus deiner verdrüßlichen Mine schlüßen? Was bedeuten die Thränen deiner **Zoroide**? Darf dein **Asnar** nicht deine Bekümmernißt mit dir theilen? Almansor vergaß bey den Schmeicheleyen seines falschen Freundes fast allen Verdacht. Er war bereits im Begriff sich die Verse des **Aly Hassem** auszubitten, als **Zoroide** den **Asnar** also anredete: „Entferne dich, wenn deine Gegenwart nicht den Schmerz einer Unglücklichen vermehren soll. Du, du bist, obgleich unschuldig, die Ursache dieser Thränen. **Asnar** begriff diese Worte allzuwohl,

als daß er ſich durch dieſelben hätte ſollen in Ve
wirrung bringen laſſen. Er ſchien zu erſtaune
und verſprach zu gehorſamen, wenn er zuvor ſei
Verbrechen erfahren hätte.

Zoroide machte aus dem Laſter, das man ih
Schuld gab, kein Geheimniß. Sie verlangt
daß er ſeine Ehre eben ſo wie ſie die ihrige bewei
ſen, und hernach auf ewig ſich von ihr entferne
ſollte. Almanſor ſtand unterdeſſen wie ein a
mer Elender, der wegen der gröbſten Miſſethate
angeklaget wird. Der falſche Asnar war einig
Minuten über den Verdacht ſeines Freundes gan
unbeweglich. Endlich gab er ſich die Sprache wi
der. Er beklagte die Zoroide und ſich ſelbſt. E
mahlte den Almanſor, als den allerlaſterhafteſte
Menſchen und den undankbarſten Freund ab. E
ſetzte hinzu, daß er ihn auf ewig meiden und hin
gehen wollte den Aly Haſſem für einen Freund
zu warnen, der der niederträchtigſte Menſch in gan
Granada wäre. Welche Verzweiflung für de
Almanſor! Er hatte ſeine Frau auf das äuſterſt
erzürnt. Er ſollte einen Freund verliehren, der ſ
verſchwenderiſch mit ſeinen Lobſprüchen auf ihn ge
weſen war. Er ſollte die vortheilhafte Freund
ſchaft des Aly Haſſem einbüßen, und was meh
als dieß alles war, er ſollte nicht einmal die ange
nehmen Verſe zu leſen bekommen, die der Favori
eines Königes zum Lobe des göttlichen Dichters
Almanſor verfertiget hatte. Er hielt den As
nar zurück, er beſchwohr ihn auf das zärtlichſte d
zu bleiben, und ihm ſeinen Fehler zu verzeihen

Doch

Doch Asnar war taub. Sein Freund lief von ihm zu Zoroiden, er fiel vor ihr nieder und bath sie, zu versuchen, ob sie Asnarn zur Verzeihung bewegen könnte. Doch diese fand sich dadurch auf das neue beleidiget, und antwortete ihm mit einem Blick voll Verachtung. Endlich that Asnar als wenn er sich so weit erniedrigte, daß er seinem Freunde verzeihen wollte, und nach vielem Flehen des Almansors, nach dem Bekenntnisse, daß er unter allen Mohren der thörichste und eifersüchtigste sey, und nach der demüthigsten Abbitte gegen Zoroide und Asnarn ward endlich ein allgemeiner Friede geschlossen. Man erneuerte die alte Freundschaft, und Almansor bekam nunmehr die Verse des Aly Hassem zu lesen. Ob sie gleich sehr schlecht waren, so erklärte man sie doch einmüthig für schön, denn sie enthielten das Lob des Almansors.

Aly Hassem hatte diese Verse wirklich gemacht, um sich bey Almansorn einzuschmeicheln und sich für seine Schmeicheleyen durch Zoroiden bezahlt zu machen. Asnar sollte ihm zum Unterhändler dienen. Allein dieser war zu verliebt, Zoroiden mit ihm zu theilen, oder auch ganz zu überlassen. Er unterdrückte also die Verse, um weder die Eitelkeit seines Freundes noch seiner Geliebten rege zu machen. Er hatte sie wenige Tage vor der erzählten Begebenheit erhalten. Er trug sie noch bey sich, da sie sich eräugnete, und sie dienten ihm nunmehr darzu, die halbentdeckten Geheimnisse seiner Liebe wiederherzustellen, und sich

zugleich

zugleich an Almanſorn zu rächen. Er verließ ſich im übrigen auf ſeine Geſchicklichkeit, die Hoffnung des Aly Haſſem durch andre Hinderniſſe vergeblich zu machen.

Wir wollen nichts weiter von den Unglücksfällen gedenken, die Almanſor mit andern Männern, die ſchöne Weiber haben, gemein hatte, ob wir gleich glauben, daß der jetzt erzählte nicht der letzte geweſen ſeyn wird. Wir haben noch viel wichtigere Dinge von ihm zu erzählen. Seine häuslichen Umſtände verdienen zuerſt einige Aufmerkſamkeit. Darick hatte Jedem von ſeinen Söhnen ein Vermögen hinterlaſſen, welches gleich zureichend war, einen guten Wirth bequehm zu ernähren. Mit Zoroiden hatte Almanſor mehr Schönheit und Jaduck mit Aminen mehr Tugend als Reichthum bekommen. Jaduck verſtand die Haushaltungskunſt, und er wußte alſo ſein kleines Vermögen vortreflich zu nutzen. Almanſor war ein eben ſo ſchlechter Wirth als er ein guter Poet war. Der größte Reichthum der Araber beſtand in der Viehzucht und in dem Ackerbau. Dem Almanſor nutzten ſeine Schaafe und ſeine Felder zu nichts weiter, als daß ſie ihm zu einigen ſchönen poetiſchen Beſchreibungen von dem Vergnügen des Landlebens verhalfen. Diejenigen hingegen, denen er ſein Hausweſen anvertrauet hatte, genoſſen die Wolle und die Früchte derſelben. Almanſor glaubte, daß ein Poet wichtigere Dinge zu thun habe, als auf dergleichen Kleinigkeiten Achtung zu geben, und bey den Mohren heyrathete

man

man die Frau nicht zur Haushaltung. Man hatte dabey diesen Vortheil, daß man sich nicht so oft als heut zu Tage in der Wahl einer guten Haushälterin betrog. Die Freygebigkeit des Almansor: seine Nachläßigkeit in der Haushaltung, und vielleicht auch hauptsächlich, wenn man die Zeiten der Araber nach den unsrigen beurtheilen darf, der große Aufwand auf den Putz seiner Zoroide war Ursache, daß sein kleines Vermögen mehr ab- als zunahm. Ja er behielt zuletzt nichts mehr übrig als ein mäßiges Haus, und einen kleinen Ueberrest von Gelde. Doch ein ungefährer Zufall brachte ihn um das eine, und seine eigne Narrheit um das andre.

Es kam in einer Nacht in dem Hause des Almansor unvermuthet Feuer aus. Den Tag vor dieser unglücklichen Nacht hatte unser Dichter ein sehr weitläuftiges und, nach seinem Urtheil, auch sehr schönes Lobgedicht auf einen berühmten mohrischen Helden zu Ende gebracht. Dieses kostbare Manuscript lag in dem Zimmer des Almansor. In einem andern Zimmer, das von diesem etwas entfernt war, lag das noch übrige Geld, das Almansor behalten hatte. Beyde Zimmer waren schon von der Flamme ergriffen worden. Unser Poet hätte sein Geld zwar eben so gerne als sein Gedicht gerettet. Allein es war nur noch so viel Zeit übrig, daß er eins allein den wütenden Flammen entreissen konnte. Er mußte entweder sein Geld oder sein Manuscript einbüßen. Er entschloß sich zu dem Erstern und errettete das Letztere nicht ohne

Gefahr selbst zu verbrennen. Das Vergnügen also sein Gedicht unversehrt erhalten zu haben, mußte ihm, so gut es möglich war, den Verlust seines Hauses und seines Vermögens ersetzen. Almansor befand sich nunmehr unerachtet der Hülfe, mit der ihm der mitleidige Jaduck beysprang, in den elendesten Umständen. Seine Poesie trug ihm kaum so viel ein, als er Federn und Pappier dabey verderbte. Man lobte bey den Arabern die guten Poeten, und ließ sie Hunger sterben.

Noch ein einziges Mittel war übrig, dadurch ihm die Poesie einige kleine Einkünfte verschaffen konnte. Er mußte sich ihrer bedienen, um reiche Thoren zu loben, welche ihm seine Unwahrheiten theuer genug bezahlten. Es ist wahr, eine Zeitlang befand er sich dabey äußerlich ganz wohl. Er mußte aber dafür innerlich den Verdruß empfinden, Narren zu loben, und seinen Unterhalt ihrer Gütigkeit zu danken zu haben. Der einzige Trost, der ihm noch bey diesem Unglück übrig blieb, war der Ruhm, den er bereits besaß, und noch zu erlangen hoffte. Ein einziger Blick, den er auf die künftigen Jahrhunderte und auf die Verehrung warf, die ihm die Nachwelt in denenselben erweisen würde, machte ihn in den schlechtesten Umständen so vergnügt, daß er nicht mit dem Könige von Granada würde getauscht haben. Man weiß nicht, ob Zoroide bey dem Unglück ihres Mannes sich gleichfalls durch den künftigen Ruhm desselben, und den Antheil, den sie daran haben würde, oder auf andre Art getröstet habe. Sie starb

bald

bald darauf nach dem unglücklichen Zufall, welcher das ganze Vermögen ihres Mannes geraubt hatte. Ihr Tod war die letzte Gewogenheit, mit der das Glück dem **Almansor** schmeichelte. Denn nunmehr sah sich unser Poet von einem Verdrusse nach dem andern angegriffen.

Er machte kurz nach dem Tode der **Zoroide**, seine andre Sammlung von Gedichten bekannt. Der arme Mann! Er glaubte, daß sie noch schöner wäre als die erste, und er mußte mit Verdruß hören, daß die **granadischen** Kunstrichter das Gegentheil glaubten. Man that dem **Almansor** wirklich Unrecht. Seine letzten Gedichte waren eben so schön als die ersten. Allein theils der Neid über seinen Ruhm, theils die Dumheit der **Granadenser** war an diesem schlechten Urtheil Ursache. **Almansor** hatte gleich in seiner ersten Sammlung Meisterstücke geliefert. Es war also nicht möglich, daß er die Stücke in der andern Sammlung noch vollkommener machen konnte. Unterdessen verlangte doch der wunderliche Geschmack des Volks diese Unmöglichkeit, und tadelte diese Gedichte, weil es nicht möglich war, sie schöner zu machen, als die ersten waren. Man kann leicht denken, wie schmerzlich dem ehrgeizigen **Almansor** der Vorwurf fiel, daß er besser gethan haben würde, wenn er zu singen aufgehört hätte. Der Beyfall, den seine Sammlung bey einigen wenigen Kennern erhalten hatte, machte ihn noch standhaft genug, den Tadel eines ganzen Heers kleiner Kunstrichter zu ertragen, die eben durch die-

sen Tadel, wider ihren Willen bewiesen, daß die Gedichte des Almansors gut wären. Dieser Beyfall trug aber nichts zur Unterhaltung unsers Dichters bey. In diesem Stücke wurde es von Tag zu Tag schlechter mit ihm. Der Stolz des Almansors wachte in seinen armseligsten Umständen am stärksten wieder auf. Er konnte es nicht mehr ausstehen, reiche Narren zu loben, die dieses Lob so stolz aufnahmen, als wenn es ihnen gehörte. Er gab alle die Einkünfte, die er bey ihnen zu genüßen hatte, auf, und verschwohr es, jemals wieder einen Thoren zu loben. Wiewohl man zweifelt, daß dieser Schwuhr sey gehalten worden, weil es ein Poet war, der ihn that.

Almansor versuchte einen andern Weg, sein verfallnes Glück wieder herzustellen. Er begab sich nach dem Pallast des Aly Hassem, diesen Favoriten zu ersuchen, ihm ein jährliches Gehalt bey dem Könige von Granada auszuwirken. Er schmeichelte sich gewiß, daß seine Verdienste ihm diese kleine Gnade erlangen würden, und er vergaß dabey, daß man bey Hofe eine sehr schlechte Figur mache, wenn man weiter nichts als Verdienste aufzuweisen hat! Unser Poet glaubte, daß man ihn in dem Pallaste des Aly Hassem, sogleich mit der größten Ehrfurcht zu diesem Favoriten führen würde, so bald er würde gesagt haben, daß er der große Almansor wäre. Er sagte einem der vornehmsten Bedienten des Favoriten seinen Namen und bath ihn, ihm zur Audienz bey dem Minister behülflich zu seyn. Allein wie sehr wurde

sein

n Ehrgeiz gedemüthiget, da er die unhöfliche
ntwort erhielt, der Minister werde heute keine
eit übrig haben, jedem schlechten Menschen Au-
enz zu ertheilen. Die armselige Kleidung des
lmansors in welcher er eher dem allergeringsten
Rohr, als dem Fürsten der arabischen Dichter
leich sah, mochte den Bedienten ohnfehlbar zu die-
r Grobheit verleiten. Ueberdieß wußte er viel,
ß jemals ein Almansor in der Welt gewesen war,
der nicht, der seiner Nation Ehre gemacht hätte,
nd er war überhaupt gegen diese Ehre seiner Na-
ion gleichgültig. Einer seiner dabey stehenden
Cameraden, hörte den Namen Almansor. Er
war dem arabischen Dichter sehr viel Verbind-
lichkeit schuldig, weil er aus den Werken desselben
sehr viel schöne Verse gestohlen, sie seiner Geliebten
gebracht, und sie für die seinigen ausgegeben hatte.
Er glaubte, sich jetzund von dieser Verbindlichkeit
zu befreyen, wenn er sich seiner annähme. Er ver-
wieß also seinem Freunde seine Unhöflichkeit gegen
einen so großen Mann, und führte den Alman-
sor hin zu dem Favoriten, bey dem er ihm sehr
leicht eine Audienz verschafte.

Aly Hassem strebte zwar nach dem Tode der
Zoroide eben nicht mehr sehr nach der Ehre, ein
guter Freund des berühmten Almansor zu seyn.
Er war aber auch ein allzu guter Hofmann, als
daß er ihn kaltsinnig hätte empfangen sollen. Er
überhäufte ihn mit einer ganzen Menge von Lobes-
erhebungen, er erinnerte sich so gar der Verse, die
er ehedessen auf den Almansor gemacht hatte, und

er bath, ihm nur zu sagen, womit er einem Manne dienen könnte, der die Ehre von der ganzen arabischen Nation wäre. Almansor überreichte ihm ein Gedicht, in welchem er seine Noth auf das beweglichste abgeschildert hatte. Der Favorit laß es unter häufigen Merkmalen seines Beyfalls durch. Er versicherte den Verfasser, daß er noch nie so was Schönes gelesen hätte. Der König sollte das vortrefliche Gedicht zu lesen bekommen, und dieser Prinz würde einen so großen Dichter niemals Mangel leiden lassen. Almansor gieng im Triumph fort. Er fand sich ein ganzes Jahr täglich bey Hof ein, um zu erwarten, was sein Gedicht bey dem Monarchen für Wirkung haben würde, und er wartete vergeblich. Man schickte ihn den einen Tag fort, und bestellte ihn den künftigen wieder, mit dem Versprechen, ihn sodann gewiß zu belohnen. Endlich war noch der Favorit so mitleidig und ließ ihm durch die dritte Hand wissen, daß es den König und den Aly Hassem auf das empfindlichste schmerze, einem so wohlverdienten Mann nicht helfen zu können. Allein die königlichen Schatzkammern wären auf das äußerste erschöpft. Bey der ersten Gelegenheit wollte man den Almansor desto reichlicher belohnen.

Diese schönen Versprechungen waren das einzige was die Krone von allen Dichtern erhielt. Sein Ehrgeiz würde sich vielleicht noch mit denenselben haben besänftigen lassen, wenn nicht sein hungriger Magen Ursache gewesen wäre, daß er sich sehr traurig der fernern Gnade des Ministers

empfahl.

empfahl. Es war ein Unglück für Almanſor, daß er ſeine Bitte nicht noch bey dem Leben der Zoroide verſucht hatte. Sie würde gewiß einen glücklichern Erfolg gehabt haben. Ein ſchlechter Menſch zu Granada der weiter keine Verdienſte beſaß, als daß er Vögel ſehr geſchickt abrichtete, und eine ſchöne Frau hatte, war klüger. Er hatte gleich nach dem Almanſor Audienz bey dem Favoriten. Er ſchenkte ihm einen von ſeinen künſtlichen Vögeln. Dieſes Geſchenk und vielleicht die Bekanntſchaft des Miniſters mit der Frau des Arabers, wirkten dieſem letztern einen königlichen Befehl aus, in welchem ihm wegen ſeiner dem Staat treugeleiſteten Dienſte ein anſehnliches Landgut verehret wurde. An eben dem Tage erhielt ein ſehr geſchickter Seiltänzer, der dem Könige und ſeiner Maitreſſe zu gefallen das Glück hatte, von der eignen Hand dieſes Monarchen, eins, der wichtigſten Aemter und eine Anweiſung auf einen ſehr anſehnlichen jährlichen Gehalt. Beyde Begebenheiten erfuhr der verlaſſne Almanſor an eben dem Tage da er ſich von einem falſchen Miniſter betrügen laſſen mußte. Ein Seiltänzer und ein Hühnerey triumphirten alſo über die Vorzüge eines Mannes, dergleichen in ganzen Jahrhunderten die Natur kaum drey bis viermal hervorbringt.

Almanſor wollte den Zorn und den Schmerz, der ihn quälte, gern in dem Schooß eines Freundes der ihn beklagte, ausſchütten. Er begab ſich zu einem Arzte, der ihm von ſeinen Bekannten noch übrig geblieben war. Er beklagte ſich gegen ihn

über

über die Ungerechtigkeit, die man einem Manne erwieß, der sein ganzes Leben angewendet hätte, sein Vaterland zu vergnügen, und ihm zu nützen. Allein, welcher leidige Trost, den er von dem Arzt erhielt! Dieser versicherte ihn, er dürfte sich diese Ungerechtigkeit gar nicht befremden lassen, da selbst die wohlverdientesten Aerzte keine bessere Belohnung zu erwarten hätten. Almansor nannte vergeblich eine Menge von guten Dichtern, sich selbst mit eingeschlossen, welche ihr undankbares Volk hätte verderben lassen. Der Arzt nannte ihm dagegen eine ganze Reyhe Aerzte, welche Tropfen, neue Pulver, neue Kräuter erfunden hätten, ohne daß man sie für die Ehre belohnt habe, deren die Nation durch sie theilhaftig geworden wäre. Almansor verließ endlich seinen Aesculap voller Zorn, daß er sich unterstand, sich und seine Mitbrüder mit Dichtern in Vergleichung zu stellen. Er gieng im Rückwege bey der Wohnung eines arabischen Philosophen vorbey. Er mengte sich unter eine Menge von Zuhörern, welche gleich hingiengen sich in der tiefen Weisheit ihres Lehrmeisters unterweisen zu lassen. Almansor glaubte bey dieser Gelegenheit etwan einige Regeln anzuhören, wie man sein Unglück mit Gelassenheit ertragen könnte. Allein er betrog sich gewaltig. Der Philosoph handelte die Vortreflichkeit seiner Wissenschaft ab. Er zeigte, wie weit sie über alle andre Wissenschaften und Künste erhaben wäre. Er gieng die verschiedenen Wissenschaften in Vergleichung mit der Philosophie durch, und hörte endlich bey der Poesie auf,

die

die nach seiner Logik die schlechteste und elendeste Erfindung des menschlichen Verstandes war. Kein Tadel war übrig, den nicht die Poesie verdient hatte. Sie war eine Verderberin der Sitten, eine Lehrmeisterin des Lasters, das sicherste Mittel sich lächerlich zu machen. Ein Poet war ein stumpfer Kopf, und die größten arabischen Dichter hatten das Unglück, durch das Urtheil dieses weisen Mannes aus dem mahometanischen Paradiese, und der Gesellschaft der liebenswürdigen Houris verbannt, und dem schwarzen Engel des Todes übergeben zu werden.

Almansor war nicht mehr Meister von seinem Zorn. Er verließ diese weise und tiefsinnige Versammlung unter den heftigsten Schelworten. Kann man sich auch wohl empfindlichere Streiche für einen Mann, wie Almansor war, einbilden, der die Dichtkunst als Etwas ansah, das den Menschen über die menschliche Natur empor hob, und der selbst auf seinen großen Propheten deswegen nicht wohl zu sprechen war, weil er statt der gebratenen Tauben und der schönen Houris nicht die Gabe, gute Verse zu machen, zur höchsten Glückseligkeit in seinem Paradiese bestimmt hatte? Dieser Ehrgeizige, der da glaubte, daß man, so oft man einen guten Dichter nenne, den Hut darzu abnehmen müsse, mußte einen verwegenen Arzt, der seine gelehrten Todtschläger den Wundern der spätesten Jahrhunderte vorzog, und einen aufgeblasenen Philosophen anhören, der diese Wunder

der Welt, dieſe göttlichen Dichter, mit dem ſchimpflichſten Beynamen belegte?

Auf einen ſo verdrüßlichen Tag wollte **Almanſor** einen deſto angenehmern Abend genüßen. Er wußte, daß alle Abende eine Geſellſchaft der witzigſten Köpfe in **Granada** in einem öffentlichen Hauſe zuſammen kämen. Er beſchloß, ſich dahin zu begeben, und daſelbſt das Vergnügen zu empfinden, beſſere Urtheile von ſolchen Kennern des guten Geſchmacks, als von einem lächerlichen Arzte und unvernünftigen Philoſophen zu vernehmen. Er hatte die nöthige Vorſicht ſich zu verkleiden; denn dieſe Herrn wollten wenigſtens alle Poeten ſeyn, wenn ſie es auch nicht wirklich waren, und ſie kannten den berühmten **Almanſor** allzu gut, als daß er in ſeiner gewöhnlichen Kleidung ihrer Aufmerkſamkeit hätte entwiſchen ſollen. Er fand bereits bey ſeinem Eintritt dieſe großen Geiſter von **Granada** beyſammen verſammlet, und begab ſich in einen Winkel, wo er ihre Unterredungen ungeſtöhrt anhören konnte. Nachdem ſie einander einige Proben ihres eigenen Witzes mitgetheilt, und denſelben bewundert hatten, lenkten ſie ihr Geſpräch auf die vornehmſten **arabiſchen Dichter. Almanſor**, der große **Almanſor** war der erſte, deſſen Namen ſie mit einer beſondern Ehrerbiethung ausſprachen. Kein Lobſpruch war ſo ſchön, den man ihm nicht beylegte. Er war die Sonne unter den Dichtern. Er verdiente die Bewunderung der ſpäteſten Nachkommen. Man

ſtritt

ſtritt recht mit einander, wer die ſchönſten Stellen aus ſeinen unvergänglichen Schriften herſagen könnte. Kann man ſich wohl die Entzückung des Almanſors, ſich von einer ſo anſehnlichen Geſellſchaft einmüthig gelobt zu ſehen, greß genug einbilden? Er vergaß ſein ganzes Unglück und alle die verdrüßlichen Zufälle, die ihm ſeit zween Tagen wiederfahren waren. Er hob ſeinen Kopf, wie ein ſtolzer Hahn, der ſeinen Nebenbuhler überwunden hat, hoch in die Höhe. Seine Augen funkelten, und ſeine Lippen waren ſchon mehr als einmal halb eröffnet, zu verrathen, daß dieſe Sonne der granadiſchen Dichter ſo nahe wäre. Die Miene würde den Almanſor ſogleich entdeckt haben, wenn man genauer auf ihn Achtung gegeben hätte. Allein man vergaß dieſe Aufmerkſamkeit, ich weiß nicht, ob zum Glück oder Unglück unſers Dichters. Endlich war man müde geworden, den Almanſor zu loben, und man gieng nunmehr fort zu der Bewunderung des luſtigen Safy und des fließenden Benhaly. Man verſchwendete gegen beyde faſt eben ſo ausſchweifend die Lobeserhebungen, als zuvor gegen den Almanſor. Ja man zog ihn gewiſſermaßen dem Safy noch vor, weil dieſer weit muntrer und feuriger als jener wäre, und die flieſſenden Reime des Benhaly hielt man für reiner und wohllautender als die Verſe des Almanſors. Zum Beſchluß ſtimmte man etliche ſchmutzige Stücke des Safy mit eben ſo großem Vergnügen an, als man zuvor einige der erhabenſten Stellen des Almanſors anführte.

Dieſer

Dieſer unglückliche Araber, dem ſein feindliches Verhängniß nur einen freundlichen Blick zu geben ſchien, um ihm einen deſto empfindlichern Streich zu verſetzen, war für Schmerz ganz außer ſich, da er ſeine zween ärgſten Feinde den ſchmutzigen Safy und den wäsrichten Benhaly gleich nach ſich loben hören mußte. Safy war ein poſſenhafter Dichter, der mit einem kleinen Antheil von natürlicher Fähigkeit, das aber weder durch Fleiß noch Kritick gebauet worden war, eine beſondre Fertigkeit, ſchmutzig zu ſchreiben verbunden hatte. Eben durch die ſo groben Zweydeutigkeiten, die er mit einigen Reitzen der Dichtkunſt ausſchmückte, hatte er ſich den Beyfall des niedrigen und vornehmen Pöbels zu Granada erworben. Benhaly war der elendeſte Reimer zu Granada, dem die Natur nicht die geringſte Fähigkeit zum Dichter verliehen hatte. Alle Annehmlichkeiten ſeiner Dichtkunſt beſtanden in einer reingereimten magern Proſe. Almanſor haßte beyde, den erſtern, weil er ihn als einen Verderber der Sitten, den andern, weil er ihn als einen Verderber der Dichtkunſt anſah, der durch ſeinen entbehrlichen Unterricht, jährlich eine unzählige Menge elender Reimer zu Granada mehr machte. Almanſor ſchlich ganz beſchämt über die Ehre fort, mit zween Narren, die er auf das äußerſte verachtete, in eine Claſſe geſetzt zu werden.

Er wurde nunmehr müde, die Beleidigungen, die ſeine Nation, ſeinem Ehrgeitze, und der Hochachtung

achtung, die er von ihr forderte, täglich zufügte, gelaſſen zu ertragen. Er züchtigte den übeln Geſchmack der **Granadenſer** und ihre Nachläßigkeit, wohlverdiente Männer, unter welchen er gute Dichter verſtand, zu belohnen, durch die ſchärfſten Satyren. Ja ſelbſt der König von **Granada** blieb eben ſo wenig als ſein Favorit von ſeiner Geiſel verſchont. Er gewann nichts weiter damit, als daß man ihn nunmehr auch haßte und verfolgte, da man ſich zuvor nur bloß um ihn nicht bekümmert hatte. Ja, weil er öffentlich an dem **Granadiſchen** Hofe Laſter tadelte, die man als Tugenden von ihm gelobt wiſſen wollte, ſo ließ man ihm noch als eine beſondre Gnade den Befehl ankündigen, ſich in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden aus dem Reiche zu begeben. **Almanſor** hielt ſein Vaterland ohnedieß für unwürdig, länger einen Mann von ſeiner Größe zu beſitzen. Er nahm alſo dieſen Befehl mit einer ziemlichen Gleichgültigkeit an, und hoffte bey den Ausländern viel ſicherer einen Ruhm zu genüßen, den ihm das undankbare **Granada** nehmen wollte. Denn ſein Stolz erlaubte ihm nicht zu zweifeln, daß er in denen äußerſten Theilen der Welt, weniger berühmt, als in ſeiner Vaterſtadt wäre.

Dieſe Zierde der ganzen **arabiſchen** Nation, dieſes Wunder der Welt, dieſer göttliche Dichter, **Almanſor** ſchlich ſich ganz heimlich, in der Geſellſchaft des einzigen **Zaducks**, der ihn einige Meilen begleitete, aus derjenigen Stadt fort, in

wel-

welcher er so oft die herrlichsten Lorbeern für seinen Ehrgeiz eingesammlet hatte. Man hatte ihm geschmeichelt, daß sein Name in dem christlichen Königreiche **Leon** besonders berühmt wäre. Er beschloß daher, es mit seinem Aufenthalt zu beehren, und damit er daselbst desto unpartheyischere Urtheile von sich hören möchte, so veränderte er seinen Namen. In **Leon** herrschte damals, ungeachtet der christlichen Religion, in Vergleichung mit den **Arabern**, eine allgemeine Finsterniß in den Wissenschaften, welche noch durch den Stolz, daß die **Leonner** Christen waren, vermehrt wurde. **Almansor** fand bey seiner Ankunft die Sache in einem weit andern Zustande als er geglaubt hatte. Er wurde in ganz **Leon** eine allgemeine Verachtung gegen die **Araber** und die Wissenschaften gewahr, die unter ihnen üblich waren, und er vernahm keine partheyischen Urtheile über den **Almansor**, denn er hörte gar keine von ihm.

Ein ungefährer Zufall verschafte ihm die Bekanntschaft eines fetten Mönches, welcher in seinem Kloster der gelehrteste war, weil er lateinisch lesen konnte. Mit diesem hatte er sehr oft einen gelehrten Streit, wegen der Vorzüge der **Araber** in den Wissenschaften. Einmal kamen sie auf die **Arabische** Poesie zu reden. Der Mönch behauptete, daß sie nichts taugte. Sie hätten zwar einen gewissen **Almansor**, den seine Nation sehr rühmte, allein seine Gedichte wären fast lauter Schwulst. Seine größten Vorzüge wären einige

hoch-

hochtrabende und glänzende Redensarten, die ihn zum Dichter machten. Er prieß dem Haggbi, dieß war der Name den sich Almansor gegeben hatte, die lateinischen Knittelverse des Bruder Hilarius auf den christlichen Helden Pelagius an, wenn er sich ein Meisterstücke in der Dichtkunst bekannt machen wollte. Haggbi schäumte vor Zorn, da er nunmehr einen gewissen Begriff von dem Ruhm erhielt, den Almansor unter den Christen besaß. Er verließ den Mönch ohne ihn einer Antwort zu würdigen, und gieng noch denselbigen Tag aus Leon fort.

Sein Unglück, welches noch nicht müde war ihn zu verfolgen, führte ihn zu einer arabischen Colonie in einem Winkel von Spanien, welche ohne Ordnung und Künste sich bloß vom Raube und vom Ackerbau ernährte. Unter diesem wilden Volke erreichte Almansor die höchste Stufe seines Elendes. Das wenige Geld, so ihm Zulduck gegeben hatte, war verzehrt, und er wußte keine Gelegenheit, mehr zu bekommen. Es war vergeblich, daß er diesen Barbaren sagte, er wäre der berühmte arabische Dichter Almansor. Diese Unmenschen wußten viel was ein Dichter wäre, und ob ein Almansor in der Welt sey. So groß war der Ruhm unsers Dichters, daß er noch nicht einige Meilen über Granada hinaus gedrungen war. Almansor wollte Verse schreiben, aber so schön sie waren, so verdiente er sich doch nicht einmal ein Stücke Brodt mit denenselben,

seinen Hunger zu befriedigen. Hundert der größten Dichter würde man hier gegen einen einzigen gesunden und starken Viehhirten vertauscht haben.

Wenn Almansor vor den Hunger sicher seyn wollte, so mußte er einem ungesitteten Landmann seinen Acker bestellen helfen und die Viehzucht desselben besorgen. Arm, verachtet, unbekannt brachte er eine ganze Reihe von Jahren in diesem armseligen Zustande, unter der Gesellschaft seiner Schmerzen und einer Heerde Ochsen zu, die er zu hüten hatte. Sein Alter und seine Betrübniß stürzten ihn endlich in eine gefährliche Krankheit. Die Araber hatten eben nicht Gelegenheit gehabt von denen benachbarten Christen die Barmherzigkeit zu erlernen. Sie stießen daher den kranken Almansor von sich, und er würde umgekommen seyn, wenn nicht einige durchreisende arragonische Kaufleute sich über ihn erbarmet, und ihn in eine Art eines Spitals an denen arragonischen Gränzen gebracht hätten. Die Sonne, der Fürst unter den Dichtern lag hier eine ziemliche Zeit schwach und krank in ein Bund Stroh eingewickelt. Die Vorsorge, die man für ihn trug, oder welches wahrscheinlicher ist, der Mangel an Aerzten, an diesem kleinen Orte, wo Almansor krank lag, waren Ursache, daß er endlich seine vorige Gesundheit wieder erhielt.

Er kehrte nach einigen Jahren, da seine Verbannung vergessen war, und der meiste Theil sei-

nes

ner Feinde gestorben waren, mit einem weit geringern Antheil von Ehrgeiz, als da er ausreißte, wieder in sein Vaterland zurück. Hier fand er eine neue Veränderung. Der Geschmack in der Poesie hatte sich geändert. **Almansor** war ganz und gar vergessen. Man führte ihn nur noch an, wenn man ihn tadeln wollte. Man befliß sich nicht mehr wie zu seiner Zeit, edel und richtig zu denken, und die Gedanken gut auszudrücken. Man wollte alles schön, witzig und sinnreich sagen, und man verfiel darüber in das Wortspiel, in das Matte, das Abgeschmackte. **Almansor** ertrug diesen neuen Schimpf mit Gelassenheit. Von seinem vieljährigen Elende hatte er den Nutzen gehabt, daß er einsehen lernte, was er für ein Thor gewesen war. Seine Begierde zur Unsterblichkeit war mit seinem eingebildeten Ruhme zugleich abgestorben. Ein Dichter hatte nunmehr bey ihm weiter keine besondern Eigenschaften für allen andern Menschen, als daß er lächerlicher als sie war.

Er lebte noch einige Jahre bey seinem Bruder **Zaduck**, und bereuete die Thorheit ein Poet zu werden, und die Zeit, die er verderbt hatte, ohne sie zu genüßen. Er bewunderte nunmehr die Glückseligkeit seines Bruders, dessen Leben ein beständiger Zusammenhang von Vergnügungen gewesen war, und der durch seine Tugenden der Welt genützt, und sich die Liebe seiner Freunde erworben hatte, da man hingegen das Leben des **Almansors** einen Zusammenhang von Arbeit, Elend,

Haß, Verfolgung und allem möglichen Unglück nennen mußte. Er verbrannte noch vor seinem Tode, alle seine Schriften, die er bekommen konnte, und bath den **Mahometh**, auch seinen ärgsten Feind nicht durch den thörichten Trieb ein Poet zu werden und unsterblich seyn zu wollen, zu bestrafen. Lange nach seinem Tode erhielt der gute Geschmack bey den **Arabern** seine alten Rechte wieder. Man ließ also auch noch einmal den Schriften des **Almansors** Gerechtigkeit wiederfahren. Man setzte diesem großen Dichter, den man bey seinem Leben fast hatte verhungern lassen, nach seinem Tode güldne Ehrensäulen, die er nicht mehr verlangte, weil sie ihm nichts mehr nutzen konnten.

Die unglücklichen Ehegatten.

Die ſtärkſten Prüfungen der Tugend ſind diejenigen, wenn ſie mitten in ihrem Leiden noch der Welt ſtrafbar zu ſeyn ſcheinen. Alsdann wenn ſie noch ihren letzten Troſt, das Mitleiden ihrer Nebenmenſchen bey ihrem Unglücke verliert, wenn ſie ſich ſelbſt wegen gewiſſer Verbrechen, die ſie wider ihren Willen begieng, anklagen muß, alsdann hat ſie den höchſten Grad ihrer Kräfte nöthig nicht überwunden zu werden. Doch ein wirklich fühlendes Herz, wird einer unſchuldigen und doch dabey ſtrafbar ſcheinenden Tugend jederzeit einen höhern Grad des Mitleids ſchenken, als er einer bloß unglücklichen allein geſchenkt haben würde. Ich verſpreche mir dieſes von dem meiſten Theil meiner Leſer für **Ariſten** und **Philinten** die unglücklichſten Ehegatten, welche jemals Liebe und Tugend mit einander vereiniget haben.

Philinte war die Tochter eines begüterten Edelmanns, des **Ergaſts**, welcher geglaubt haben würde, ſeinen alten Adel zu erniedrigen, wenn ihm nicht alle Vorurtheile des Adels eigen geweſen wären. Stolz auf ſeine Ahnen, und unver-

söhnlich bey einer empfangenen Beleidigung war er zugleich der zärtlichste Vater gegen seine Tochter. Der Tod beraubte **Philinten** frühzeitig einer Mutter, welcher alle schlimmen Eigenschaften ihres Gemahls mangelten, und die zu den wenigen Tugenden desselben noch eine Menge andrer hinzufügte. **Philinte** fieng frühzeitig an, dasjenige zu seyn, was ihre Mutter gewesen war. Die täglichen Schmeicheleyen des jungen Adels lehrten sie sehr bald, daß sie schön sey, ohne daß sie sich vorher, wie die Geschichte sagt, die Mühe gegeben hatte, es in ihrem Spiegel zu bemerken, und der tägliche Segen der Unterthanen lehrten sie ihr tugendhaftes und menschenfreundliches Herz. Sie verachtete die lächerlichen Lobeserhebungen des Erstern, und würde auf den Beyfall der Andern allein stolz gewesen seyn, wenn sie den Stolz gekannt hätte. Eine Bedienung rief ihren Vater sehr oft nach Hofe. Er kannte die Gefährlichkeiten, welchen die Tugend seiner Tochter daselbst ausgesetzt seyn würde, und ihre wenige Neigung zu einem Leben, in welchem man bey nahe nicht tugendhaft seyn kann, ohne lächerlich zu werden. Er vertraute sie daher der **Calliste**, der Schwester ihrer Mutter an. Wie viele Vergnügungen versprach sie sich in der Gesellschaft einer Anverwandtin, welche ihr den Verlust ihrer Mutter zum Theil ersetzen konnte! Sie fand dieses Vergnügen, aber wie theuer erkaufte sie dasselbe! **Arist**, der jüngste Sohn seines Hauses, war ein naher Nachbar der **Calliste**. Seine Verdienste waren seine einzigen

Reich-

Reichthümer, und diese hatten ihm kein gröſseres Glück weiter erwerben können, als die Freundschaft einer redlichen Frau, der Ruhme der **Philinte**. Er war der tägliche Gesellschafter der **Calliste**. Er sah also nothwendig **Philinten**, und sein Herz empfand, daß ihre Liebe zu seiner Glückseligkeit unentbehrlich wäre.

Es ist in der Liebe wie in der Freundschaft. Es giebt Herzen, welche bey ihrem ersten Anblick empfinden, daß sie für einander geschaffen sind. Die Herzen des **Aristo** und der **Philinte** gehörten unter die Anzahl derselben. Nachdem die Liebe alle diejenigen Wege gegangen war, die sie bey einer sittsamen Tugend zu wählen gewohnt ist, so wusten sie, daß sie einander liebten. Der Mund des **Aristo** sagte mit der gröſsten Zärtlichkeit dasjenige, was ihm das Auge der furchtsamen **Philinte** eben so zärtlich antwortete. Sie waren nicht zur Verstellung auferzogen worden, und ihre Liebe hatte auch keiner Verstellung nöthig. **Calliste** erfuhr also sehr bald das Geheimniß ihrer Herzen. Sie billigte ihre Liebe, ob sie ihnen auch schon zugleich alle die Hindernisse sehen ließ, die sich ihren Wünschen entgegen setzten.

Der Stolz des **Ergasts** mußte nothwendig weitere Absichten haben, als seine Tochter einem armen Edelmanne zu geben. Es kam noch eine andre Ursache hinzu, welche ihre Verbindung schwehr machte. **Damis**, der Vater des **Aristo** und **Ergast** unterhielten eine heimliche Eifersucht gegen einander. Beyde lebten am Hof,

beyde hatten einerley Absichten, und konnten also unmöglich eine aufrichtige Freundschaft gegen einander empfinden. Der Ehrgeitz des erstern litte eben so wenig einige Gränzen, als der natürliche Stolz des andern. Religion, wahre Ehre, Gerechtigkeit, und seine und der Seinigen Glückseligkeit opferte **Damis** auf den ersten Wink auf, einem höhern Grad der Ehre und folglich auch der Sorge, der Furcht, und nicht selten der Verachtung zu erkaufen. Seine ehrgeitzigen Absichten hatten den Stolz des **Ergasts** schon mehr als einmal beleidiget. **Calliste** übernahm den Versuch diese Hindernisse zu heben, und sie war glücklicher als sie geglaubt hatte.

Ariste begab sich nach Hofe mit dem **Ergast** genauer bekannt zu werden. Er brachte die stärksten Empfehlungen von **Calliste**n mit. Es gelang ihm, sich durch die tiefste Ehrerbiethung, sowohl gegen die Tugenden als die Fehler des **Ergasts**, bey ihm einzuschmeicheln. Die große Nachsicht gegen die letztern mußte seinem redlichen Herzen nothwendig sehr schwehr werden. Allein worzu ist nicht ein zärtlicher Liebhaber fähig! Sein Glück war ihm noch günstiger. Es verschafte ihm Gelegenheit, dem **Ergast** Gefälligkeiten zu erzeigen. Dieser war nicht weiter undankbar als nur gegen geringere Personen, bey denen er alle geleistete Dienste, als Pflichten, die man ihm schuldig wäre, ansah. Er belohnte daher die Dienstleistungen des **Arists** mit seiner Wohlgewogenheit. Kurz, dieser eifrige Liebhaber sah sich endlich einer Glückseligkeit nahe, nach welcher er

lange

lange genug geſeufzet hatte. Seine Verdienſte, welche dem **Ergaſt** mit dem Stolz, einen ſo würdigen Sohn zu beſitzen ſchmeichelten, die Sorgfalt, mit welcher **Calliſte** ſeine Bitten unterſtützte, der alte Adel ſeiner Familie, der wenige Geitz des **Ergaſts**, ſeine Liebe zu ſeiner Tochter, alles vereinigte ſich, **Ariſten** zu den glücklichſten Menſchen von der Welt zu machen. Er erhielt die Erlaubniß **Philinten** zu lieben. Mit welcher Entzückung flog er zu ihren Füſſen zurück!

Er durfte nicht an der Einwilligung ſeines Vaters zweifeln. Die Reichthümer der **Philinte** waren ein allzunöthiges Hülfsmittel für den Ehrgeitz deſſelben, als daß er ſich dieſe Reichthümer hätte ſollen entgehen laſſen. **Damis** ſchien wegen des Glücks ſeines Sohnes gegen die Familie des **Ergaſts**, zu eben der Zeit, die lebhafteſte Freude und Dankbarkeit zu empfinden, da er auf neue Mittel ſann, ſie zu verderben. Der Tag, welcher die zwey tugendhafteſten Herzen, welche jemals geliebt hatten, vereinigen ſollte, wurde angeſetzt. Man erwartete alle Tage **Damis** und **Ergaſten** auf den Gütern der **Calliſte**, wo die Vermählung vollzogen werden ſollte. Was für unausſprechliche Augenblicke für **Ariſten** und ſeine Geliebte verſchwanden in dieſem glücklichen Zeitraum! Nur ein Herz wie das ihrige wird ſie empfinden können. Aber ach! es waren auch faſt die einzigen heitern Stunden in ihrem ganzen Leben! Sie ſaßen an einem Abende bey **Calliſten**, und überzählten alle die Freuden, welche ſie von

der Zukunft hoffen konnten. Der Scherz, die Liebe und die Freundschaft hatten sich in dieser Stunde mit einander vereiniget, ihnen zu zeigen, wie glückselig der Mensch seyn kann, wenn er tugendhaft ist.

Sie umarmten eben einander und schwohren sich eine ewige Liebe, als **Ergast** herein trat. Sie waren den Augenblick in seinen Armen, und bathen um seinen Segen. Er küßte seine Tochter und stieß **Ariſten** mit einer Heftigkeit zurück, welche ihn für Schrecken unbeweglich machte. Das Schrecken seiner Geliebten war dem seinigen gleich. „Vergiß diesen Unwürdigen meine Tochter,„ sprach er zu **Philinten**. „Und sie, wandte er sich zu „dem **Ariſt**, danken es meiner Gerechtigkeit, daß „ich die Beleidigungen eines lasterhaften Vaters „nicht an seinem Sohn räche.„ Er zog **Philinten** halb mit Gewalt in ein andres Zimmmer, ohne das geringste Mitleiden gegen den **Ariſt** zu bezeigen. **Ariſt** hatte einige Minuten lang nicht Kräfte genug, sich von seiner Erstaunung zu erholen. **Calliſte** war die Zeugin seiner Verzweiflung. Er verlangte vergeblich vor **Ergaſten** gelassen zu werden, oder wenigstens sein Verbrechen zu wissen. Dieser Barbar empfand bey einem jeden seiner Seufzer eine neue Freude. **Calliſte** hinterbrachte ihm endlich die Ursache seines Unglücks. **Damis** und **Ergaſt** befanden sich itzo in dem Zimmer ihres Prinzen. Der Prinz lächelte gegen den **Damis** und **Ergaſten** gab er Merkmale der Kaltsinnigkeit. Seine Verzweiflung

lung erreichte ihren äuſſerſten Grad, als **Damis** einen Tittel erhielt, um welchen **Ergaſt** ehemals vergeblich gebethen hatte. Er zweifelte nicht mehr, daß Damis an ſeinem Verderben arbeitete. Ein heimlicher Freund entdeckte ihm Umſtände, welche ſeinen Verdacht beſtärkten. Er beſaß nicht ſo viel gelaſſene Gleichgültigkeit eines Hofmanns, als ſein Mitbuhler, und eben deswegen war er in der Ausführung ſeiner Abſichten auch jederzeit unglücklicher als dieſer. In der Hitze ſagte er dem Damis alles, was ihm ein beleidigter Stolz eingab, und er reiſſte voll Raſerey ab, die Verbindung des **Ariſts** und der **Philinte** aufzuheben.

In ſo gefährlichen Umſtänden befand ſich die liebe des Ariſts, als ihn **Ergaſt** zu ſich fordern ließ. Er erſchien vor ihm mit einem Geſicht, in welchem ſein Schmerz in ſeiner ganzen Größe abgebildet war. **Ergaſt** hielt ſeine Tochter bey der Hand. Niemals war ſie ſchöner, niemals war **Ariſt** zärtlicher geweſen, als jetzund, da er eine traurige Melancholie über ihr Geſicht ausgebreitet ſah. „Sie wiſſen vielleicht, ſprach **Ergaſt** zu „ihm, wie empfindlich ich von ihrem Vater beleidiget worden bin. Hoffen ſie meine Tochter „nicht weiter, als unter einer einzigen Bedingung. „Wenn ſie dieſelbe erfüllen, ſo ſind ſie noch heute „mein Sohn. Das allgemeine Gerücht, welches „ihren Vater vor einigen Jahren einer Verräthe„rey wider den Prinzen beſchuldigte, kann ihnen „nicht unbekannt ſeyn. Er beſaß Liſt genug, ſich „dem ohngeachtet in der Gnade des Fürſten zu erhal-

„halten, und den Argwohn deſſelben von ſich ab„zuwenden. Ohnfehlbar wiſſen ſie als ſein Sohn, „Beweiſe, wodurch er von dieſer Verrätherey über„führet werden kann. Entdecken ſie mir dieſelben, „mich an ihrem Vater zu rächen, oder verliehren „ſie meine Tochter auf ewig.„

Das Herz des Ariſts zitterte bey der Wahl, ſo man ihm vorlegte. Er wußte, daß ſein Vater nicht unſchuldig war. Er hatte ſo gar gewiſſe Papiere in Verwahrung, die den **Damis** würden unglücklich gemacht haben, wenn er ſie dem rachgierigen **Ergaſt** ausgeliefert hätte. Seine Liebe, ſo ſtark ſie auch war, konnte ſeine Pflicht nicht einen einzigen Augenblick zweifelhaft machen. Er warf einen Blick auf **Philinten**, und er fühlte die einzige Freude die er in dieſen traurigen Augenblicken zu fühlen fähig war, die Freude, daß ſie ſeine Wahl billigte. „**Philinte**, mein Herr, antwortete er dem **Ergaſt**, würde mich verachten, wenn ich die Bedingung erfüllte, geſetzt daß ich ſie erfüllen könnte, unter welcher ſie mir dieſelbe anbiethen.„ Er ſuchte vergeblich den **Ergaſt** durch ſeine Bitten zu erweichen. Dieſer Rachgierige riß ſeine Tochter, unter den heftigſten Drohungen gegen den **Damis** und den **Ariſt**, mit Gewalt aus den Armen ihres Liebhabers.

Ariſt war alſo ohne Hülfe unglücklich und er war es durch ſeinen Vater. Seine Tugend verboth ihm, ſich über denſelben zu beklagen. Er eilte, dem **Damis** ſeinen Verluſt zu entdecken. Dieſer ehrgeitzige Vater würde die Thränen ſeines Soh-

ohne Bewegung haben fließen ſehen, wenn ſei-
unerſättliche Begierde nach Ehre dieſelben ver-
ngt hätte. Allein jetzund ſchien er von ihnen ge-
hrt zu ſeyn und doch war er es bloß ſeinetwegen.
ie Verbindung ſeines Sohnes mit der **Philinte**
ar zu ſeinen Abſichten unentbehrlich. Er er-
rack, daß **Ergaſt** die Fallſtricke, die ihm gelegt
urden, ſo zeitig entdeckt hatte. Er begab ſich ſo-
eich ſelbſt auf die Güther der **Calliſte** zu ſeinem
einde. Eine von denjenigen Mienen, welche dem
ofmann jederzeit zu Gebothe ſtehen, eine Miene,
oll von der zärtlichſten Freundſchaft und der auf-
chtigſten Betrübniß, blickte aus ſeinem Geſicht
ervor. Er druckte den **Ergaſt** mit der lebhaf-
ſten Freude, daß er ihn ſo glücklich wiederſahe,
n eben die Bruſt, in welcher ein jetzund ohnmäch-
iger Ehrgeitz nach dem Unglück eben dieſes **Er-**
gaſts ſeufzte. Er ließ ſich bis zu Thränen und den
ieprigſten Schmeichelenen herab, ihn von den
Verleumdungen zu überführen, durch welche man
eine Freundſchaft verdächtig gemacht hätte. Was
onnte den ehrgeitzigſten Mann ſo weit erniedrigen?
Bloß die Hofnung ſeinem Feinde dieſe Erniedri-
gung durch die künftigen Martern, die er ihm berei-
ete, theuer genug zu verkaufen. Und was konnte
den **Ergaſt** überreden, ihm zu trauen? Bloß
der Stolz, daß man ſie ihm ſchuldig wäre, daß er
den **Damis** gezwungen habe, für ſeiner Rache
zu zittern, und daß er ſich von ſeinem Nebenbuh-
er bitten ſah, der ihm ehedeſſen getrotzt hatte.
Elende Leidenſchaften, daß doch der Menſch, euer

Herr,

Herr, der über euch herrſchen ſoll, jederzeit euer Sklave ſeyn muß!

Der Prinz überhäufte den **Ergaſt** auf Antrieb ſeines Nebenbuhlers mit noch gröſſern Ehrenbezeugungen als den **Damis**. Ihre Aussöhnung, das Unglück eines redlichen Freundes, der den **Ergaſt** für den **Damis** gewarnt hatte, und die Vermählungen des **Ariſts** und der **Philinte** waren die Folgen hiervon. Unſere Verliebten waren jeden Augenblick nichts weiter als ihre Liebe zu empfinden fähig. Jeden leeren Zwiſchenraum füllte das Lob des gütigen **Damis** aus, der ſelbſt ſeinen Ehrgeiz, wie ſie glaubten, ihrer Glückſeligkeit aufgeopfert hatte. Und doch hatten ſie dieſe Glückſeligkeit bloß einem der ſchrecklichſten Laſter des **Damis** zu danken. Mit wie viel Mitleiden muß nicht ein allſehendes Weſen, vor deſſen Auge die tiefſten Höhlen des menſchlichen Herzens Tag ſind, die Lobſprüche, welche öfters ſo falſch an dem gütigen, dem menſchenfreundlichen, kurz, dem tugendhaften Menſchen verſchwendet werden, anhören!

Die Entwürfe des laſterhaften **Damis** hatten nunmehr ihre Reife erlangt. Es war ihm gelungen, ſich durch die Verbindung des **Ariſts** und der **Philinte** der Reichthümer des **Ergaſts** zu bemächtigen. Er beraubte ihn nunmehr durch ſeine Verleumdungen auch ſeiner Ehrenſtellen. Das abſcheulichſte Laſter verbirgt ſich noch jederzeit gern unter der Maske einer oder der andern Tugend, ohnfehlbar, weil es ohne dieſelbe auch ſeinen eignen

Skla-

Sklaven unerträglich seyn würde. **Damis** verlangte bey allen seinen Ungerechtigkeiten noch den Ruf der Gerechtigkeit. Er war zufrieden, daß **Ergast** durch verschiedene heimliche Umwege genöthiget wurde, seine Würden an den Gemahl seiner Tochter abzutreten. **Arist** widersetzte sich vergeblich. Der öftere Befehl eines Prinzen, der Gehorsam verlangte, und die Drohungen seines Vaters zwangen ihn. Vielleicht tadelt demnoch der meiste Theil meiner Leser **Aristen**, daß er nicht lieber mit **Ergasten** unglücklich seyn wollte. Ich wünsche zur Ehre für ihre Tugend, daß wenn sie in dergleichen Umständen gewesen wären, sie sich nur bloß eben so lange als er, möchten widersetzt haben.

Ergast hatte dem **Damis** die Waffen abgelernt, mit welchen er seinen Feind bestreiten mußte, wenn er siegen wollte Er behielt bey seinem Unglück und bey den empfindlichsten Martern der Rachbegierde seine Gelassenheit. Er hatte den Vortheil davon, daß man ihn, da man seine innerlichen Zerrüttungen nicht sah, wegen einer Tugend lobte, die ihm mangelte. Die Liebe des **Arists** und der **Philinte** litten durch das Unglück des **Ergasts** die ersten Verfinsterungen. Sie verlohren auf einmal die Liebe ihrer Väter. **Damis** war der ihrigen nicht werth, und **Ergast** entzog ihnen, ohne daß sie es verdienten, die seinige. Seine verstellte Zärtlichkeit konnte sie ohnmöglich betrügen; Denn sie kannten sein Herz. **Arist** sah die täglichen Thränen der **Philinte**.

Die

Dieſer zärtliche Gemahl, dem eine einzige derſelben koſtbarer war, als ſeine ganze Glückſeligkeit, konnte ſie nicht lange flieſſen ſehen. Er klagte ſich ſelbſt als die Urſache derſelben an. Er legte, ungeachtet des Unglücks, das er vorher ſah, alle ſeine Würden nieder. Die Ungnade des Prinzen und der Haß ſeines Vaters waren die Belohnungen ſeiner Tugend. Man entzog ſo gar unter verſchiedenem ungerechten Vorwand, dem **Ergaſt** und der **Philinte** die Güter, die ihnen zugehörten, und man verbannte ſie alle drey auf ein armſeliges Landguth, das kaum zureichend war, ihnen einen mäßigen Unterhalt zu verſchaffen.

Ihre Liebe würde ſie auch hier glücklich gemacht haben, wenn ſie allein unglücklich geweſen wären. Jedoch **Ergaſt** war es mit ihnen und jedes von ſeinen Kindern gab ſich die Schuld, daß er es ſey. Der Vater der **Philinte** ſchien gegen ihre gemeinſchaftlichen Klagen über ſein Unglück nicht unempfindlich zu ſeyn, und doch war er es. Sein Herz blieb bey den ſtärkſten Merkmalen der kindlichen Liebe des **Ariſts** unverſöhnlich. Er wartete auf nichts als auf Gelegenheit ſich zu rächen. Er fand ſie.

Ein gemeinſchaftliches Unglück verurſacht oft unter Leuten von verſchiedenen Denkungsarten eine Vereinigung, welche ſonſt die Bande der nächſten Blutsfreundſchaft nicht zu ſtiften fähig iſt. **Ariſt** glaubte, daß ſein ganzes Vertrauen ein Gut ſey, auf welches der unglückliche Vater ſeiner Gemahlin das vollkommenſte Recht habe. Er

gaſt

gast war lasterhaft genug es zu mißbrauchen. Er bemächtigte sich ohne Wissen des Aristo gewisser Schriften, welche die deutlichsten Beweise von einer Verrätherey des Damis wider seinen Landesherrn enthielten. Er begab sich nach Hof. Der Prinz veränderte seine Minister eben so oft als seine Kleider. Es war genug, daß man einer seiner herrschenden Leidenschaften schmeichelte, und daß man ihm einen Verdacht wider seine treuesten Diener wahrscheinlich zu machen wußte, um sie zu stürzen. Es fiel also dem Ergast desto leichter seine Rache an dem Damis zu sättigen, da der Verdacht wider denselben gegründet war. Dieser Ehrgeizige stürzte in einem Augenblick von der Bewunderung der Thoren bis zu ihrer Verachtung herab. Sein Fall war noch zu gering für seinen Feind. Er breitete noch heimlich das Gerücht aus, daß Arist der eigne Ankläger seines Vaters geworden sey. Alle Umstände der Sache waren wider die Tugend des Aristo. Die unglücklichen Schriften bestunden theils aus seinen eignen, theils aus Briefen seines Vaters. Wer sonst als er konnte sie in Verwahrung und ausgeliefert haben? Man versuchte so gar ihn zu zwingen, einen Zeugen wider seinen Vater abzugeben. Es war keine Ausflucht übrig, unter welcher er seine Hand leugnen konnte. Damis wurde zu einer immerwährenden Gefangenschaft verdammt, seine Familie verlohr die Güter, die sie besaß, und Arist, der tugendhafte, der unschuldige Arist, wurde von seinem Vater und seiner Familie verflucht, selbst

von den Feinden des **Damis** getadelt, und von allen Tugendhaften verabſcheuet. Er ſah auf den Urheber ſeiner Leiden. Es war der Vater der **Philinte**, und er fühlte eine Quaal mehr.

Ergaſt hatte dem **Ariſt** ſeinen guten Namen geraubt. Er war nur halb zufrieden mit ſeiner Rache. Er wollte ihm ſo gar ſeine Gemahlin und ſeine Freyheit rauben. Die Briefe, welche das Verderben des **Damis** befördert hatten, waren auch zugleich die ſtärkſten Zeugniſſe von der Unſchuld ſeines Sohnes. Allein **Ergaſt**, welcher die Gnade ſeines Herrn, ſeine Ehrenſtellen, und ſeine Güter völlig wieder erlangt hatte, wußte dieſe Unſchuld dennoch verdächtig zu machen. Es fällt niemals einem Laſterhaften, der Liſt und Unverſchämtheit genug beſitzt, ſchwehr, den gröſten Beſchuldigungen der allerreinſten Tugend eine gewiſſe Glaubwürdigkeit zu geben. **Ariſt** war in Gefahr ſeine Freyheit zu verliehren. **Philinte** erfuhr es noch zeitig genug, daß ſie ihn retten konnte. Er floh von den Tugendhaften gehaßt, von den Laſterhaften verfolgt und bloß von der Liebe, und den Thränen der **Philinte** begleitet. Der Troſt ſeiner Unſchuld machte ihn indeſſen gegen alle ſeine Betrübniſſe unempfindlich, ausgenommen gegen diejenigen nicht, die ihm die Trennung von ſeiner Gemahlin verurſachte.

Da **Ergaſt** den Anſchlag wider die Freyheit des **Ariſts** nicht ausführen konnte, ſo wollte er zum wenigſten ſeine Rache gegen die Liebe deſſelben vollenden. Er beſaß Macht genug, die Ver-

bindung des Ariſts mit ſeiner Tochter unter einem nichts bedeutenden Vorwande zernichten zu laſſen. Die Thränen ſeiner Tochter, ihre Verzweiflung, mit der er ſie zu ſeinen Füßen für Ariſten bitten ſah, ſelbſt die Gefahr, ſie durch den verzehrenden Gram, in den er ſie ſtürzte, zu verliehren, waren zu ſchwach ihn abzuhalten. Er war noch überdieß ſo barbariſch, daß er ſeiner Tochter einen neuen Gemahl, den **Cleon**, einen Mann, welcher ſeinen hohen Rang durch die niedrigſten Ausſchweifungen ſelbſt in den Augen der Wollüſtlinge verächtlich gemacht hatte, aufdringen wollte. Fern von ihrem Ariſt, den ſie dem Mangel und hundert andern Beſchwehrlichkeiten ausgeſetzt wußte, und von den Vorwürfen ihres Vaters und der ungeſtümen Liebe des Cleons täglich gequält, war ihre **Caliſte** noch ihre einzige Glückſeligkeit. Aber die Freundſchaft war zu unvermögend ihre Leiden zu lindern. Ihr Vater beſtimmte einen Tag, an welchem ſie auch wider ihren Willen dem **Cleon** ihre Hand geben ſollte. Weder ſie noch Ariſt hatte in die Trennung ihrer Verbindung gewilliget. Sie hielt ſich alſo noch wirklich für die Gemahlin des Ariſts. Wie konnte ſie ohne Zittern an das Laſter gedenken, zu welchem ſie ihr eigener Vater zwingen wollte? Die Liſt war ihr allein übrig gelaſſen, es zu vermeiden. Sie entfloh durch die Hülfe ihrer **Calliſte**. Sie würde auf den Gütern ihrer Muhme für der Macht ihres Vaters nicht ſicherer geweſen ſeyn, als in ſeinem eigenen Hauſe. Wie gern würde ſie das härteſte Elend mit ihrem

Ariſt getheilt haben, wenn ſie gewußt hätte, wo ſie ihn hätte ſuchen ſollen. Calliſte erwählte bey einer ihrer Freundinnen über der Gränze eine Zuflucht für Philinten. Es war nur eine Tagereiſe. Sie reiſten dahin ab.

Sie wurden genöthiget, bey einem elenden Wirthshauſe ſtille zu halten, um dort Mittags zu ſpeiſen. Es war in dem ganzen armſeligen Hauſe nicht mehr als ein einziges Zimmer, wo ſie allein ſeyn konnten, und das chriſtliche Mitleiden des Wirths hatte es einem armen Reiſenden, der unverhofft krank geworden war, eingegeben. Sein Eigennutz ſiegte gegenwärtig ganz natürlich über ſein Mitleiden. Er war deſto hurtiger geneigt, ihn aus dem Zimmer zu ſcharren, da er die ganze Zeit über, als er hier war, noch wenig Geld bey ihm geſehen hatte. Die Damen bewegten ihn durch die Vorſtellung, daß ſchon Platz genug für ſie in dem Zimmer auf eine ſo kurze Zeit übrig wäre, daß er es unterließ. Sie fanden hinter einer ſpaniſchen Wand einen von Gram und Unglück abgezehrten Menſchen, in einem zerriſſenen und ſchmutzigen Schlafrocke auf einem elenden Lager. Man las alle Mühſeligkeiten des Lebens in ſeinem Geſichte. Er ſchien in einem beſtändigen Schlummer zu liegen, ohne auf das geringſte, ſo um ihn herum vorgieng Acht zu haben. „Ach Gott, fieng „Philinte zu Calliſten an, ſehen ſie hier einen „noch viel Unglücklichern als ich bin. Ach wer „weiß, iſt er nicht als der zärtlichſte Mann, als „der gütigſte Vater unglücklich.„ Der Unglückli-

che

che glaubt in fremden Unglücksfällen jederzeit eine Aehnlichkeit mit den seinigen zu finden, weil er sich einbildet, daß diese letztern allein den Namen des Unglücks verdienen. Er findet einen Trost, wenn er die Elenden beklagt, weil es ihm scheint, daß er in ihnen sich selbst beklage.

Philinte unterhielt durch verschiedene andere Betrachtungen diese rührenden Bewegungen des Herzens, die ein so kläglicher Anblick in ihr erregt hatte. Sie näherte sich dem Kranken, der immer noch fortschlummerte. Sie warf ihre Augen auf einen Brief, der auf einem nahestehenden Tischgen lag. Sie erkannte ihre Hand, dieß bewog ihre Neubegierde ihn genauer zu betrachten. Ihr Name war das erste, was sie erblickte, und als sie sich von ihrer ersten Bestürzung erholt hatte, las sie folgende Zeilen in diesem Briefe:

Mein Herr,

Warum wollen sie mich durch ihre Liebe unglücklich machen? Sie wissen, daß ich bey denjenigen Umständen, in welchen wir beyde sind, nimmermehr ihre Gemahlin seyn kann. Rauben sie mir nicht länger die Liebe meines Vaters, wenn sie mich wirklich hochachten. So lange sie mich mit ihrer Liebe verfolgen, kann ich unmöglich glücklich seyn. Ich biethe ihnen meine Freundschaft an, wenn sie meine Bitte hören, und meine Verachtung, wenn sie tyrannisch genug sind, mich durch ungegründete Rechte, die sie sich einbilden, noch länger zu quälen.

Philinte.

Philinte hatte dieſen Brief an Cleon geſchrieben. Allein wie er hier an dieſen Ort kam, das war ihr ein Geheimniß. „Sollten neue Martern ſelbſt in dieſem elenden Wirthshauſe ihre Philinte erwarten?„ ſeufzte ſie gegen Calliſten. Der Kranke eröffnete bey dem Namen Philinte die Augen. Er heftete ſie unbeweglich auf die Perſon, die er hatte nennen hören. Seine Schwäche erlaubte ihm nichts mehr, als ſeine zitternden Arme gegen ſie auszuſtrecken. Philinte ſah ihm ins Geſicht. Sie erkannte einige durch den Mangel und das Elend halb ausgelöſchte Züge des Ariſts, und ſank ſprachloß an ſeine Bruſt.

Calliſte trug Sorge, daß ihre unvermuthete Zuſammenkunft keine ſchlimmen Folgen nach ſich zog. Die Entzückung unſrer Verliebten brach endlich in Thränen aus, und nach den Thränen fande ſie die Worte wieder. Sie vergaßen in dieſem glücklichen Augenblick alles, worüber ſie ſich beklagen konnten. Sie glaubten einander zu beleidigen, wenn ſie einer andern Leidenſchaft, als der Freude, ſich wieder zu ſehen, ihr Herz öffneten. Nur die Freude des Ariſts wurde bisweilen von einem Seufzer unterbrochen. Philinte entdeckte den Quell dieſer Seufzer. Sie erfuhr durch ihre öftern Fragen, daß man den Umſchlag von dem obenangeführten Briefe geändert, und Mittel gefunden hatte, ihn dem Ariſt im Namen der Philinte zu überliefern. Er wußte die Vernichtung ſeiner Heirath und die neue Liebe des Cleons. Er fürchtete alſo nicht ohne Wahrſcheinlichkeit,

daß

daß dieſer Brief von Philinten ſeyn könnte. Ein einziges Wort von ſeiner Gemahlin und Calliſten waren genug, ihn zu beruhigen. Er ſah ſich noch eben ſo zärtlich als den erſten Tag ſeiner Liebe von Philinten geliebt, und er glaubte, daß ihm nunmehr kein Unglück weiter übrig ſey, als ſeine Krankheit. Sie war die Folge ſeines Grams und des Elendes, in welchem er gelebt hatte. Er verbarg die kümmerlichen Zufälle, die er unter der Zeit, da er von allen Menſchen verlaſſen herum geirret war, ausgeſtanden hatte, auf das ſorgfältigſte für Philinten. Sie würden ihr nur Thränen gekoſtet haben, und er hielt ſich mehr als überflüßig für ſeinen Kummer belohnt, da er ſeine Gemahlin wieder umarmen konnte. Seine Gemahlin und ihre Freundin waren beſorgt, ihn ohne Gefahr mit ſich nach dem Orte ihrer Zuflucht zu nehmen. Die Liebe gab ihm ſehr bald ſeine Geſundheit wieder, und er hatte ſie nöthig, die neue Laſt zu ertragen, die ihm ſein Schickſal auflegte.

Ergaſt konnte ſich nicht weiter an ſeiner Tochter und ihrem Gemahl rächen als durch eine gänzliche Enterbung. Er vermachte dem Cleon durch ein feyerliches Teſtament alle ſeine Güter. Die väterliche Liebe, machte ihm zwar bisweilen Vorwürfe, allein was braucht ein laſterhafter mehr als die Verſtockung, die allerempfindlichſten zu unterdrücken? Dieſen Streich des Glücks würde Ariſt von allen denenjenigen, ſo ihn trafen, am wenigſten gefühlt haben, wenn er auf ihn allein gefallen wäre, allein er fiel auch zugleich mit auf

Philinten. Er ſah nur noch eine kurze Zeit vor ſich, da er ſie und ſich ſelbſt vor dem äußerſten Mangel ſchützen konnte, wenn er nicht dem geringen Vermögen der Caliſte und ihrer Anverwandtin, bey der ſie ſich aufhielten, beſchwehrlich ſeyn ſollte. Warum, ſeufzte er oft zu Philinten, muß doch der Mann, der ſie ſogern auf Koſten ſeiner eignen Glückſeligkeit glücklich zu ſehen wünſcht, derjenige ſeyn, der ſie unglücklich gemacht hat? Warum mußten wir doch einander lieben? Fliehen ſie, meine liebe Philinte, fliehen ſie den Feind ihrer Ruhe und ihrer Glückſeligkeit. Es war nicht genug, daß er ihnen die Liebe ihres Vaters, und die Ruhe ihres Herzens geraubt hat. Er mußte ſie auch noch überdieß allen denen Bequehmlichkeiten, welche ihnen Glück und Geburth geben konnten, entreißen. Ich glaube, daß ich noch ſtark genug für mein Unglück bin, wenn ich es allein trage. Aber wenn ich ſie mit mir zugleich unter der Laſt deſſelben erblicke, alsdann bemühe ich mich vergebens, das Murren eines unſchuldigen Herzens wider die Vorſicht zu unterdrücken.

Liebe und Tugend beſtraften in den zärtlichen Verweiſen der Philinte die Klagen des ungeduldigen Ariſts. Würden wir, mein Ariſt, ſprach ſie zu ihm, ohne Liebe und Tugend bey dem Beſitz aller Güter der Welt glücklicher ſeyn, als wir jetzund ſind, wer weiß wären nicht ſelbſt dieſe Vortheile des Glücks unſrer Liebe und Tugend gefährlich geweſen? Sie kennen die Schwäche des menſchlichen Herzens in ſeinen glücklichen Tagen.

Selbſt

Selbſt der Ueberfluß macht ihm ſeine Glückſeligkeit eckelhaft. Laſſen ſie uns der Vorſicht danken, die uns alle andre Güter geraubt hat, damit wir das einzige wahre Glück des Lebens, die Liebe und die Freundſchaft recht empfinden möchten. Was kann unſer Glück um den mindeſten Grad verringern, wenn wir Herzen beſitzen, die ſie in ihrem ganzen Umfang zu fühlen geſchaffen ſind?

So fand jedes von dieſem tugendhaften Paare in den Armen des andern einen Troſt wider ſeine Widerwärtigkeiten. Sie waren beyde zu ſtolz, daß ſie auf Koſten der Freundſchaft ihr Leben in einem unrühmlichen Müßiggange hätten zubringen ſollen. Sie verließen ohngeachtet aller Bitten, ihre und Calliſtens Freunde, und begaben ſich an einen Ort, wo ſie vor den Nachſtellungen ihrer Feinde ſicher, und den Einwohnern in Anſehung ihres Standes und ihrer Unglücksfälle unbekannt waren. Ariſt war in Sprachen und in der Zeichnungskunſt geſchickt. Er unterrichtete junge Leute in denenſelben, und Philinte unterſtützte ihn durch verſchiedene Frauenzimmerarbeit, ſie erwarben ſich gleich ſo viel, als ſie zur Nothdurft und einigen unentbehrlichen Bequehmlichkeiten des Lebens nöthig hatten. Sie richteten ſich ſo gut nach ihrem neuen Stande, als wenn ſie in denſelben wären gebohren worden. Eine groſſe Seele wie die ihrige weiß ſich ſogleich in alle Verfaile des Lebens zu finden. Sie vergißt bey einer unverdienten Erniedrigung eben ſo leicht die Hoheit, ſelbſt den Stolz der ihrem Stande in einem gewiſſen Grade noth-

wendig war, als ſie bey einer geſchwinden Erhöhung, die Blödſinnigkeit, die Furcht, und kurz das Lächerliche, welches einen ſo großen Unterſchied zwiſchen Leuten von einer bürgerlichen und feinern Lebensart ausmacht, vergeſſen wird. Ein eingeſchränkterer Geiſt behält in beyden Fällen einige Merkmale ſeines vorigen Zuſtandes übrig und wird dadurch in beyden Fällen lächerlich. Sie verglichen oft ihre jetzigen Tage mit den vergangenen, und jederzeit war ihre Stimme für die erſtern. Es iſt wahr, ſie waren leer von der Gnade des Prinzen, von der Anbethung des Pöbels, von dem Geräuſch des Vorzimmers, von dem Glanz eines müſſigen Gefolges und ſelbſt leer von den Vergötterungen der Dichter. Aber ſie waren auch leer von der Furcht, dem Neid, der Verleumdung, einem ungegründeten Tadel und einem lächerlichen Lobe. Sie genoſſen die Freyheit, und ſie erkannten nunmehr erſt den Werth derſelben. Wie gern würden ſie ihr Leben in dieſen Tagen beſchloſſen haben! Aber ſie waren nichts weiter, als eine kurze Pauſe, die ihnen die Vorſehung vergönnte, von ihren Bekümmerniſſen auszuruhen, und ſich zu noch weit empfindlichern zu ſtärken, die ſie der Prüfung ihrer Tugend vorbereitete.

Der Frühling lockte ſie einige Wochen auf ein angenehmes Dorf nahe bey dem Ort, wo ſie ſich aufhielten. Ariſt kehrte an einem Abend in der Dunkelheit aus der Stadt nach ſeiner Wohnung zurück. Er bemerkte zwey Perſonen die heimlich um dieſelbe herumſchlichen. Er ward mistrauiſch

und

und dieß noch mehr, da ſie ſich für ihn zu verbergen ſuchten. Er war nahe genug, die Flucht des Einen zu verhindern. Auf die Frage an ihn, was ſeine Verrichtung hier ſey, empfieng er nichts, als einen Stoß mit dem Degen zur Antwort. Er vertheidigte ſich und in wenigen Augenblicken lag ſein Gegner zu ſeinen Füßen. „Freuen ſie ſich Ariſt, ſie ſind an Ergaſten gerochen.„ hörte er ihn mit der Stimme eines Sterbenden ſprechen. Er erkannte ſie. Es war die Stimme des Ergaſts und ſein Schrecken machte ihn unbeweglich. Philinte, ihr ſterbender Vater, er, als ſein Mörder und hundert fürchterliche Gedanken ſtürmten auf einmal auf ſeine Seele. Seine Gemahlin näherte ſich in eben dem Augenblicke. Sie hatte die Stimme des Ariſts und das Geräuſche der Degen gehört. Die Liebe iſt niemals ohne Furcht für das Geliebte. Sie eilte, zu wiſſen ob ihr Gemahl in Gefahr ſey. Ihr Anblick war unerträglich für Ariſten. Er war im Begriff zu fliehen, nur die Hülfe, die er dem unglücklichen Ergaſt ſchuldig war, hielt ihn zurück. Er beſchwohr den Vater der Philinte, ihr, wenn er nicht der unverſöhnlichſte Feind ſeiner Tochter wäre, die wahre Beſchaffenheit ſeines Unglücks zu verbergen.

Philinte fand einen Verwundeten, in den Armen ihres Gemahls. Sind ſie auſſer Gefahr, mein lieber Ariſt? fragte ſie mit Zittern. Hätte ſie die Bewegungen wiſſen können, mit welchen er das Ja ausſprach, daß ihre Seele mit einer unausſprechlichen Freude erfüllte, wie wenig würde

ſie

sie diese Freude gefühlt haben. „Lassen sie uns, fuhr er fort, einem Unglücklichen geschwind zu Hülfe kommen, der von einigen Raubern verwundet worden ist.„ Ergast war so großmüthig, daß er dem Arist heimlich rieth, durch eine geschwinde Flucht für seine Sicherheit zu sorgen. Es war ihm unmöglich, den Vater seiner Gemahlin und sie selbst in dieten schrecklichen Umständen zu verlassen. Philinte mußte nothwendig in wenig Augenblicken erfahren, daß der Verwundete ihr Vater war. Würde sie nicht durch die Flucht ihres Gemahls die schrecklichste Entdeckung für sich gemacht haben?

Man brachte Ergasten mit Hülfe einiger Nachbarn in die Wohnung unsers unglücklichen Paares, welche am nächsten lag. Arist verband seine Wunden, aber ohne Hoffnung. Philinte hatte nunmehr Gelegenheit, den Verwundeten genauer zu betrachten. Sie erkannte, ungeachtet der Verkleidung die Gesichtsbildung ihres Vaters. Sie muthmaßte aber ihr Unglück nur halb. Sie laß in der Verwirrung, und der Angst ihres Gemahls die Gewißheit ihrer Muthmaßungen Sie warf sich mit dem Geschrey: Ach mein Vater! auf den Ergast und ihre Thränen flossen in die seinigen. Was mußte sein Herz, was mußte das Herz des Arists in diesem schmerzlichen Augenblicke empfinden! Die Zärtlichkeit seiner Tochter, die Quaal, die er den Arist leiden sah, und die Ewigkeit, die sich ihm mit einem fürchterlichen Blicke näherte, entwafneten seine Rache. Nunmehr

mehr sah er die ganze Häßlichkeit seines Lasters. Warum sieht sie doch der kurzsichtige Mensch jederzeit dann erst, wenn es zu spät ist? Es war nicht genug, daß ihn seine ehemaligen Ungerechtigkeiten, unter welchen Arist und Philinte gelitten hatten, marterten. Er sah auch noch überdieß die zukünftigen Leiden, dadurch er sie auch noch nach seinem Tode quälen würde. Keine einzige Missethat, deren er schuldig war, entfloh ihm, und in dieser unglücklichen Verfassung sollte er sich einem Augenblicke nahen, vor welchem die reinste Tugend selbst zittern muß. „Nenne mich nicht deinen Vater, meine Tochter, brach er unter einem beständigen Kampf der Verzweiflung und der väterlichen Liebe aus. Der Himmel welcher weiß, daß ich diesen Namen nicht verdiene, erlaube mir nicht länger, ihn zu führen. Hasse mich, wenn ich bey deinem Tod noch eine Quaal weniger fühlen soll. Ich kam sogar hierher, selbst diese elende Glückseligkeit, die du hier genießest, zu stören. Ich bin für meine Verbrechen gestraft. Ein einziges derselben kann ich vielleicht austilgen, die Grausamkeit, daß ich dich enterbt habe. Ich will — „Er verlohr in eben dem Augenblick den Verstand und die Sprache und nach wenigen Minuten war er todt.

Arist saß ohne Empfindung neben dem Lager des Ergasts E. verlohr keine Thränen, keinen Seufzer. Seine Seele empfand denjenigen Grad des Schmerzens, welchen sie durch nichts, als durch eine gewisse Fühllosigkeit ausdrücken kann. Das

weibli-

weibliche Herz seiner Gemahlin verlohr sich mi
desto größrer Heftigkeit in ihren Klagen. Si
klagte sich selbst wegen des Todes des Ergasto an
Sie bath um Rache wider seine Mörder. O hät
te sie gewußt was sie gebethen hätte! Selbst ihr
Liebe wich ihrer kindlichen Pflicht. Sie machte
dem armen Arist Vorwürfe wegen seiner Unem
pfindlichkeit. „Ach mein Gemahl! seufzte sie,
sie haben das mitleidigste Herz. Wie können si
den Haß wider einen Mann, der sie beleidigte, übe
ihr Mitleiden siegen lassen? Erinnern sie sich, e
war ihr und ihrer Gemahlin Vater. Vereinigen
sie ihre Zähren mit den meinigen. Lassen sie un
durch dieselben seine Mörder anklagen. Die Vor
sehung muß uns hören. Sie hat noch nie einen
Schuldigen ungestraft gelassen. —„ „Ja, si
muß, sie wird sie hören, schrie Arist mit einer
Stimme, für welcher Philinte zitterte. Zwei
feln sie nicht ihr Vater wird bereits auf das streng
ste gerächt. „

Sie würde ohnfehlbar seine Anklage aus sei
nem eigenen Munde gehört haben, wenn er nicht
durch einiges Geräusch wäre unterbrochen worden.
Sie erhielt nichts weiter dadurch, als daß sie den
schmerzlichsten Streich einige Augenblicke späte
empfieng. Der Diener des Ergasto, welche
die andre Person gewesen war, die Arist bey dem
Vater der Philinte bemerkt hatte, trat mit ei
ner Wache in das Zimmer. Er sah seinen Herrn
ohne Leben. „Dieß ist der Mörder des Ergasts,
sprach er zu seiner Begleitung, indem er ihnen den

Arist

Ariſt zeigte, verwahret ihn!„ Es iſt uns unmöglich, den Zuſtand von zween der zärtlichſten Herzen, die einander bloß jeden Augenblick durch ſich ſelbſt glücklich zu machen wußten, und von denen jedes auf einmal, ohne ſtrafbar zu ſeyn, der Quell von den empfindlichſten Martern des andern ward, abzuſchildern. Ein Irrthum unterſtützte Philinten ſich zuerſt wieder zu faſſen. Sie glaubte, daß Ariſt dem Ergaſt wider ſeine Mörder beygeſtanden habe, und daß der Diener ihres Vaters in der Dunkelheit ihn ſelbſt mit denenſelben verwechſelt habe. „Nein, er iſt unſchuldig! rief ſie, indem ſie ſich zugleich in ſeine Arme warf. Ach Ariſt, wie übel will man ihre Menſchenliebe belohnen!„

Ihre Zärtlichkeiten durchbohrten nur deſtomehr das Herz dieſes Unſchuldigen, da er ſie von derjenigen erhielt, die um Rache wider ihn bitten mußte. „Unglückliche, ſprach er, indem er ſich mit einiger Bewegung von ihr losriß, wiſſen ſie wohl, daß ſie den Mörder ihres Vaters umarmen?„ Dieſe Unvorſichtigkeit, die ihn die Heftigkeit ſeines Grams begehen ließ, vollendete den Schmerz der unglücklichen Philinte. Sie ſank ohne Empfindung nieder, und man führte ihren Gemahl beynahe in eben dergleichen Zuſtand ins Gefängniß.

Ueber Scenen von dieſer Art, muß man wie der Mahler über das Geſicht jenes Helden bey dem Opfer ſeiner Tochter eine gewiſſe Decke ziehen. Sie ſind der Worte nicht fähig. Wir wollen uns dieſes

ſes Zwiſchenraums bedienen dem Leſer von dem vorhergehenden einige Erläuterungen zu geben. **Ergaſt**, der unverſöhnliche **Ergaſt**, war die einzige Urſache von allen denen Klagen, die er einer verfolgten Liebe auspreßte. Er war noch nicht zufrieden, daß er ihnen alle Vortheile der Geburth und der Bequehmlichkeiten des Lebens geraubt hatte. Er wußte, daß ſie ohne dieſelben glücklich ſeyn konnten, und eben dieſe Glückſeligkeit war das Eigentliche, was er ihnen misgönnte. Nach vielen vergeblichen Bemühungen entdeckte er ihren Aufenthalt und ihre Art zu leben. Sie befanden ſich an einem Ort, wo ſie ſicher vor der Gewalt waren. Die Liſt war ihm noch übrig, ſich ihrer zu bemächtigen. Er begab ſich mit einer zureichenden Begleitung ſelbſt an den Ort, wo ſie lebten. Alles war veranſtaltet, ſie in ihrer Einſamkeit aufzuheben. **Ergaſt** gieng den Abend vorher mit einem ſeiner Diener, der ſich eine Ehre daraus machte, der Vertraute von den Laſtern eines vornehmen Mannes zu ſeyn, nach ihrer Wohnung, um eine Gelegenheit zu bemerken, wie er in der folgenden Nacht die Unſchuld am ſicherſten überfallen könnte. Seine Verbrechen waren reif, und er erhielt von der Hand des Mannes, den er ſo oft beleidiget hatte, ſeine Strafe. Der Diener ſah ſeinen Herrn fallen. Es mangelte ihm, wie allen Laſterhaften, an der Herzhaftigkeit, ſeinem Herrn zu Hülfe zu kommen. Er beſaß aber Bosheit genug einen Unſchuldigen zu verderben. Er zeigte die Verwundung ſeines Herrn unter verſchiedenen erdichteten

Umſtan-

Umſtänden bey der Obrigkeit an, und man verzog nicht, ſich des Ariſto zu bemächtigen.

Das Herz der Philinte erlangte wieder ſo viel Kräfte, daß es ſeufzen konnte. Das Bild ihres Vaters, und das Bild ihres Gemahls waren unaufhörlich vor ihren Augen. Der erſtere verlangte jeden Augenblick Rache von ihr. Sie beſchuldigte ſich, daß ſie ſein Herz mit ihrer eignen Hand durchſtoßen habe. Jedes Opfer, das ſie ehemals der Liebe gegen einen würdigen Ehegatten gebracht hatte, hieß ihr jetzt eine Grauſamkeit wider ihren Vater. Eine jede Zärtlichkeit, die ihr dieſer Vater von ihrer erſten Kindheit an, erwieſen hatte, ward wieder in ihrer Seele lebendig. Auf der andern Seite erinnerte ſie ihr Gemahl an alle die Tage der Freude und der Glückſeligkeit, die ſie an ſeiner Bruſt gefunden hatte, an die Geduld, mit welcher er alle Verfolgungen ihres Vaters ertrug, an ſeine Tugend, welche ihr nimmermehr den Gedanken erlauben wollte, daß er wirklich ſtrafbar ſey. Harter Streit zwiſchen den Pflichten der kindlichen und ehelichen Liebe! Der Zuſtand ihres Gemahls war nicht ruhiger als der ihrige. Sie erhielt folgenden Brief von ihm, welcher ſie das Innerſte ſeiner Seele leſen ließ:

Meine Theuerſte,

Setzen ſie noch ſelbſt das Wort Gemahlin hinzu, wenn ſie es von demjenigen, den ſie am ärgſten haſſen müſſen, annehmen können. Meine Hand iſt zu unvermögend es auszuſchreiben. Gott

ist mein Zeuge, daß ich unschuldig bin. Ich habe bloß mein Leben vertheidiget, ohne daß ich selbst wußte, wer mir ein so unglückseliges Leben mißgönnen könnte. Würde mir nicht der Tod ein Geschenk von seiner Hand gewesen seyn, da er mir alle die Martern erspart haben würde, unter welchen ich jetzt leiden muß? Selbst der Trost, daß ich unschuldig bin, ist ferne von mir. Was hilft mir der Trost dieser Unschuld bey der Vorstellung, daß ich dem ungeachtet an ihren Thränen, und selbst an ihren Flüchen die sie wider mich ausstoßen müssen Schuld bin? Ach Gott! durch welche Verbrechen habe ich so harte Züchtigungen verdient? Doch verdiene ich Böswicht nicht noch härtere als diese, wenn sie möglich sind, da ich sie durch meine Liebe unglücklich gemacht habe? **Cleon** hat um meine Auslieferung angehalten und man hat sie ihm zugestanden. Ich sehe, daß ich das Opfer seiner Rache werden muß, denn ich habe ihm einen solchen Schatz, wie ihr Herz ist, geraubt. Warum wünsch ich doch zur Vermehrung ihrer und meiner eignen Pein, daß sie mich bey den härtesten Beleidigungen wider sie noch lieben möchten? Doch kann dieß ihr Herz, ob es auch schon das zärtlichste einer Ehegattin ist? Nimmermehr! Und wenn es auch dieß könnte, wäre es nicht vielmehr meine Pflicht, sie zu bitten, daß sie diese Liebe unterdrücken möchten? Vielleicht könnte ich alsdann wenigstens eine beleidigte, eine mit Recht zürnende Gemahlin durch mein Blut befriedigen? Was würde ihnen hingegen die geringste Liebe für mich

weiter

weiter nützen, als daß sie nach dem Verlust eines Vaters, noch den Verlust eines Gemahls empfinden würden? Soll ich um ihre Liebe, und kann ich gleichwohl um ihren Haß bitten? Wenn würde sich wohl eine Wahl unter diesen beyden für mich jetzt gleich starken Quaalen eingebildet haben,

ihr unglücklicher

Ariſt.

Die Liebe der **Philinte** erhielt endlich nach einem langen Streite zwischen ihr, den Zweifeln einer spitzfündigen Ehre, und den Klagen der kindlichen Pflicht den Sieg. Ariſt war der Mörder ihres Vaters. Aber er war unschuldig, er war der zärtlichste Gemahl der jemals ein weibliches Herz glücklich gemacht hatte, konnte sie seine Anklägerin werden? Sie hatte sich durch ihre liebenswürdigen Eigenschaften, an dem Hofe des Landesherrn ihres Vaters destomehr Freunde erwerben, da sie die Tochter eines Mannes war, dem diese Eigenschaften mangelten. Die Tugend erhält jederzeit destomehr Freunde und Bewundrer, wenn ihr Licht durch einen gewissen Schatten, der es umgiebt, mehr erhöhet wird. Der tugendhafte Ehegatte einer lasterhaften Frau, der liebenswürdige Sohn eines verachteten Vaters, finden oft mehr Freunde, als sie ohne diesen Zusatz finden würden. Der angebohrne Geschmack des Menschen an dem Edlen und Großen vereiniget sich mit dem angebohrnen Trieb zum Mitleiden, und beyde wirken dadurch desto stärker auf sein Herz. Vielleicht

wäre dieſe kleine Anmerkung eine überflüßige Ausſchweifung, wenn ſie nicht den Adel des menſchlichen Herzens zum Gegenſtand hätte. Philinte beſchloß ſich des Anſehens dieſer Freunde zur Erhaltung des Ariſts zu bedienen.

Sie kam nicht lange nach ihrem Gemahl an den Hof des Prinzen. Allein wie erſtaunte ſie, als ſie dasjenige mit dem Namen des unverzeihlichſten Laſters belegen hörte, was ſie als eine Pflicht ihrer Tugend anſah! Sie verlohr noch das Einzige, welches ihr das Unglück übriggelaſſen hatte, den Ruhm ihrer Tugend. Kaum hatte ſie die erſte Fürbitte für ihren unglücklichen Gemahl gewagt, als ſie ſich von allen ihren Freunden geflohen und verabſcheut ſah. „Wie? Philinte! die ſo oft wegen ihrer Tugend geprieſene Philinte! Eine Vertheidigerin des Mörders ihres eigenen Vaters!„ ſchrie die Schmähſucht. Ihre Feinde, denn ein verdienſtvolles Herz iſt niemals ohne dieſelben, wußten durch die gröbſten Verleumdungen die Herzen der Redlichen, noch mehr wider dieß unglückliche Paar einzunehmen. Es war genug, daß ſie Böſes von einer verlaſſenen Tugend ſprachen, um ſich Glauben zu erwerben. Eine Schmähſüchtige beſaß Bosheit genug ihrer Freundin ins Ohr zu ſagen, daß ſie muthmaßte, Philinte ſey noch aus einer andern Urſache bey dem Tode ihres Vaters ſtrafbar, als aus der, daß ſie den Mörder deſſelbigen vertheidige. Ihre Freundin behauptete gleich darauf, gegen eine andre Vertraute: Philinte habe gewußt, daß Ariſt den Erguß töd-

ten

ten wolle. Und in wenigen Stunden erzählte sich die ganze Stadt erst heimlich, dann öffentlich, Philinte habe ihren Vater in das Netz gelockt, welches ihm Ariſt auf ihre Anreitzungen gestellt hätte. Niemand übernahm die Vertheidigung einer beleidigten Unschuld. Der Billigste war zufrieden, daß er, so bald er die Verleumdung gehört hatte, einen Freund aufsuchte, der sie noch nicht wußte, und daß er zu seiner Erzählung den Wunsch hinzusetzte, daß sie falsch seyn möchte!

Philinte empfand die Größe dieser Verleumdung nicht sowohl deswegen, weil sie den Verlust ihres guten Namens nach sich zog. So ein unschätzbares Gut er auch für eine edle Seele ist, und so viel Mühe sie sich giebt ihn zu erhalten, so gleichgültig ist sie gegen dessen Verlust, wenn er in gewissen Fallen ein Opfer ihrer Pflicht wird. Allein er entriß ihr die wenigen Freunde, die ihr einen unschuldigen Gemahl hätten erretten können, und nur deswegen empfand sie die Last ihres neuen Unglücks. Calliste, die einzige Calliste, deren Freundschaft die Probe des Unglücks, und der Verleumdung ausgehalten hatte, rieth ihr sich zu Cleons Füßen selbst zu werfen. Da sich Philinte von ihm wegen seiner verachteten Liebe, und wegen des Testaments ihres Vaters wenig Mitleiden gegen sich und den Ariſt versprach, so war er fast der einzige bey dem sie die Bitten für vergeblich gehalten hatte, ob er gleich nach dem Tode des Ergasts der Liebling des Prinzen geworden war. Er war gegenwärtig verheyrathet, und also hatte

sie eine Ursache weniger zu fürchten, daß er den Tod des Arists wünschen möchte.

Cleon war der einzige, welcher **Philinten** mit einer andern Art empfieng, als sie alle ihre Freunde empfangen hatten. Er beklagte sie wegen der Verleumdung die sie litte, er schien selbst ihren Gemahl für unschuldig zu halten, er versprach ihr seinen Beystand. Seine Großmuth überschrit alle Gränzen, die sich **Philinte** einbilden konnte. Er zerriß das Testament ihres Vaters und gab ihr alle ihre Güter wieder. Das Herz der dankbaren **Philinte** suchte vergeblich Worte sich gegen den Grafen auszudrücken. Ihr Eifer, mit dem sie ihm zu gefallen suchte, verdoppelte den Eifer des Grafen ihr zu dienen und löste ihr desto früher das traurige Räthsel von der Großmuth desselben auf. Der Verlust ihrer Tugend sollte der Preiß für das Leben ihres Gemahls seyn. Sein Stand und das Unglück der **Philinte** machten ihn sehr bald frech genug, in den Augen der keuschesten Frau durch seine Wünsche zu dem verächtlichsten Menschen zu werden.

Philinte beantwortete seine Frechheit in der ersten Hitze mit demjenigen Stolz, welcher einer erniedrigten Tugend, die sich von einem Böswichte verachten sieht, eigen ist. Der Graf gehörte zu denjenigen menschlichen Ungeheuern, welchen kein Laster zu abscheulich ist, ihre Begierden zu befriedigen. Er war in einem zureichenden Grad niederträchtig, selbst das Unglück der **Philinte** zu seinem Vortheil zu nutzen. Ihr eignes Herz ward von ihm wider ihre Ehre bewafnet. Sie sollte lie-

entschlüssen, durch die Aufopferung derselben das Leben ihres Gemahls zu retten, oder durch ihren Widerstand seinen Tod zu beschleunigen. Einige wenige Tage Bedenkzeit war alles, was ihr der Barbar noch vergönnen wollte. Sie hatte dieß nicht nöthig. Ihr Entschluß war bereits in demjenigen Augenblicke gefaßt, da man ihr diese grausame Wahl vorlegte.

Der Graf war unverschämt genug, zu der bestimten Stunde ihren Entschluß zu verlangen. Er fand sie in einem Zustand, welcher einem jeden weniger verhärteten Wüterich Reue und Thränen abgezwungen haben würde. Er zog das Urtheil über den unschuldigen Arist hervor. Man verdammte ihn als einen Mörder, als einen Feind seines Prinzen und seines Vaterlandes. Er war nicht der erste, der unter dem Tittel dieser Verbrechen den Begierden eines lasterhaften Ministers aufgeopfert wurde. Es war bereits von dem Prinzen unterzeichnet. „Nun Madam, rief er ohne zu erröthen, sprechen sie den Tod oder das Leben über ihren Gemahl aus. Befehlen sie, ob ich sein Urtheil entweder in ihrer Gegenwart unterschreiben, oder den Prinzen zu der Widerrufung desselben bewegen soll?„ „Schreiben sie was ihnen gefällt, war die Antwort einer tugendhaften Frau, und wissen sie, daß ich weder mein, noch meines Gemahls Leben dem Laster will zu danken haben.„ Die Macht, welche die Tugend, wenn sie sich in ihrem hellsten Glanz zeigt, auch über das verderbteste Herz hat, zwang dem Grafen Verwirrung

und Erstaunung ab. Er war viel zu lange bey Hof gewesen, als daß er sie nicht hätte verbergen können. Er unterschrieb mit einer verstellten Gleichgültigkeit das Urtheil des Arists. Obilinte sah ihn mit einer mehr als weiblichen Standhaftigkeit schreiben, und ein Seufzer flehte um Rache wider ihn.

Der Graf verließ sie unter den Martern der empfindlichsten Schmerzen, die ein Herz, wie das ihrige fühlen konnte, ohne daß das seinige den geringsten Vorwurf empfunden hätte. Sie bath den Himmel und ihren Gemahl um Verzeihung, daß sie die Ursach seines Todes seyn müßte. Einige Tage war sie der Raub ihrer Betrübniß, als man ihr die Nachricht brachte, daß der Tod ihres Gemahls aufgeschoben worden sey. Die kürzeste Verlängerung von dem Leben desselben war zu kostbar für sie, als daß sie nicht deßwegen die unaussprechlichste Freude hätte empfinden sollen. Ein schwacher Strahl der Hofnung drang in ihr Herz, als man ihr folgenden Zettel von ihrem Gemahl brachte:

„Man verlängert mein Leben, und man läßt mich so gar eine schwache Hofnung empfinden, daß ich es den Bemühungen ihrer Liebe zu danken haben werde. Sie lieben mich also noch meine beste und gütigste Gemahlin? Urtheilen sie, ob ich nunmehr noch gleichgültig gegen meinen Tod und mein Leben seyn kann? Wie gern würde ich zu ihren Füßen um Verzeihung bitten, wenn ich mein Unglück in meinem Kerker in ihren Armen auf einige

Augen-

Augenblicke vergessen könnte! Vertrauen sie sich ungescheut dem Manne, der ihnen diesen Brief bringt. Sein Herz scheint ein beßres Amt zu verdienen, als er wirklich bekleidet. Er hat meiner Liebe mit einer kurzen Unterredung mit ihnen geschmeichelt. Bitte ich nicht vielleicht zu viel von der ihrigen, wenn ich sie ersuche, sich auf einige Minuten zu mir in den Aufenthalt des Elendes und des Schreckens zu wagen?„

Die Bitte des Arists war ein Befehl für das Herz seiner Gemahlin. Der Aufseher über das Gefängniß, (dieser war es, der ihr den Brief überlieferte,) versicherte sie, daß sie keine Gefahr für sich und ihren Gemahl zu besorgen hätte, wofern sie sich nur hütete, laut mit ihm zu sprechen, und dadurch ihre Gegenwart zu verrathen. Die folgende Nacht ward zu ihrem Besuch festgesetzt. Welche abwechselnde Bewegungen beunruhigten in diesem kurzen Zwischenraum ihr Herz! Das Bild ihres Vaters erwachte noch einmal. Es machte ihr Vorwürfe, daß sie sich seinem Mörder in die Arme werfen wollte. Aber der Gedanke ihren Gemahl, ihren unschuldigen Gemahl wieder zu sehen bemächtigte sich bald ihrer ganzen Seele allein. Er war, so angenehm er ihr auch schien, nicht leer von Betrübniß. Sie sah ihn mit allen demjenigen umgeben, was das Elend fürchterliches hat. Die Nacht brach herein und der mitleidige Kerkermeister hohlte sie mit ihrer Calliste, die sich damals in der Stadt befand, in einer bequehmen Verkleidung ab. Ihre Freundin erwartete sie auf den Rath ihres Begleiters in der Wohnung

deſſelben, die einige Schritte von dem Aufenthalte des Ariſts entfernt war. Man konnte ſehr leicht durch einen langen Gang aus dem Hauſe des Kerkermeiſters zu dem Gefängniß des Ariſts kommen.

Philinee erreichte unbemerkt mit ihrem Begleiter dieſe Wohnung des Grams und der Verzweiflung. Die Finſterniß und die Stille der Nacht, das Fürchterliche des Orts, der Gegenſtand, dem ſie ſich nahen ſollte, oder auch eine gewiſſe Ahndung erfüllte ihr Herz mit einem heimlichen Schauer. Man führte ſie in eine ſchlechte Kammer, welche von der Dämmerung der Nacht ihr ganzes Licht empfieng. Was für ein Aufenthalt für die Tugend, da indeſſen das Laſter in den Palläſten ſicher ſündigen konnte! Kaum wurde ſie auf einem kleinen Ruhebettgen eine Perſon gewahr, von der ihr der Kerkermeiſter ſagte, daß ſie Ariſt ſey. Sie flog ihm halb zitternd, halb voll Entzückung entgegen. Sprachloß hieng ſie an ſeinem Hals, und ihre Thränen allein erzählten das Gefühl ihres Herzens. Ihr Gemahl war für den heftigen Bewegungen, welche ſein Herz beſtritten, nicht fähig, von dem Ort, wo er ſaß, aufzuſtehen. Thränen, Küſſe, Umarmungen, einzelne abgebrochene Worte, bathen auf das beweglichſte, dieſe Gemahlin, die er nicht beleidiget hatte, um Verzeihung. Er würde ſie erhalten haben, und wenn er auch wirklich ſtrafbar geweſen wäre.

Der grauſame Kerkermeiſter ſtöhrte ihre Entzückung, ehe ſie dieſelbe kaum fühlen konnten. Er hinterbrachte ihnen, daß ſie durch ihr Geräuſch die

nahe

nahe Wache aufmerksam gemacht hätten. Er versprach aber ihnen auf die folgende Nacht eine längere Zusammenkunft zu verschaffen, wenn sie sich mehr mäßigen und eine genauere Stille beobachten wollten. Der Kerkermeister mußte Philinten mit Gewalt aus den Armen ihres Gemahls ziehen. Nur die Hofnung, daß sie sich bald wieder umarmen sollten, verminderte ein wenig die Betrübniß, daß sie sich trennen mußten. Philinte gab ihrem Begleiter eine ansehnliche Belohnung, seinen Eifer, ihr zu dienen, noch mehr aufzumuntern. Sie kam ohne den geringsten Unfall mit ihrer Freundin wieder nach ihrer Wohnung zurück.

Mit wie viel Ungeduld zählte sie die Stunden bis zu der folgenden Nacht, der unglücklichsten, die sie in ihrem ganzen Leben gehabt hatte! Die Unterredungen mit ihrer Freundin von Ariston, war das einzige Mittel, die Langeweile bis zu dieser so sehnlich gewünschten Minute auszufüllen. Die erste und folglich auch die traurigste Zusammenkunft mit Ariston war vorbey, und die folgenden konnten ihr von einem Gemahl, der auf das zärtlichste liebte und geliebt wurde, nichts als Freude versprechen. Endlich brach diese nach den Wünschen der Philinte so saumselige Nacht herein. Sie war dunkler als die vorhergehende, und sie schien daher einer unglücklichen Tugend desto hülfreicher zu seyn. Sie erreichte eben so glücklich, wie das erste mal, den Aufenthalt ihres Gemahls. Die Finsterniß erlaubte noch weit weniger in dem Zimmer zu unterscheiden als gestern. Ariston, denn

wen sonst als ihn hätte Philinte an diesem elenden Orte vermuthen sollen, empfieng sie gleich bey dem Eintritt. Seine Umarmungen und Küsse waren weit weniger furchtsam als das erstemal. Philinte würde ihren Gemahl zu beleidigen geglaubt haben, wenn ihre Freude nicht eben so lebhaft als die seinige gewesen wäre. Der bescheidene Kerkermeister verließ sie. Er wiederholte vor seinem Abritt noch das nachdrückliche Verboth, nicht den geringsten Laut von sich zu geben. Die Liebe hat eine weit stärkere Sprache, als die Sprache des Mundes, ihr Glück auszudrücken. Ihre Küsse, ihre Umarmungen wurden feuriger. Ihre Herzen sanken in eine süsse Trunkenheit dahin. Die Liebe triumphirte in einem Augenblick über alle ihre Mühseligkeiten. Die vergangenen Schmerzen verschwanden auf einmal vor dem Glück des Gegenwärtigen. Die arme Philinte! Sie war glücklich, vollkommen glücklich, aber nur auf wenige Augenblicke, in welchen sie diesen elenden Kerker nicht mit dem prächtigsten Pallast vertauscht haben würde. Ihr Gemahl, den sie mit der zärtlichsten Empfindung noch an ihre Brust drückte, unterbrach unvermuthet die Stille mit der sie bisher gesprochen hatten, und Philinte sank eben so unglücklich auf das Bette nieder, als sie zuvor glücklich gewesen war. Es war nicht die Stimme des Arists. Es war die Stimme Cleons, ihres ärgsten Feindes. Sein Laster hatte das niedrigste Mittel, die abscheulichste List ergriffen, sich zu befriedigen. Er fand einen würdigen Gehülfen zu der Vollziehung seines Verbrechens.

Der

Der Kerkermeister besaß Fähigkeit genug, den größten Böſewicht vorzuſtellen, wenn das Glück ihm die Macht es zu seyn gegeben hätte. Er erwarb ſich durch ſeine Verſtellung das Vertrauen des Ariſts Er verſprach ihm ſeine Gemahlin heimlich zuzuführen, und der leichtgläubige Ariſt, deſſen Herz die Redlichkeit eines Mannes nicht nach ſeinem Stande beurtheilte, überlieferte ihm den unglücklichen Zettel, welcher der Fallſtrick ſeiner Gemahlin ward. Man geſtattete die erſtere Zuſammenkunft auf einige Minuten, Philinten deſto ſichrer zu machen. Ariſt wurde ſodann in ein andres Zimmer gebracht, und Cleon übernahm bey der folgenden Zuſammenkunft die Rolle deſſelben, damit er einer bedrängten Frau die noch übrige Glückſeligkeit ihres Lebens rauben möchte, ob er ihr gleich in dem Auge des Vernünftigen weder ihre Ehre noch ihre Tugend geraubt hatte. Seine Freude war zu übermäßig, als daß er die betrogne Philinte in dem glücklichen Irrthum hätte laſſen ſollen, in welchem ſie ſich befand.

Sie vernahm in dem Zuſtand, worinnen ſie war, nichts von allen den leeren Entſchuldigungen, mit welchen er die niederträchtigſte Grauſamkeit unter dem Namen einer unwiderſtehlichen Liebe, verbergen wollte. Abgebrochne Verwünſchungen wider ihn, wider ſich ſelbſt, die beweglichſten Bitten an den Himmel und an ihren Gemahl, ihr zu vergeben, waren alles, was ſie ſagen konnte. Der Böſewicht ſelbſt zitterte vor der Folge ſeiner Boßheit. Er empfand vielleicht das erſtemal über

ein begangnes Laster eine verwirrte Reue und Furcht vor der Strafe. Die Freyheit ihres Gemahls, die Verschwiegenheit des Vergangenen, und alle mögliche Versprechungen konnten sie nicht beruhigen. Sie erholte sich nicht eher wieder, als in den Armen ihrer Calliste. Sie würde vergeblich ihr Unglück vor ihrer Freundin verborgen haben, wenn sie auch gewollt hätte. Ihre Klagen hätten es wider ihren Willen verrathen. Der Trost der Freundschaft war ein unvermögendes Mittel für eine unheilbare Wunde, wie die ihrige.

Cleon glaubte, wie alle Verbrecher, eine böse Handlung durch eine gute, die er ohnedieß zu thun schuldig war, auszusöhnen. Er gab dem Arist seine Freyheit, und er verdoppelte dadurch seine Grausamkeiten, ohne daß er es selbst wußte. Arist schrieb seine Freyheit bloß dem Eifer seiner Gemahlin zu. Mit welcher Entzückung dachte er an die Freude, sie wieder zu sehen. Wie lebhaft bildete er sich die Scenen ein, da sie sich so unverhofft wieder umarmen und wieder lieben würden. Er verhinderte, daß seine Gemahlin nichts von seiner Freyheit erfuhr. Sie war in der Gesellschaft ihrer Freundin und ihres Grams auf die Güter der Calliste gereißt. Jeder Gegenstand erinnerte sie hier an die ersten Freuden ihrer Liebe, und vergrößerte dadurch die gegenwärtigen Schmerzen derselben. Arist überfiel sie in einer Sommerlaube, wo er ihr ehemals das erste Geständniß seines Herzens gethan hatte, und wo er sie jetzt mit

Calli-

Cölliſten in Thränen fand. Er ſah ſich als die Urſache dieſer Thränen an. Wie froh war er, ſie abzutrocknen! Wie lebhaft, wie unausſprechlich war ſeine Freude, ſeine Zärtlichkeit, da er ſie an die Bruſt druckte, die ſo lange nach dieſem glücklichen Augenblicke geſeufzt hatte!

Er verſprach ſich keinen geringern Grad der Entzückung von **Philinten**, und er war vor Beſtürzung faſt ohne Gefühl, da er alle ſeine Liebkoſungen mit einem Strohm von Thränen, einer traurigen Bläſſe des Todes und unvermutheten Seufzern beantwortet ſah. **Philinte** zwang ſich vergeblich eben ſo zärtlich zu ſeyn als er. Eine aufmerkſame Liebe bemerkt den Zwang allzuleicht. Ariſt glaubte ſehr bald die Urſache dieſer gezwungenen Zärtlichkeit, und der Betrübniß, die unter der Freude der Calliſte hervorblickte zu entdecken. Er erinnerte ſich, daß er der Mörder des Ehegatts war. „Ach! meine Gemahlin, rief er, warum haben ſie ſich um ein Leben bemüht, daß mir ohne ihre Liebe das grauſamſte Geſchenk der Vorſehung ſeyn muß? Wie kann ihr Herz, das ſo gern verzeiht, ihren Vater ſo ſtreng an einem Unſchuldigen rächen? Wie gern würde ich mein Blut, ſie zu verſöhnen, vergoſſen haben! Ich hätte ſodann wenigſtens den Troſt gehabt, daß ihr Haß mit meinem Tode aufgehöret hätte.„

Er verdoppelte ſeine Liebe, ihr Herz noch einmal zu verdienen, und verdoppelte dadurch bloß ihre Martern und ihren Zwang, dieſe Martern zu verbergen. In dem Arme dieſes Gemahls, in

dem ſie ſonſt jederzeit ein neues Glück gefunden hatte, fand ſie jetzt, wenn ſie ihm nicht entfliehen konnte, eine neue Quaal. Der arme Ariſt ſchalt ſie für ungerecht. Er murrte und ſeine Vorwürfe machten ſie noch unglücklicher. Calliſte ſah den Schmerz ihrer beyden Freunde, ohne daß ſie ſich unterſtand das Verſprechen an Philinten zu vergeſſen und Ariſten das traurige Geheimniß zu eröfnen. Die Freuden der Liebe und der Freundſchaft waren aus dieſem für drey der edelſten Herzen ehemals ſo glücklichen Aufenhalt verbannt. Was für ein Leben ohne das Glück der Freundſchaft und der Liebe für Seelen, die beydes in dem höchſten Grade zu empfinden geſchaffen waren!

Die Vorſehung erbarmte ſich über eine genug geprüfte Tugend. Philinte ſtarb in den Armen ihres Gemahls, und ihr letztes Wort war eine Bitte ihr zu verzeihen. Er erfuhr nach ihrem Tode von Calliſten, warum ſie ihn um Verzeihung gebethen hatte. Eine tödtliche Krankheit, die ihm der Gram und ſeine Unglücksfälle zuzogen, verhinderten ihn, ſich an dem Grafen zu rächen. Der Tod vereinigte ihn wenig Wochen nach dem Verluſt der Philinte mit ihr auf ewig. Man begrub ihn an ihrer Seite und jeder Freund der Unglücklichen opferte dem Grabe dieſer zärtlichen Ehegatten, zur Ehre der Tugend und der Liebe, ſein Mitleid und ſeine Thränen.

Das Geſicht des Babuck

oder

der Lauf der Welt.

Eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen.

Sethuriel iſt einer von den erſten unter den Schutzgöttern, welche den Staaten in der Welt vorſtehen, und er hat die Angelegenheiten von Oberaſien zu beſorgen. Er ſtieg an einem Morgen in die Wohnung des Scythen Babuck an dem Ufer des Orus herab, und ſprach zu ihm: **Babuck**, die Thorheiten und die Ausſchweifungen der Perſer haben ſich unſern Zorn zugezogen. Die Schutzgötter von **Oberaſien** haben geſtern eine Verſammlung gehalten, um zu unterſuchen, ob man **Perſepolis** nur bloß züchtigen oder ganz verwüſten ſoll. Begieb dich nach dieſer Stadt. Unterſuche alles. Du wirſt mir ſodann eine getreue Rechnung abſtatten, und ich werde mich nach deiner Erzählung entſchließen, entweder die Stadt zu verwüſten, oder ſie auszurotten. Allein, gnädiger Herr, ſprach Babuck demüthig, ich bin niemals in Perſien geweſen, und ich kenne keinen Menſchen daſelbſt. Deſto beſſer, ſagte der Engel, du wirſt alſo nicht partheyiſch ſeyn. Du haſt von dem Himmel eine gute Unterſcheidungskraft erhalten, und ich füge noch die Gabe hinzu, Vertrauen einzuflößen. Gehe, betrachte,

trachte, höre, beobachte alles und fürchte nichts. Man wird dich überall wohl aufnehmen.

Babuck stieg auf sein Kameel und reißte mit seinen Bedienten ab. Nach einigen Tagereisen traf er auf den Ebenen von Sennaar die Persianische Armee an, welche im Begriff war der Indianischen ein Treffen zu liefern. Er wandte sich Anfangs zu einem Soldaten, der sich etwas von ihr entfernt hatte. Er sprach mit ihm und fragte, was die Ursache von diesem Kriege wäre? Bey den Göttern, sprach der Soldat, ich weiß es nicht. Das geht mich nichts an. Mein Amt ist, zu Erhaltung meines Lebens zu tödten, oder mich tödten zu lassen. Mir ist es gleich, wem ich diene. Vielleicht geh ich wohl gar morgen in das Lager der Indianer über, denn man sagt, daß sie ihren Soldaten des Tages fast eine halbe kupferne Drachma mehr geben, als wir in diesen verzweifelten Persianischen Diensten bekommen. Wenn sie wissen wollen, um was man sich schlägt, so sprechen sie mit meinem Hauptmann.

Babuck gab dem Soldaten ein klein Geschenk und verfügte sich in das Lager. Er errichtete bald mit dem Hauptmann einige Bekanntschaft, und fragte ihn nach der Ursache des Krieges. Wie soll ich es wissen? sprach der Hauptmann, und was geht es mich an, ob ich diese wichtige Ursache weiß oder nicht? Ich wohne auf zweyhundert Meilen hinter Persepolis. Ich höre, daß man einander den Krieg angekündiget hat. Ich verlasse sogleich meine Familie, und suche nach unsrer

Gewohn-

Gewohnheit entweder das Glück oder den Tod, weil ich nichts weiter zu thun habe. Allein sind denn nicht ihre Gefährten ein wenig besser von der Sache unterrichtet, als wir sie? sprach Babuck. Nein, antwortete der Officier, nur bloß unsre vornehmsten Satrapen wissen es genau, warum man einander erwürgt.

Der erstaunte Babuck verschafte sich bey den Generalen einigen Zutritt. Er erwarb ihre Vertraulichkeit. Einer von ihnen sagte ihm endlich: Die erste Ursache von diesem Krieg, der schon seit zwanzig Jahren Asien verwüstet, rührt hauptsächlich von einem Streit zwischen dem Verschnittenen von einer Gemahlin des großen Königes von Persien, und einem Zollbeamten des großen Königes von Indien her. Es betrifft ein Recht, welches ohngefähr den dreyßigsten Theil eines Darickus austrägt. Der erste Minister von Indien und der unsrige behaupteten, wie sich es gehört, die Rechte ihrer Herren. Der Streit ward hitzig. Man ließ von beyden Seiten eine Armee von einer Million Soldaten in das Feld rücken. Man braucht alle Jahre mehr als viermal hunderttausend Mann, diese Armee wieder zu ergänzen. Das Schwerdt, das Feuer, die Verwüstungen breiten sich je weiter und weiter aus. Der Erdkreiß leidet, und die Erbitterung dauert immer noch fort. Der erste Minister von Indien und der unsrige betheuern sehr oft, daß sie bloß wegen des Wohls des menschlichen Geschlechts so handeln, und bey jeder Betheurung wird noch eine

zerſtöhrte Stadt und eine verwüſtete Provi
mehr.

Weil ſich den folgenden Tag ein Gerücht au
breitete, daß man im Begriff wäre einen Friede
zu ſchlieſſen, ſo eilten der Perſianiſche und Indi
niſche General ſich ein Treffen zu liefern. Es w
blutig. Babuck ſah alle Fehler und Abſcheu
lichkeiten von denſelben. Er war ein Zeuge v
den Bewegungen der vornehmſten Satrapen, w
che alles mögliche thaten, damit ihr General g
ſchlagen werden möchte. Er ſah Officiers, d
von ihren eignen Leuten getödtet wurden. Er ſ
Soldaten, die ihre ſterbenden Cameraden vollend
erwürgten, um ihnen einige zerriſſene und m
Blut und Koth bedeckte Lumpen zu entreiſſen. S
begab ſich nach den Hoſpitälern, wo man die Ve
wundeten hingebracht hatte. Der meiſte Th
derſelben ſtarb durch die unmenſchliche Nachläſſig
keit derjenigen ſelbſt, welche der König von Per
ſien ſehr theuer bezahlte, ihnen zu helfen. Sin
dieß Menſchen, rufte Babuck aus, oder wil
Beſtien? Ach! ich ſehe wohl, Perſepolis wi
zerſtöhret werden.

Voll von dieſen Gedanken verfügte er ſich na
dem Lager der Indianer. Man empfieng ihn d
ſelbſt eben ſo wohl, als bey den Perſern, ſo w
es ihm Jthuriel vorher geſagt hatte. Allein
ſah auch daſelbſt eben dieſe Ausſchweifungen, d
ihn mit Abſcheu erfüllt hatten. Gewiß, ſprach er
ſich ſelbſt, wenn der Engel Jthuriel die Perſer
ausrotten will, ſo muß der Schutzengel von J

blen ganz gewiß auch die Indianer auftreten. Er unterrichtete sich hierauf weitläuftiger und genauer von demjenigen, was sich in beyden Armeen zugetragen hatte. Man erzählte ihm Handlungen der Großmuth, der Größe der Seelen, der Menschlichkeit, welche ihn in Erstaunung und in Entzückung setzten. Unbegreifliche Sterbliche rufte er aus, wie könnt ihr so viel Niederträchtigkeit und Hoheit, so viel Laster und Tugenden mit einander vereinigen?

Der Friede ward unterdessen kund gemacht. Die Häupter der beyden Armeen, von welchen keiner den Sieg davon getragen hatte, die aber bloß ihres Eigennutzes wegen das Blut von so vielen Menschen, die ihnen gleich waren, vergossen hatten, begaben sich nach ihren Höfen um Belohnungen anzuhalten. Man feyerte den Frieden durch öffentliche Schriften, welche die Zurückkunft der Tugend und der Glückseligkeit auf dem Erdkreiß ankündigten. Gott sey Dank! sprach Babuck. Persepolio wird der Aufenthalt einer geläuterten Unschuld seyn. Sie wird nicht nach den Willen dieser bösen Schutzgeister zerstöhrt werden. Laßt uns ohne Verzug nach dieser Hauptstadt von Asien hineilen.

Er kam in dieser weitläuftigen Stadt durch denjenigen Theil an, welcher sehr alt war. Ueberall herrschte daselbst die Barbarey, und ein eckelhaftes bäurisches Wesen beleidigte die Augen. Man fand in diesem Theile der Stadt überall Spuhren

von demjenigen Zeitpunct, in dem sie geba
worden war. Denn ohnerachtet der Hartnäck
keit der Menschen, das Alte auf Kosten des Neu
zu loben, so muß man doch gestehen, daß die e
sten Versuche in jeder Art jederzeit noch rauh sind.

Babuck mischte sich unter einen Haufen Pöb
der aus dem schmutzigsten und häßlichsten Th
von beyden Geschlechtern bestand. Diese Men
eilte mit einer Miene, in welcher die Dummhe
ausgedruckt war, in ein großes und dunkles Ge
bäude. Babuck schloß aus dem beständigen Ge
summe, aus den Bewegungen, die er bemerkte, au
dem Gelde, welches einige Personen für das Rech
sich niederzusetzen, an andre bezahlten, daß er sic
auf einem Markte befände, wo man von Stroh ge
flochtne Stühle verkaufte. Allein er sah bald
darauf, daß viele Frauenzimmer niederknieten
und steif vor sich nieder zu sehen schienen, von
der Seite aber schielten sie nach den Mannsperso
nen. Hieraus ward er gewahr, daß er sich in ei
nem Tempel befand. Das Gewölbe erschallte von
den übelausgesprochenen Tönen der unangeneh
men, rauhen, harten und unharmonischen Stimmen
die eben so klangen als die Stimmen der Wald
esel, wenn sie in den Wiesen der Bockpfeife,
die sie herzuruft, antworten. Er hielt sich
die Ohren zu, aber fast hätte er sich auch die Au
gen und die Nase zuhalten müssen, als er Hand
arbeiter mit Brecheisen und Schaufeln in den Tem
pel treten sah. Sie gruben einen großen Stein

aus,

aus, und warfen rechter und linker Hand eine Erde heraus, aus welcher ein giftiger Geruch ausdunstete. Man setzte hierauf einen Todten in diese Oefnung, und legte den Stein wieder darüber. Wie rufte Babuck aus, diese Leute begraben ihre Todten an eben den Orten, wo sie die Gottheit anbethen? Ihre Tempel sind mit Leichnammen gepflastert? Ich wundre mich nun nicht mehr über diese pestilentialischen Krankheiten, welche Persepolis so öfters verwüsten. Die Fäulniß von den Todten und von so viel Lebenden, die an einerley Orte versammlet, und so eng eingeschlossen sind, ist zureichend, die Erdkugel zu vergiften. Was für eine häßliche Stadt ist dieß Persepolis! Vermuthlich wollen es die Schutzengel deswegen zerstöhren, um dafür wieder eine viel schönere aufzubauen, und um es wieder mit Einwohnern zu bevölkern, die weniger schmutzig sind, und besser singen können. Die Vorsehung kann ihre Gründe haben. Sie mag es machen, wie sie will.

Die Sonne näherte sich unterdessen von der Höhe ihrer Laufbahn. Babuck sollte zu Mittage bey einer Dame speisen, an welche ihm ihr Gemahl, ein Officier bey der Armee Briefe mitgegeben hatte. Er gieng vorher noch an verschiedenen Orten in Persepolis herum. Er sah andre Tempel, die besser gebauet und besser ausgeputzt waren. Sie waren von gesitteten Leuten voll, und erschallten von einer wohlklingenden Musik. Er

bemerkte öffentliche Springbrunnen, die, ob sie gleich sehr übel angebracht waren, dennoch die Augen durch ihre Schönheit reitzten, Plätze, wo die besten Könige, die Persien beherrscht hatten, im Metall gleichsam zu leben schienen, andre Plätze, wo er das Volk ausrufen hörte, wenn werden wir den Prinz, den wir lieben, hier wieder sehen? Er bewunderte die prächtigen Brücken, die über den Fluß aufgeführt waren, die vortreflichen und bequehmen Dämme, die Palläste die zur Rechten und zur Linken gebaut waren, ein weitläuftiges Gebäude, wo Tausende von alten verwundeten Soldaten und Siegern dem Gott der Heere täglich Dank abstatteten. Er begab sich endlich zu der Dame, die mit einer Gesellschaft Freunde von gutem Stande ihn zu der Mittagsmahlzeit erwartete. Das Haus war sauber und wohl aufgeputzt, die Mahlzeit war schmackhaft, die Dame jung, schön, feurig, einnehmend, und die ganze Gesellschaft war ihrer werth. Babuck sagte jeden Augenblick zu sich selbst: Der Engel Jrhuriel ist nicht wohl klug, daß er eine so reitzende Stadt zerstöhren will.

Er ward indessen gewahr, daß die Dame, die ihn im Anfange sehr zärtlich nach Neuigkeiten von ihrem Manne gefragt hatte, gegen das Ende der Mahlzeit noch viel zärtlicher mit einem jungen Priester der Sonne sprach. Er sah eine obrigkeitliche Person in Gegenwart seiner Frau eine Wittwe sehr lebhaft umarmen, und die gütige Wittwe hatte einen Arm um den Hals dieser obrigkeitlichen

Person

Person geschlagen. Zu gleicher Zeit reichte sie die andre einem sehr schönen und sittsamen jungen Bürger. Die Frau der Gerichtsperson stand zu erst von der Tafel auf, um sich in einem benachbarten Cabinet mit ihrem Gewissensrath zu unterhalten, der sehr spät kam und den man zu der Mittagsmahlzeit erwartet hatte. Der Gewissensrath sprach, als ein beredter Mann, mit so viel Heftigkeit und Geist in dem Cabinet mit ihr, daß die Dame nasse Augen, glühende Wangen, einen wankenden Schritt und einen zitternden Ton in ihrer Stimme bey ihrer Zurückkunft hatte.

Babuck fieng an zu fürchten, daß der Schutzgeist Ithuriel doch wohl recht haben möchte. Die Gabe die er besaß, sich Zutrauen zu erwerben, machte, daß er noch diesen Tag selbst die Geheimnisse der Dame erfuhr. Sie vertraute ihm ihre Neigung für den jungen Priester der Sonne, und sie versicherte ihn, daß er in allen Häusern von Persepolis eben das finden würde, was er in dem ihrigen gesehen hätte. Babuck schloß hieraus, daß eine Gesellschaft von dieser Art nicht lange bestehen könnte, daß die Eifersucht, die Uneinigkeit, die Rache in allen Häusern eine allgemeine Verwüstung anrichten, und die Thränen, und das Blut jeden Tag fliessen müßten, daß die Ehemänner ganz gewiß die Liebhaber ihrer Weiber tödten würden, oder selbst von ihnen würden getödtet werden, und daß endlich Ithuriel sehr wohl thun würde, eine Stadt auf einmal zu zerstöhren,

die

die beſtändigen Unglücksfällen Preiß gegeben wäre.

Er ſaß in dieſen traurigen Gedanken vertieft, als ſich ein Mann von ernſthaftem Anſehn in einem ſchwarzen Mantel an der Thür zeigte, der ſehr demüthig mit der jungen Gerichtsperſon zu ſprechen verlangte. Ohne aufzuſtehen und ohne ihn anzuſehen, gab ihm dieſer ganz ſtolz und mit einer Art von Zerſtreuung einige Papiere, und ließ ihn gehen. Babuck fragte, wer dieſer Mann wäre? Die Dame vom Hauſe ſagte ihm ganz ſachte; es iſt einer der beſten Advocaten in der Stadt, und der ſchon funfzig Jahr die Geſetze durchſtudiert hat. Der Herr der nicht älter als fünf und zwanzig Jahr, und ſeit zwey Tagen ein Oberbeamter der Geſetze iſt, trägt ihm auf, einen Auszug aus einem Proceß zu machen, den er entſcheiden ſoll, und den er noch nicht unterſucht hat. Dieſer junge Unbeſonnene, ſagte Babuck, handelt ſehr klug, daß er einen Greiß um Rath fragt, aber warum iſt dieſer Greiß nicht ſelbſt Richter? Sie wiſſen nicht was ſie ſagen, antwortete man ihm, diejenigen die in den mühſamſten Unterbedienungen grau geworden ſind, kommen niemals zu dergleichen Würden. Dieſer junge Menſch bekleidet eine ſo hohe Bedienung, weil ſein Vater reich iſt, und hier kauft man das Recht die Gerechtigkeit zu verwalten eben ſo wie eine Meyerey. O Sitten! o unglückliche Stadt! rufte Babuck aus! Sehet den höchſten Grad der Unordnung! Ohnfehlbar verkaufen diejenigen, welche auf dergleichen Art

das Recht zu entscheiden erkauft haben, gleichfalls wieder ihre Urtheilssprüche. Ich sehe hier nichts als einen Abgrund von Unbilligkeit. Indem er hierdurch seinen Schmerz und seine Erstaunung ausdruckte, so sprach ein junger Kriegsbedienter der an eben diesem Tage von der Armee zurückgekommen war, zu ihm! Warum wollen sie nicht, daß man die bürgerlichen Bedienungen erkaufen soll? Ich habe mir ziemlich theuer das Recht erkauft, an der Spitze von zweytausend Mann, die unter meinem Befehl stehen, dem Tode Trotz zu bieten. Es hat mich dieses Jahr vierzigtausend güldne Darickus gekostet, daß ich habe dreyßig Nächte nach einander in rother Kleidung auf der Erde liegen, und zwey tüchtige Pfeilwunden, die mich noch schmerzen, erhalten dürfen. Wenn ich mich in den Untergang stürze dem Kaiser von **Persien** zu dienen, den ich niemals gesehen habe, so kann der Herr Oberversteher der Gesetze auch schon Etwas für das Vergnügen bezahlen, den streitenden Parthenen Gehör zu ertheilen. Der unwillige **Barbuck** konnte sich nicht enthalten in seinem Herzen ein Land zu verdammen, wo man die Ehrenstellen des bürgerlichen und des Kriegsstandes an die Meistbiethenden überließ. Er schloß mit vieler Uebereilung, daß daselbst nothwendig der Krieg und die Gesetze völlig unbekannt seyn müßten, und daß, wenn auch **Jehuriel** diese Völker nicht ausrotten sollte, sie doch durch ihre verabscheuungswürdige Verwaltung der Geschäfte selbst untergehen würden.

Seine

Seine schlimme Meynung ward noch durch die Ankunft eines dicken Mannes vermehret, der die ganze Gesellschaft sehr vertraut grüßte, und sich dem jungen Officier näherte. Ich kann ihnen, sprach er zu ihm, nicht mehr als funfzigtausend gölone Darickus leihen, denn in Wahrheit die Abgaben des Reichs haben mir dieß Jahr nicht mehr als Dreymalhunderttausend eingetragen. Babuck erkundigte sich, wer der Mann wäre, der sich beklagte, daß er so wenig gewonnen hätte? Er erfuhr, daß es in Persepolis vierzig Könige von dem Stande des Pöbels gebe, welche das ganze persianische Reich gepachtet hätten, und davon dem Monarchen Etwas abgeben müßten.

Nach der Mahlzeit begab er sich in einen der prächtigsten Tempel der Stadt. Er saß mitten unter einer Menge von Frauenzimmern und Mannspersonen, die sich zum Zeitvertreib hier eingefunden hatten. Ein Priester der Sonne erschien auf einer erhöhten Maschine, und sprach lange Zeit von dem Laster und der Tugend. Er theilte dasjenige was keiner Eintheilung nöthig hatte, in verschiedene Theile ab, bewieß dasjenige methodisch, was deutlich war, und lehrte alles was man schon wußte. Er erhitzte sich mit kaltem Blut und trat voll Schweiß und ganz aus dem Athem wieder ab. Die ganze Gesellschaft erwachte sodann wieder und glaubte, eine gute Unterrichtung angehört zu haben. Was für ein Mensch, sprach Babuck, der alles Mögliche anwendet, zwey bis dreyhundert von sei-

nen

ten Mitbürgern ſchläfrig zu machen! Allein ſeine Abſicht war gut, und Perſepolis verdient deswegen noch nicht zerſtöhrt zu werden.

Man nahm ihn, als er aus dieſer Verſammlung weggieng, mit, ein öffentliches Feſt anzuſehen, welches das ganze Jahr durch alle Tage gefeyert wurde. Man begieng es in einer Art von einem großen runden Tempel in deſſen Innerem man einen Pallaſt erblickte. Die ſchönſten Einwohnerinnen von Perſepolis, die vornehmſten Kronbedienten, alle nach einer gewiſſen Ordnung geſtellt, gaben einen ſo ſchönen Anblick, daß Babuck anfangs glaubte, dieſer Anblick würde das ganze Feſt ausmachen. Zwey oder drey Perſonen welche Könige und Königinnen zu ſeyn ſchienen, traten bald darauf in den Vorſaal von dieſem Pallaſt. Ihre Sprache war von der Sprache des Pöbels ſehr weit unterſchieden. Sie war abgemeſſen, harmoniſch und erhaben. Niemand ſchlief, man hörte mit einem tiefen Stillſchweigen zu, welches durch nichts unterbrochen wurde, als durch die Zeugniſſe der gerührten Empfindung und der öffentlichen Bewunderung. Die Pflicht der Könige, die Liebe der Tugend, die Gefahren der Leidenſchaften, wurden durch ſo lebhafte und ſo rührende Züge ausgedruckt, daß Babuck Thränen vergoß. Er zweifelte gar nicht, daß dieſe Helden und Heldinnen, dieſe Könige und Königinnen, die er gehört hatte, die Prieſter des Reichs wären? Er ſetzte ſich ſo gar vor, den Jehuriel zu überreden, daß er ſelbſt kommen

und

und sie anhören sollte, und er war fest überzeugt, daß ein Anblick von der Art ihn auf ewig wieder mit der Stadt aussöhnen würde.

So bald dieses Fest vollendet worden war, wünschte er die vornehmste Königin zu sehen, von der er in diesem schönen Pallast eine so edle und reine Moral gehört hatte. Er ließ sich bey Ihro Majestät einführen. Man brachte ihn durch eine kleine Treppe nach einem übel aufgeputzten Zimmer in dem andern Stock. Er fand daselbst ein schlechtgekleidetes Frauenzimmer, das ihm mit einer edlen und pathetischen Miene sagte: Diese Beschäfftigung erwirbt mir nicht so viel, daß ich davon leben kann. Einer von den Prinzen, die sie gesehen haben, hat mich geschwängert. Ich werde bald niederkommen. Es mangelt mir an Geld, und ohne Geld kommt man nicht nieder. Babuck gab ihr hundert güldene Darickus. Wenn dieß das einzige Uebel in dieser Stadt wäre, sprach er, so würde Ithuriel Unrecht haben, sich so sehr zu erzürnen.

Er gieng von hier weg, den Abend bey einigen Kaufleuten zuzubringen, die mit verschiedenen anmuthen Kostbarkeiten handelten. Ein erfahrner Mensch mit dem er einige Bekanntschaft errichtet hatte, führte ihn hin. Er kaufte dasjenige, was ihm gefiel, und man verkaufte es ihm sehr höflich, weit theurer als es werth war. Sein Freund zeigte ihm bey seiner Zurückkunft nach Hause, wie sehr man ihn betrogen hätte. Babuck zeichnete den

Mamen

Namen des Kaufmanns in ſeine Schreibetafel ein, damit ihn Ithuriel an dem Tage des Strafgerichts über die Stadt von allen andern unterſcheiden möchte. Indem er noch ſchrieb, klopfte man an ſeine Thüre. Es war der Kaufmann ſelbſt, der ihm ſeinen Geldbeutel wiederbrachte, den er aus Verſehen auf der Schreibetafel deſſelben hatte liegen laſſen. Wie iſt es möglich, ſchrie Babuck, daß ſie ſo edel und ſo großmüthig ſeyn können, da ſie ſich doch nicht geſchämt haben, mir nichtswürdige Kleinigkeiten vierfach über ihren Werth zu verkaufen?

Jeder Handelsmann, antwortete ihm der Kaufmann, der nur ein wenig in dieſer Stadt bekannt iſt, würde ihnen ihren Geldbeutel wiedergebracht haben. Allein man hat ſie hintergangen, wenn man ihnen geſagt hat, daß ich ihnen dasjenige, was ſie bey mir ausgenommen haben, nur viermal theurer, als es werth iſt, verkauft habe. Zehnmal theurer habe ich es ihnen verkauft. Und dieß iſt ſo gewiß wahr, daß ſie nicht einmal diesen zehnten Theil wieder dafür bekommen werden, wenn ſie es nach einem Monath wieder verkaufen wollen. Allein nichts iſt billiger, als dieß. Bloß die Phantaſie der Menſchen beſtimmt den Preiß von dergleichen nichtsbedeutenden Dingen. Dieſe Phantaſie macht, daß hundert Arbeiter, denen ich Arbeit gebe, leben können. Sie iſt es, die mir ein ſchönes Haus, einen bequehmen Wagen und Pferde giebt. Sie iſt es, welche den Fleiß ermuntert,

den Geschmack, den Umlauf des Geldes und de
Ueberfluß unterhält.

Ich verkaufe eben diese Kleinigkeiten den be
nachbarten Nationen noch viel theurer als ihnen
und hierdurch werde ich dem Staat nützlich. Ba
buck dachte der Sache ein wenig nach und löscht
ihn aus seiner Schreibtafel wieder aus.

Babuck war sehr ungewiß, was er von Per
sepolis denken sollte. Er beschloß die Priester der
Sonnen und die Gelehrten zu besuchen. Denn
die einen befleißigten sich der Weisheit, und die
andern der Religion, und er schmeichelte sich also
daß sie für den übrigen Theil des Volks Gnade
erlangen würden. Gleich den folgenden Morgen
begab er sich in ein Collegium der Priester der
Sonnen. Der oberste Vorsteher gestand ihm,
daß er hundert tausend Thaler Einkünfte genüße,
weil er das Gelübde der Armuth gethan hätte, und
daß er eine ziemlich weit ausgebreitete Herrschaft
wegen seines Gelübdes der Demuth ausübe. Er
ließ ihn sodann in der Gesellschaft eines jungen
Priesters, der die Stelle des Wirths vom Hause
vertrat.

Unter der Zeit da ihm dieser die Pracht dieses
Gebäudes, welches für Büßende bestimmt war,
zeigte, breitete sich das Gerücht aus, daß Babuck
gekommen wäre, mit allen diesen Häusern eine
Veränderung vorzunehmen. Sogleich empfieng
er von jedem derselben Bittschriften, und alle dieſe
Bitt-

Bittschriften sagten kurz dieses: **Erhalten sie uns und zerstöhren sie alle die übrigen.** Alle diese Gesellschaften waren nach dem Inhalt ihrer Schutzschriften nothwendig, und alle verdienten nach ihren gegenseitigen Anklagen aufgehoben zu werden. Er wunderte sich, daß auch jedwede, um den Erdkreiß zu erbauen, die Herrschaft über denselben haben wollte. **Babuck** erzürnte sich über die Thorheit dieser Menschen, welche aus der Weisheit ihre Hauptbeschäfftigung machten, über die Ränke derjenigen, welche der Welt entsagt hatten, über den Eygeitz und den flizigten Stolz solcher Personen, welche die Demuth und die Uneigennühzigkeit lehrten. Er machte den Schluß, daß **Jehuriel** sehr gute Gründe hätte, diese ganze Brut zu verderben.

Als er wieder nach Hause zurükgekommen war, ließ er sich einige neue Bücher holen seinen Verdruß zu lindern, und sich wieder aufzumuntern, bath er einige Gelehrten, bey ihm zu Mittage zu speisen. Gleich den Wespen, welche das Honig an sich lockt, kamen zweymal mehr als er gebethen hatte. Diese Schmarutzer aßen eben so geschwind und so viel, als sie sprachen. Sie lobten zwey Arten von Leuten, die Todten und sich selbst. Niemals lobten sie ihre Zeitverwandten ausgenommen den Herrn vom Hause. Wenn einer von ihnen einen schönen Einfall sagte, schlugen die andern die Augen nieder, und bissen sich für Schmerz in die Lippen, daß sie ihn nicht gesagt

hatten. Sie verſtellten ſich weniger als die Prieſter der Sonne, weil ihr Ehrgeiz keine ſo groſſen Gegenſtände hatte. Jedweder bemühte ſich eifrigſt, den Ruf eines groſſen Mannes zu haben, und bey dem Herrn vom Hauſe die Stelle ſeines Bedienten zu vertreten. Sie ſagten ſich eine Menge beleidigende Dinge ins Geſicht, die ſie für ſehr witzige Züge hielten. Sie hatten von der Sendung des Babuck einige Känntniß. Einer von ihnen bath ihn ganz heimlich einen Schriftſteller auszurotten, von dem er vor fünf Jahren nicht genug gelobt worden war. Der andre bath um den Untergang eines gewiſſen Mannes, der niemals bey ſeinen Comödien gelacht hatte. Der dritte bath, eine gewiſſe gelehrte Geſellſchaft zu vertilgen, die ihn niemals zu ihrem Mitgliede hatte aufnehmen wollen. Nach geendigter Mittagsmahlzeit gieng jedweder von ihnen ganz allein fort, denn unter dem ganzen Hauſen befanden ſich nicht zwey Perſonen die einander hätten vertragen, oder nur an einem andern Ort, als bey den Reichen von denen ſie zu Gaſte gebethen wurden, mit einander ſprechen können. Babuck urtheilte, daß es kein groſſes Unglück ſeyn würde, wenn dieſes Gewürm in der allgemeinen Verwüſtung untergienge.

So bald er ſich von ihnen frey gemacht hatte, fieng er an einige neue Bücher zu leſen. Er erkannte darinne den Witz ſeiner Gäſte. Hauptſächlich erblickte er dieſe Zeitungsblätter der Schmähſucht, dieſe Archive des übeln Geſchmacks, welche

der

der Neid, die Niederträchtigkeit und der Hunger in die Feder gegeben haben, mit Unwillen; diese niedrigen Satyren, durch welche man den Geyer noch mehr nährt, und die Taube zerreißt, diese von aller Einbildungskraft entblößten Romane, wo man so viele Schilderungen von Frauenzimmern, welche der Verfasser nicht kennt, gewahr wird.

Er warf alle diese verabscheuungswürdigen Schriften in das Feuer und gieng weg, den Abend mit einem Spaziergang zuzubringen. Man stellte ihn einem alten Gelehrten vor, der ihn nicht besucht und die Anzahl seiner Schmarutzer nicht vergrößert hatte. Dieser Gelehrte floh jederzeit die Menge. Er kannte die Menschen. Er wußte diese Känntniß zu nutzen, und er gestattete seinen Umgang mit vieler Vorsichtigkeit. Babuck sprach mit vielem Schmerz von demjenigen, was er gesehen und gelesen hatte, mit ihm.

Sie haben sehr elende Sachen gelesen, sagte der weise Gelehrte zu ihm. Allein zu allen Zeiten, in allen Ländern, und in allen Arten ist das Schlechte im Ueberfluß, und das Gute ist seltsam. Sie haben den Auswurf von Pedanten bey sich gesehen, denn die Unwürdigsten in jedem Stande stellen sich jederzeit mit der meisten Unverschämtheit ein. Die wahrhaften Weisen leben unter sich einsam und ruhig. Es giebt noch Menschen und Bücher unter uns, die ihrer Aufmerksamkeit würdig sind. Noch ein andrer Gelehrter kam unter der Zeit, da er so redete zu ihnen. Ihre Unter-

redung war so angenehm und so lehrreich, so weit über die Vorurtheile erhaben, und der Tugend des Babuck so gemäß, daß er gestand, wie er niemals etwas von der Art gehört hätte. Gewiß dieß sind Männer, sprach er ganz heimlich, welche sich der Engel Jthuriel nicht anzurühren unterstehen wird, oder er müßte sehr unbarmherzig seyn.

Nach seiner Aussohnung mit den Gelehrten, blieb er doch noch jederzeit gegen die übrige Nation erzürnt. Sie sind ein Fremder, sagte der scharfsichtige Gelehrte, der mit ihm redete, zu ihm. Die Mißbräuche zeigen sich in Menge vor ihren Augen, und das Gute, welches verborgen ist, und welches selbst bisweilen aus diesen Mißbräuchen entspringt, entwischt ihnen. Man führte ihn alsdann zu dem vornehmsten Priester der Sonne, welchen man den Oberaufseher nannte. Babuck ward in diesem einen Mann gewahr, welcher würdig war das Haupt der Gerechten zu seyn. Er erfuhr, daß ihm noch sehr viel andre gleich wären. Er sah sogar ein, daß diese großen Gesellschaften, die durch ihre Zänkereyen sich ihren gemeinschaftlichen Fall zuzubereiten schienen, im Grunde sehr heilsame Anordnungen waren, und daß jede von diesen Gesellschaften ein Zaum für ihre Nebenbuhlerinnen war; daß, wenn sie auch bey ihren Wetteiferungen in einigen Meynungen von einander unterschieden wären, sie dennoch alle einerley Moral lehrten; daß sie das Volk unterrichteten, und in dem Gehorsam gegen die Gesetze

lebten,

lebten, und alſo den Lehrmeiſtern gleich wären, welche auf den Sohn des Hauſes Acht geben, da indeſſen der Herr des Hauſes auf ſie Acht hat. Er gieng mit den meiſten von ihnen um, und fand ſehr andächtige Seelen unter denſelben. Er argwohnte endlich, daß es wohl mit den Sitten von **Perſepolis** eben ſo ſeyn könnte, als mit den Gebäuden daſelbſt, davon ihm einige der Erbarmung würdig geſchienen, und die andern ihn mit Verwunderung erfüllt hatten.

Er ſprach zu ſeinem Gelehrten, ich ſehe nun wohl ein, daß dieſe Prieſter der Sonne, die ich für ſo gefährlich gehalten habe, in der That ſehr nützlich ſind, beſonders, wenn eine weiſe Regierung ſie verhindert, ſich allzunothwendig zu machen. Aber ſie werden mir wenigſtens eingeſtehen, daß ihre jungen obrigkeitlichen Perſonen, die von dem Augenblick an, da ſie ein Pferd zu beſteigen gelernt haben, ſich eine richterliche Bedienung kaufen, auf ihren Richterſtühlen das Lächerlichſte, und das Unrichtigſte, welches die Unverſchämtheit und die Unbilligkeit haben können, häufig vorbringen müſſen. Es würde ohne allen Zweifel weit beſſer ſeyn, wenn man dieſe Stellen jenen alten Rechtsgelehrten ohne Entgeld ertheilte, die ihr ganzes Leben, die Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, zugebracht haben.

Der Gelehrte verſetzte: Sie haben vor ihrer Ankunft in **Perſepolis** unſre Armee geſehen. Sie wiſſen, daß unſre jungen Officiers ſehr gut

fechten, ob ſie gleich ihre Bedienungen gekauft haben. Vielleicht werden ſie auch ſehen, daß unſre jungen Richter nicht übel urtheilen, wenn ſie gleich die Erlaubniß, Proceſſe zu entſcheiden, bezahlt haben.

Er führte ihn den folgenden Tag nach dem großen Gericht, wo eine ſehr wichtige Entſcheidung gegeben werden ſollte. Die Sache war jederman bekannt: Alle dieſe alten Advocaten, die von derſelben ſprachen, waren in ihren Meynungen ungewiß. Sie führten hundert Geſetze an, davon man kein einziges eigentlich auf die Streitfrage anwenden konnte. Sie betrachteten die Sache von hundert Seiten her, und zeigten keine einzige derſelben in ihrem wahren Licht. Die Richter waren viel geſchwinder in ihren Entſcheidungen, als die Advocaten in ihren Zweifeln. Sie ſtimten faſt alle in ihrem Urtheil überein, ſie urtheilten gut, weil ſie bloß dem Licht der Vernunft folgten, und die andern hatten ſehr übel geſchloſſen, weil ſie bloß ihre Bücher um Rath gefragt hatten.

Babuck zog daraus den Schluß, daß die Mißbräuche oft mit ſehr guten Sachen verbunden wären. Er ſah noch ſo gar an eben dieſem Tage, daß die Reichthümer der Finanzperſonen, die ihn ſo ſehr aufgebracht hatten, eine vortrefliche Wirkung hervor bringen konnten. Der Kaiſer hatte Geld nöthig. Durch ihre Hülfe erhielt er in einer Stunde ſo viel, als er durch die ordentlichen Mittel nicht in ſechs Monathen aufgebracht

haben

haben würde. Er erblickte, daß dieſe dicken Wolken, die von dem Thau der Erde aufgeſchwollen waren, in einem Regen, dasjenige wieder zurück gaben, was ſie an ſich gezogen hatten. Ueberdieß waren die Kinder dieſes neuen Adels, weil ſie beſſer auferzogen wurden, als die Kinder aus den älteſten Familien, oft mehr werth als dieſe. Denn man kann ein guter Richter, ein tapfrer Soldat, und ein geſchickter Staatsmann ſeyn, wenn man gleich einen Vater gehabt hat, der nur ein guter Rechenmeiſter geweſen iſt.

Babuck ließ unvermerkt der Gewinnſucht der Finanzperſonen, die im Grunde nichts gewinnſüchtiger als andre Menſchen, und doch nothwendig ſind, Verzeihung wiederfahren. Er entſchuldigte die Thorheit, ſein Vermögen zu erſchöpfen, um Richter zu ſeyn, und ſich zu ſchlagen, eine Thorheit, welche ſehr große Gerichtsperſonen und Helden erzeugt. Er verzieh dem Neide der Gelehrten, weil ſich Leute unter ihnen fanden, welche die Welt aufklärten. Er verſöhnte ſich wieder mit den Prieſtern der Sonne, welche ehrgeizig waren, und nichts als Verwirrungen anzuſtiften ſuchten, weil ſie noch viel gröſſre Tugenden als dieſe kleinen Laſter beſaßen. Allein er behielt noch genug Urſache, ſich zu beſchwehren, übrig, und hauptſächlich verurſachten ihm die Galanterie der Damen und die Unordnungen, die darauf folgen mußten, viel Unruhe und Beſtürzung.

Weil er mit ſeinem Blick in alle die verſchiedenen Stände der Menſchen eindringen wollte, ſo

ließ er ſich zu einem Miniſter führen. Allein jeden Augenblick zitterte er auf dem Wege, eine Frau von ihrem Mann in ſeiner Gegenwart ermorden zu ſehen. Als er bey dem Miniſter anlangte, blieb er zwey Stunden in dem Vorzimmer ohne angemeldet zu werden, und noch zwey Stunden, nachdem er angemeldet worden war. Er ſetzte ſich in dieſem Zwiſchenraum feſt vor, den Miniſter und ſeine unhöflichen Schweitzer dem Jthuriel ſehr wohl anzupreiſen. Das Vorzimmer war voll von Damen von allerley Rang, von Prieſtern der Sonne von allerley Farbe, von Richtern, von Kaufleuten, von Officieren, von Pedanten: Alle beklagten ſich über den Miniſter. Der Geitzige und der Wucherer ſagte: Er plündert die Provinzen. Der Eigenſinnige warf ihm vor, daß er wunderlich wäre. Der Wollüſtige ſprach, er denke an nichts als an ſeine Vergnügungen. Der Freund der Cabalen ſchmeichelte ſich, ihn durch eine Cabale bald untergehen zu ſehen. Die Frauenzimmer hoften, daß man ihnen bald einen jüngern Miniſter geben würde.

Babuck hörte ihre Reden. Er konnte ſich nicht enthalten, zu ſagen, was für ein glücklicher Mann! Alle ſeine Feinde ſtehen in ſeinem Vorzimmer. Er zerſchmettert durch ſeine Gewalt diejenigen, die ihn beneiden. Er ſieht diejenigen zu ſeinen Füßen, die ihn verfluchen. Endlich trat er hinein. Er erblickte einen kleinen Greis, den die Laſt der Jahre und der Geſchäfte ganz krum gebeugt

beugt hatten, der aber noch lebhaft und voll Geist war.

Babuck gefiel ihm, und er schien dem Babuck Hochachtung zu verdienen. Die Unterredung wurde wichtiger. Der Minister gestand ihm, daß er ein sehr unglücklicher Mann wäre; daß man ihn für reich hielt, und er doch arm wäre. Man glaube, daß er allmächtig wäre, und doch müßte er sich beständig widersprechen lassen, daß er sich bloß Undankbare verbände, und daß er vierzig Jahre hindurch unter einer beständigen Arbeit, kaum einen Augenblick Trost gefunden hätte. Babuck wurde davon gerührt und hielt dafür, daß wenn dieser Mann ja Fehler hätte, und ihn der Engel Jehuriel strafen wollte, so dürfte er ihn doch nicht ausrotten, sondern ihm nur bloß seine Stelle lassen.

Unter der Zeit da er mit dem Minister sprach, trat die Dame, mit der er zu Mittage gespeißt hatte, ziemlich hitzig in das Zimmer. Man sah in ihren Augen und auf ihrer Stirne die Merkmale des Schmerzens und des Zorns ausgedrückt. Sie brach in Vorwürfe gegen den Minister aus. Sie vergoß Thränen. Sie beklagte sich mit Bitterkeit, daß man ihrem Gemahl eine Stelle abgeschlagen hätte, auf welche ihm seine Geburth Anspruch zu machen erlaubte, und die seine Dienste und seine Wunden verdienten. Sie druckte sich mit so viel Stärke aus, sie vermischte ihre Klagen mit so viel Annehmlichkeiten, sie hob seine Ein-

würfe

würfe mit ſo vieler Geſchicklichkeit, ſie erwieß ihre Gründe mit ſo viel Beredſamkeit, daß ſie das Zimmer nicht wieder verließ, ohne zuvor das Glück ihres Mannes gemacht zu haben.

Babuck both ihr die Hand. Iſt es möglich Madame, ſprach er, daß ſie ſich alle dieſe Mühe um einen Menſchen geben, den ſie nicht lieben, und von dem ſie alles zu fürchten haben? Einen Menſchen, den ich nicht liebe? rief ſie. Wiſſen ſie, daß mein Mann mein beſter Freund iſt, den ich in der Welt habe, und daß ich ihm alles aufopfere, ausgenommen meinen Liebhaber nicht, und daß er alles für mich thun würde, außer ſeine Geliebte aufzugeben. Ich will ſie mit ihr bekannt machen. Es iſt eine allerliebſte Frau, voll Witz, und von dem beſten Character von der Welt, Wir, mein Mann und mein kleiner Prieſter der Sonne ſpeiſen dieſen Abend bey einander. Kommen ſie und theilen ſie unſre Freude mit uns.

Die Dame führte den Babuck mit ſich nach Hauſe. Ihr Gemahl der endlich voll Betrübniß angekommen war, ſah ſeine Gemahlin mit Entzückungen der Freude und der Dankbarkeit wieder. Er umarmte wechſelsweiſe ſeine Gemahlin, ſeine Geliebte, den kleinen Prieſter der Sonne und Babuck. Die Einigkeit, die Munterkeit, der Witz und die Annehmlichkeiten machten die Seele der Mahlzeit aus. Lernen ſie, ſagte die ſchöne Dame zu ihm, bey welcher ſie ſpeißten, daß diejenigen Frauenzimmer die man bisweilen laſterhaft nennt,

faſt

faſt jederzeit das Verdienſt eines Ehrliebenden beſitzen. Um ſie hiervon zu überzeugen, ſo ſpeiſen ſie morgen mit mir bey der ſchönen Theone. Es giebt einige alte Veſtalen, welche derſelben das Uebelſte nachreden. Allein ſie thut mehr Gutes, als alle dieſelben zuſammen. Sie würde auch um des gröſsten Vortheils willen, nicht die geringſte Ungerechtigkeit begehen. Sie giebt ihrem Liebhaber die groſsmüthigſten Rathſchläge. Sie iſt mit nichts als mit ſeiner Ehre beſchäftiget. Er würde vor ihr erröthen, wenn er ſich eine Gelegenheit entgehen lieſse, Gutes zu thun, denn nichts muntert zu tugendhaften Handlungen mehr auf, als eine Geliebte, deren Hochachtung man verdienen will, zum Zeugen und zum Richter ſeiner Aufführung zu haben.

Babuck unterlieſs nicht, ſich an dem beſtimmten Ort einzufinden. Er ſah ein Haus, wo alle Vergnügungen herrſchten. Theone herrſchte über ſie. Sie wuſste jedem in ſeinem Ton zu antworten. Ihr natürlicher Witz leitete wie es ihr beliebte den Witz der übrigen. Sie ſcherzte ohne es faſt zu wollen. Sie war eben ſo liebenswürdig als wohlthätig, und, was alle ihre guten Eigenſchaften krönte, ſie war ſchön.

Obgleich Babuck ein Scythe und der Abgeordnete eines Schutzgeiſtes war, ſo merkte er doch, daſs er den Ithuriel für Theonen vergeſſen würde, wenn er noch länger zu Perſepolis blieb. Er bekam einige Neigung für dieſe Stadt, deren

Ein

Einwohner geſittet, gefällig und wohlthätig, obgleich auch leichtſinnig, ſchmahſüchtig und eitel waren. Er befürchtete, daß **Perſepolis** möchte verdamt werden, und er fürchtete ſich ſogar für die Rechnung, die er ablegen ſollte.

Man ſehe, wie er es anfieng dieſe Rechenſchaft abzulegen. Er ließ durch den geſchickteſten Metallgießer der Stadt, eine kleine Bildſäule gießen, die aus allen Metallen, Erde, den koſtbarſten und den ſchlechteſten Steinen zuſammen geſetzt war. Er trug ſie zu dem **Jthuriel** Würdeſt du wohl, ſprach er, dieſe artige Bildſäule zerbrechen, weil ſie nicht ganz von Gold oder Diamanten iſt. **Jthuriel** verſtand ihn ſogleich. Er beſchloß, ſo gar nicht einmal auf eine Verbeſſerung von **Perſepolis** zu denken, ſondern alles in der Welt gehen zu laſſen, wie es geht. Denn, ſprach er, wenn nicht alles gut iſt, ſo iſt doch alles erträglich. Man ließ alſo **Perſepolis** ſtehen, und **Babuck** war weit davon entfernt, ſich wie Jonas zu beklagen, der ſich erzürnte, daß Ninive nicht verwüſtet wurde. Allein wenn man drey Tage in dem Bauche eines Wallfiſches geweſen iſt, ſo kann man auch nicht ſo aufgeräumt ſeyn, als wenn man die Oper, die Comödie beſucht, und in guter Geſellſchaft geſpeißt hat.

Der Wilde.

Vorbericht.

Der Ritter Baltimore wurde im Jahr 1719. in Verrichtungen der Krone Engelland nach Amerika geschickt. Dieser Herr vereinigte sehr genau den Weltweisen mit dem Staatsverständigen. Seine rühmliche Neubegierde hatte sich schon längst bemüht, die wahre menschliche Natur, abgesondert von allen Erdichtungen der Gelehrten, und von den verschiedenen Sitten der Völker, zu erkennen. Allein, er hatte diese Kenntniß vergeblich in diesen seltsamen Geweben von Wahrheit und Irrthum in den Systemen der Weltweisen, vergeblich in den sorgfältigsten und unverfälschtesten Nachrichten gesucht, die er von dem Character der vielen Indianischen Volker gesamlet hatte. Das Vorurtheil der Religion und der Völkerschaft, und die Liebe für das System, zeichneten eben so mannigfaltige und einander oft widersprechende Gemählde des Menschen, als

es philoſophiſche Lehrbücher gab. Die Auferziehung und die Gebräuche, machten die andre Quelle unbrauchbar, aus welcher der Ritter hätte ſchöpfen können. Selbſt ſein eignes Herz war ein ungetreuer Lehrmeiſter für ihn. Oft wenn er in demſelben die wahre Abſchilderung des wilden, des natürlichen Menſchen ohne angenommene Lehrſätze der Religion und der Völkerſchaft finden wollte, fand er dafür ſein eigen Bildniß. Alle Menſchen, waren dem Ritter **Baltimore** gleich. Welche Demüthigung des Menſchen, der eher in die Geheimniſſe der ganzen übrigen Natur eindringen kann, außer nur in das Geheimniß der ſeinigen nicht!

Der Ritter **Baltimore** erhielt unterdeſſen auf ſeiner Reiſe nach **Amerika** einige Hofnung, ſeine Begierde zum Theil zu befriedigen. Er lernte zu **Charlestown** den Herrn **Williams**, einen gebohrnen **Amerikaner**, der ehedeſſen den Namen **Zizem** geführet hatte, kennen. **Zizem** war durch ſeine Schickſale nach **London** geführt worden, und war daſelbſt zu den **Presbyterianern** getreten. Er war ſodann wieder zurück nach **Amerika** gegangen, und hatte ſich zu **Charlestown** niedergelaſſen, wo er als ein Chriſt und ein Weiſer von einem mäßigen Vermögen lebte, das er durch ſeinen Fleiß erworben hatte. Seine Reiſen und ſein vortreflicher Verſtand bereicherten ihn mit einer guten Kenntniß einiger Theile der Gelehrſamkeit.

keit. Die besten Schriftsteller der alten und der neuern Völker waren ihm nicht unbekannt geblieben. Sie waren die einzige Ergotzlichkeit bey der er von seinen Geschäften ausruhte. Der Ritter erfuhr einen Theil seiner Begebenheiten. Er schloß aus gewissen Umständen derselben, und aus dem kleinen Antheil von Gelehrsamkeit, welche Herr Williams besaß, daß er derjenige sey, von dem er am richtigsten das menschliche Herz, nach seinen natürlichen Trieben und Neigungen, kennen lernen würde. Er ersuchte den Herrn Williams ihm die Schicksale seiner Jugend, und die damalige Verfassung seines Herzens schriftlich aufzusetzen. Sein Freund weigerte sich lange, weil er die Schwierigkeiten dieser Unternehmung kannte. Er berührt diese Schwierigkeiten selbst in seiner Nachricht, die er für den Ritter aufgesetzt hat. Endlich drangen die Bitten der Freundschaft durch, und Herr Williams überschickte dem Ritter, der wieder nach London zurück gekehrt war, den folgenden Aufsatz. Der Ritter theilte denselben einem seiner Freunde, den Herrn * * aus Hannover, mit, und durch die Hülfe dieses letztern wird er hier zuerst bekannt gemacht. Denjenigen, welche diesen Abriß des natürlichen Menschen für falsch und abgeschmackt ausgeben werden, weil er nicht mit ihren Lehrbüchern übereinstimt, antwortet Herr Williams selbst gleich in dem Anfang seiner Geschichte. Es würde unbillig

ſeyn, wenn man wegen gewiſſer Stellen ſeiner Begebenheiten, den Herrn Williams als einen Böſewicht verabſcheuen wollte. Wenn er gefehlt hat, fehlt er aus Unwiſſenheit, und der Unwiſſende iſt eben deßwegen noch kein Böſewicht. Er hat ſelbſt die Unzulänglichkeit ſeiner Religion erkannt, indem er zu der chriſtlichen übergetreten iſt. Diejenigen Ausdrücke und Gedanken, welche einem Leſer, deſſen Verſtand durch eine höhere Weisheit aufgeklärt worden iſt, hart ſcheinen werden, ſind die Gedanken eines Wilden, und nicht die jetzige Denkungsart des Verfaſſers, der vielmehr der Vorſehung dankt, die ihm aus dieſem Labyrinth der Unwiſſenheit heraus geführt hat. Dieß iſt genug zu ihrer Entſchuldigung. Sie nutzen mehr als zu viel, wenn ſie uns die Schwäche dieſes ſo oft von uns angebetheten Verſtandes des Menſchen erkennen laſſen, wenn er ohne Führer ſich ſelbſt überlaſſen iſt. Allein wenn wird jemals der eingebildete Menſch ſeine eigne Schwäche einſehen wollen? Und wird ſich alſo Herr Williams für ſeine Bemühung einigen Dank verſprechen können?

Die

Geſchichte des Zizem

an den

Ritter Baltimore.

Was verlangen ſie von mir mein lieber Ritter, wenn ſie mich bitten, ihnen den Zuſtand meines Herzens von demjenigen Zeitpunkt zu beſchreiben, da ich und meine arme Zaca laſterhaft und unſchuldig zugleich in den einſamen Gebirgen von Zarco am glücklichſten zu ſeyn glaubten? Sie vergeſſen, daß ſie durch ihre Bitten Wunden aufreißen, die mich auf das empfindlichſte ſchmerzen müſſen. Ach Zaca! unglückliche Zaca, die Religion verdamt dieſe Zähren, die ich dir widme, und doch kann ſie die Natur unmöglich zurück halten! Wird ihnen nicht überdieß ein getreuer Abriß meines Herzens ſehr oft einen Böſewicht in mir zeigen, in mir, der ich von dem erſten Augenblick, da ich zu denken anfieng, meine Glückſeligkeit in der Tugend geſucht habe, ehe ich noch ihren Namen zu nennen wußte? Doch ſie wiſſen, daß Zizem gemeiniglich nur laſterhaft war, wenn er tugendhaft ſeyn wollte. Dieß beunruhiget mich alſo am wenigſten. Allein die Ueberzeugung, daß ihnen meine Geſchichte ſehr

wenig zu Aufklärung ihrer Zweifel nutzen wird, ist mir weit verdrüßlicher. Sie wollen aus meiner Erzählung die Gränzen kennen lernen, welche die Vernunft ohne Unterstützung der Religion und der Auferziehung, in der Erkenntniß Gottes und des Menschen selbst nicht zu überschreiten fähig ist? Verlangen sie nicht zu viel, Ritter? Würden denn alle Menschen wie Zizem gehandelt haben, wenn sie in seinen Umständen gewesen wären? Ich bin mit ihnen vollkommen einig, daß der Weg der Erfahrung in der Sittenlehre der sicherste Weg zur Gewißheit ist. Allein ist er nicht auch vielleicht unmöglich? Geben sie die vergebliche Mühe auf, die wahre natürliche Religion auszuforschen. Sie ist vielleicht niemals von dem ersten Augenblick der Schöpfung an, unverfälscht in der Welt gewesen. Die Offenbahrung lehrt sie bereits, daß die Gottheit gleich vom Anfange die unmittelbare Lehrmeisterin des Menschen ward, des elendesten und geringsten ihrer Geschöpfe, wenn diese betrügerische Vernunft seine einzige Führerin ist. Ich schicke ihnen unterdessen meine Geschichte, weil sie mein Freund sind, doch unter einer einzigen Bedingung. Verbergen sie dieselbe vor den Augen dieser scharfsichtigen Philosophen, die mit so vieler zuversichtlichen Gewißheit in dem Innersten des menschlichen Herzens lesen können. Sie würden ihnen in unüberwindlichen Schlußfolgen beweisen, daß ihr armer Zizem, der ihnen bloß die Empfindungen seines Herzens aufgezeichnet hat, ein Unwissender, ein Thor, selbst ein Böswicht sey, der

au

aus lasterhaften Absichten, die Quellen der natürlichen Religion zu verunreinigen sucht. Zizem ist bisweilen so verwirrig gewesen, sich in die philosophischen Irrgarten dieser Herrn zu wagen. Wie sehr hat er sich beklagt, daß er weit blinder als sie gewesen ist! Warum hatte er nicht eben so wohl Augen wie sie gehabt, diese Menge von angebohrnen Trieben und Erkenntnissen wahrzunehmen, die ihm jederzeit fremd geblieben sind? Ach! Zaca du würdest sodann vielleicht glücklich und tugendhaft geblieben seyn! Nur ein einziger Zweifel beunruhiget ihren Zizem. Warum läßt man die Religion des natürlichen Menschen niemals in ihrer wahren Gestalt sehen? Warum verbirgt man ihre Häßlichkeit unter Schönheiten, die man von der Offenbahrung entlehnt hat? Was wird ihre Erhöhung weiter als eine Erniedrigung dieser letztern seyn? Wird man nicht vielleicht jemehr und mehr zu vergessen anfangen, daß man eine Offenbahrung nöthig gehabt hat, wenn uns die Religion der Natur so schön, so liebenswürdig abgeschildert wird? Doch Zizem vergißt, daß er nicht die Rolle eines Sittenlehrers, sondern eines Geschichtschreibers übernommen hat.

Ich bin unter den Chebuctos, einer Völkerschaft in dem südlichen Amerika gebohren worden. Vergeben sie, wenn ich auf meine Nation eben so stolz bin, als sie nimmermehr auf die ihrige seyn können. Lange vorher ehe der Geiz und der Blutdurst unter der Verkleidung der Religion den Weg nach Amerika gefunden haben, ist sie

ſchon unter den Amerikaniſchen Völkern ſo berühmt als die Engelländer und Franzoſen unter den Europäern geweſen. Sie haben dem mächtigen und reichen Peru Einwohner und Beherrſcher gegeben. Als ich die Europäiſchen Geſchichtſchreiber kennen lernte, ſuchte ich mit vieler Begierde, was ſie von dem gutthätigen Yncas Cabod, der über ſo viele Millionen von Menſchen geherrſcht, und ſie glücklich gemacht hatte, von dem weiſen Zulma, dem Vater ſeines Volkes, von dem ſiegreichen Filipozimo und hundert andern berühmten Yncas der Chebuctos geſagt hatten. Urtheilen ſie von meiner Betrübniß, als ich ſo gar den Namen meiner Nation vergeblich in denenſelben ſuchen mußte. Ich fand dafür, wie viel Thorheiten ein gewiſſer Jakob der Erſte, wie viel Laſter ein nichtswürdiger Bube, Cromwell, begangen, und wie viel Maitreſſen noch ein gewiſſer Carl der Andre unterhalten hätte. Unbilliges Schickſal! ſeufzte ich. Die Tugenden des Cabod, des Zulma, des Filipozimo, ſind unbekannt geblieben, und die Laſter ſchlechter Regenten ſind verewiget geworden! Der einzige Troſt beruhigte mich, daß vielleicht in ſo und ſo viel Jahrhunderten ihre Jakobs, ihre Cromwells, und ihre Carls eben ſo vergeſſen als Cabod, Zulma, und Filipozimo ſeyn werden.

Die Chebuctos waren in den Spaniſchen Entdeckungen nichts glücklicher, als die übrigen ſüdlichen Völker in Amerika. Ein Volk das ſie nicht beleidiget hatten, raubte ihnen ihre Gü-

ter,

ter, ihre Freyheit und ihr Leben selbst, predigte ihnen eine Religion vor, welche den Geiz, den Blutdurst, die Tyrannen, als die abscheulichsten Laster verwarf, und marterte diejenigen durch die entsetzlichsten Qualen todt, welche eine Religion nicht annehmen konnten, die von ihren Lehrmeistern durch ihre eignen Thaten verleugnet wurde. Ich übergehe diesen Punkt der Geschichte, die grösste Schande für die christliche Religion und das ganze menschliche Geschlecht überhaupt, da sie nur weitläuftig etwas zu meinen Begebenheiten beträgt, und da sie ihnen selbst genug bekannt ist. Einige wenige von den Chebuckos retteten sich vor der grausamsten Sklaverey durch ihre Flucht in die Gebirge von Xarico, einer mit Peru gränzenden Provinz. Die traurigen Ueberreste von den verschiedenen Americanischen Nationen vereinigten sich mit ihnen. Es entstand ein neues Volk, welches sich in einem kleinen angenehmen Thal, das von den rauhesten Steinklüften und den dicken Gehölzen von Xarico umgeben ward, für überflüssig glücklich schätzte, weil es daselbst frey leben konnte. Man trug die Regierung einem Oberhaupte unter dem Namen eines Cazicken auf. Er erhielt keine Gewalt weiter, als diese seiner Nation nützliche Dienste zu erweisen. Nicht die Geburth, sondern löbliche Eigenschaften ertheilten das meiste Vorrecht zu dieser Stelle. Die Gesetze waren eben so einfältig als die Sitten dieses Volks. Ihre Anzahl war gering, man wußte sie also, und beobachtete sie, weil sie nicht von dem

Eigensinn des Regenten, sondern von dem nothwendigen Nutzen der Gesellschaft hergeflossen wären. Da diese neue Völkerschaft aus verschiedenen Völkern entsprungen war, so blühten fast ebenso viel Religionen unter diesen Wilden, als es Glieder der Gesellschaft gab. Diese Verschiedenheit der Religionen schwächte die Einigkeit dieses kleinen Staats nicht. Keine derselben war mit einer Menge von überflüssigen Cerimonien beschwehrt. Keine suchte sich also besonderer Vorrechte vor einer andern anzumaßen. Ueberdies hatte man keine Lehrer, welche die Anhänger der mannigfaltigen Secten einander hassen lehrten. Jedweder erwählte sich diejenige Religion, die er für die vernünftigste hielt. Der allgemeinste Glaubensartickel war dieser, daß niemand die Ruhe und die Sicherheit der Nation verletzen dürfe. Man strafte den Uebertreter dieses Gesetzes, er mochte ein Anbether des Xizlipuzli, ein Verehrer der Sonne, oder einer andern Gottheit seyn. Ich habe auf meinen Reisen bemerkt, daß in denjenigen Ländern, wo die Verschiedenheit der Religion so schreckliche Zerrüttungen verursacht hat, meistens die Verschiedenheit der Cerimonien als der Grundlehren der Religionen selbst Schuld an diesen Zerrüttungen gewesen sind. Man hat mehr Wichtigkeit vergossen über die Frage, wie man Gott anbethen soll? als über die, ob man ihn anbethen soll? Gott ist der Stifter des innerlichen Gottesdienstes, und der Mensch meistentheils der Erfinder des äußerlichen. Darf man sich wundern, wenn sein natürlich

licher Stolz sein eignes Werk mit größerm Eifer, als das Werk der Gottheit, zu vertheidigen sucht?

Die **Chebuctos** mußten nothwendig unversöhnliche Feinde von den **Spaniern** bleiben. Sie rächten sich, so oft sie einen von diesen Tyrannen in ihre Gewalt bekamen, für die Drangsalen ihrer Väter und ihre eignen, die sie von diesen Barbaren erdulden mußten. Dieß zog ihnen unter allen **Europäischen** Völkern in Amerika den unbilligen Ruf zu, daß sie die grausamste und blutdürstigste Nation unter den Wilden wären. Gleichwohl weiß man nicht, daß sie die geringsten Gewaltthätigkeiten gegen sich unter einander ausgeübt hätten. Sie begnügten sich mit den bloßen Geschenken der Natur. Man schrie sie daher für eine dumme und ungesittete Nation aus. Gleichwohl mangelte ihnen nichts als eine Menge überflüßiger Künste, und mit ihnen eine Menge Thorheiten und Laster. Vielleicht waren sie glücklicher, daß sie dieselben entbehrten, vielleicht auch nicht. Wenigstens waren sie nicht ganz unglücklich, weil sie dasjenige hatten, was sie zu ihrer Glückseligkeit für unentbehrlich hielten.

Die **Chebuctos** genossen diese einfältige Ruhe und Glückseligkeit, die ihnen so wenig **Europäische** Völker beneiden würden, ungestöhrt bis auf die Zeiten des Cazicken **Azeb**, meines Vaters. Der Geiz, der Aberglaube und die Tyranney, verschwohren sich in diesem für die **Chebuctos** so unglücklichen Zeitpunkt noch einmal

mal, ein freyes und unſchuldiges Volk auszurotten. Die tyranniſche Furcht der Spanier konnte unmöglich eine Colonie von Wilden ſo nahe an ihren Staaten dulten. Allein, die gröſte Schwierigkeit war, wie ſie die Gebirge von Xarico überſteigen wollten. Sie hofften, endlich dasjenige von der Liſt zu erhalten was ſie durch Gewalt nicht ausführen konnten. Die Länge der Zeit hatte die Feindſchaft zwiſchen beyden Völkern ein wenig geſchwächt. Man errichtete bisweilen kurze Bündniſſe, die aber von den Spaniern jederzeit wieder zuerſt gebrochen wurden. In einem von dieſen ruhigen Zeitpunkten, ſchlichen ſich einige ſogenannte Mißionarien durch ihre verſtellte Leutſeligkeit unter den **Chebuctos** ein. Sie waren nichts als heimliche Spionen, welche die Zugänge von Xarico ausſpähren ſollten. Die Wilden waren weit entfernt, dieſe Verrätherey zu muthmaßen, weil ſie ſelbſt zu derſelben unfähig waren.

Mein Vater begegnete ihnen mit der gröſten Freundlichkeit. Er war lange in ſeinen jüngern Jahren auf den Amerikaniſchen Küſten, unter den verſchiedenen Europäiſchen Nationen herumgeſchweift. Dieſe Reiſen hatten ihn weit geſitteter und leutſeliger als die übrigen ſeiner Völkerſchaft gemacht, und die **Chebuctos**, welche auch diejenigen Tugenden zu ſchätzen wußten, die ihnen mangelten, hatten deswegen an ihm ein Verdienſt mehr gefunden, ihm die Herrſchaft über ſich aufzutragen. Er erlaubte den Mißionarien, ihre Religion ungehindert zu predigen, weil er die Gefahr

sehr nicht vorausſah, der er ſich und ſein Volk aus-ſetzte. Dieſe Religion war neu, dieß war genug Bewegungsgrund für viele von den **Chebuctos** wie für viele andre Menſchen, dieſelbe oder vielmehr einige äuſſerliche Ceremonien anzunehmen. Dieß war der erſte Saame, welcher zu dem Verderben der **Honduras** unter ihnen ausgeſtreuet wurde.

Sie wiſſen daß die Nationen in Amerika nicht von einerley Farbe ſind. Man findet Weiße und Schwarze unter ihnen. Die Chebuctos waren eine Vermengung aller dieſer verſchiedenen Völkern. Es gab daher Frauensperſonen unter ihnen, die an Weiße und Schönheit den **Europäerinnen** wenig nachgeben. Meine Mutter **Algezire** hatte den Ruhm, daß ſie die liebenswürdigſte unter ihnen ſey. Sie lebte noch in den erſten Jahren ihrer Verbindung mit dem Azeb, da die Reitzungen des weiblichen Geſchlechts noch nichts verlohren haben. Ein Sohn und eine Tochter **Zaca** waren die Früchte und die Verſicherungen ihrer Liebe. **Algezire** hatte das Unglück einem von den Miſſionarien zu gefallen. Der Böſewicht ſchlich ſich unter der Larve der Religion bey ihr ein. Er zögerte nicht lange, ihr ſeine laſterhaften Abſichten zu verrathen. **Algezire** war eine Wilde und liebte den **Azeb**. Seine Wünſche waren alſo vergeblich. Die Heftigkeit der Begierden verleitete ihn zu gewiſſen Unanſtändigkeiten. **Algezire** beklagte ſich bey meinem Vater, und dieſer glaubte, daß er eine gute Handlung ausübte, wenn

er

er einen Laſterhaften hinrichten ließ, der ihm ſeine Frau hatte verführen wollen.

Der Tod des Mißionair zog ſchlimme Folgen nach ſich. Die chriſtlichen **Chebuctos** empörten ſich öffentlich wider meinen Vater, weil ſie glaubten, daß ſie ihre Religion zu vertheidigen hätten. Sie führten ſelbſt durch heimliche Päſſe die Spanier über die Gebirge von **Xarico**. Mein Vater ſah, daß er gegen die Gewalt zu ſchwach war. Er nahm einen Vergleich an, den ihm die **Spanier** anbothen. Der unglückliche **Azeb**! Sie ſuchten durch dieſen Vergleich nichts weiter als ſeinen und ſeines Volks Untergang ohne Gefahr für ſich zu vollziehen. Die jungen **Chebuctos** feyerten nach ihrer Gewohnheit dieſes neue Bündniß durch verſchiedene Luſtbarkeiten. Mitten in ihren Freuden wurden ſie von den grauſamen **Spaniern**, und ihren eignen verrätheriſchen Landesleuten überfallen, und dem Aberglauben und der Tyranney aufgeopfert. **Azeb** entfloh mit vieler Gefahr einem ſo abſcheulichen Blutbad, in welchem er ſeine betrogenen und unſchuldigen Unterthanen umkommen ſah. Er hatte das Vergnügen durch einen ſeiner treueſten Diener ſeinen Sohn und ſeine Tochter gerettet zu ſehen. Allein er hatte in der allgemeinen Verwirrung ſeine **Algezire** verlohren, ohne daß er wußte, wo ſie hingekommen war. Dieſer Verluſt verminderte das Vergnügen uns wieder zu finden gar ſehr. Er verbarg ſich mit uns, in eine von den verborgenen Felſenklüften, wo er ſeine Schätze ſchon ſeit langer Zeit vor dem Geiz und

den

den Nachſtellungen der Spanier verborgen hatte. Wir waren an dieſem Ort ſicher, nicht entdeckt zu werden, weil er zwiſchen den rauheſten und unwegſamſten Felſen verdeckt lag, und ſelbſt den Chebucros unbekannt war.

Mein Volk litte in den erſten Tagen, die wir in dieſer traurigen Zuflucht zubrachten, den empfindlichen Schmerz, daß er in dieſen öden Felſen, den Wiederhall von dem Geſchrey und dem Gewimmer der armen Chebucros, die von dem erſten Blutbad übrig geblieben waren, und die man nach und nach aufſuchte und hinrichtete, anhören mußte. Der Rauch von den Scheiterhaufen und den abgebrannten Hütten dieſer unglücklichen Indianer, ſtiegen vermengt mit einander gen Himmel. Diejenigen Chebucros gegen die man noch barmherzig ſeyn wollte, wollte man zwingen, eine Religion anzunehmen, die ihnen unbekannt war, und deren Bekenner die ſchrecklichſten Ungeheuer waren. Der Zwang, den man ihnen zufügte, machte ſie alle zu Märtyrern. Sie tanzten mit der größten Standhaftigkeit zu dem Holzſtoß oder den andern Martern hin, die man für ſie zubereitete, ſangen mitten in den Flammen das Lob des Ouroto oder einer andern Götzen, und glaubten aus Liebe für ihre Götter zu leiden, indem ſie bloß aus Haß gegen ihre Feinde litten. Die Spanier ermüdeten nicht eher von ihrer Grauſamkeit, bis ſie die ganze Nation der Chebucros ausgerottet hatten. Sie feyerten ſodann dem Gott, der ſie verabſcheuen mußte, ein Dankfeſt, erhoben

den

den ermordeten Mißionair, einen Böſewicht, der für ſeine Laſter geſtraft worden war, unter den Namen eines Märtyrers, der für die Religion gelitten hatte, zu dem Range der Heiligen, und gaben den chriſtlichen Chebuctos den Lohn ihrer Verrätherey, indem ſie dieſelben zu ihren Sklaven machten.

Ich habe dieſe für die menſchliche Natur ſo nachtheilige Begebenheit bloß aus den Erzählungen meines Vaters geſammlet, und ich habe ſie deswegen hergeſetzt, weil ſie hauptſächlich die Art der Auferziehung nach ſich gezogen hat, die man mir mittheilte, und die ich gleich ausführlicher erzählen will. Zu der Zeit, da ſie ſich zutrug, war ich nicht älter als drey Jahr, und Xaca war noch zwey Jahr jünger als ich, ein Alter in welchem der Menſch am unglücklichſten zu ſeyn ſcheint, und in welchem wir wirklich damals am glücklichſten waren, weil wir bey den härteſten Unglücksfällen, die uns betrafen, unempfindlich bleiben konnten. Ich habe bereits erinnert, daß ſich unſre kleine Familie in eine wüſte und unangenehme Felſenhöhle hatte verbergen müſſen, ein Leben zu erhalten, deſſen Verluſt ſie von einer ſehr mühſeligen Laſt befreyet haben würde. Mein Vater, Cabul ſein Diener, ich, und Xaca, waren die geringe Anzahl von Unglücklichen, welche der Blutdurſt von einem ſehr zahlreichen Volk hatte überbleiben laſſen. Wir durften uns nicht über die Gebirge hinauswagen, wenn wir von der Gefahr, den Spaniern in die Hände zu fallen, frey bleiben wollten. Ein einzi-

ges

ges sandigtes Thal, das zwischen ungeheuern Felsen eingeschlossen war, und einige grüne Rasenflecken, mit denen die eine Seite des Gebirges hier und da bedeckt war, war der einzige Ort, wo wir bisweilen frische Luft schöpfen konnten. Dem ohngeachtet konnte nichts weder meinen Vater, noch auch mich in den folgenden Zeiten, so lange wir noch etwas von den Nachstellungen der Spanier zu besorgen hatten, bewegen, diese Wildniß zu verlassen, und lieber ein elendes Leben zu verliehren, als es unter tausend Beschwehrlichkeiten zu ertragen. Was für einen unüberwindlichen Trieb zu der Erhaltung unsrer selbst muß der Schöpfer in uns gelegt haben! War er vielleicht deswegen dem Menschen so stark nöthig, weil er sonst unmöglich, das beschwehrliche Schicksal, welches jeden seiner Schritte in der Welt begleitet, lange würde haben erdulten können?

Dieser elende Sandfleck war indessen zureichend genug, uns die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen. Die bloße Natur findet fast in jeder Wildniß mehr als sie nöthig hat. Liebreiche Vorsorge ihres Urhebers! Ein klarer Quell, einige wohlschmeckende Kräuter und Wurzeln, nebst einigem wenigen Federwildpret, waren mehr als Ueberfluß für Menschen, die keine unruhigen Begierden zu befriedigen hatten. Ich und Xaca legten unter dieser Lebensart ein Jahr nach dem andern zurück. Azeb hatte unsre Auferziehung nach einem besondern Plane eingerichtet. Er verboth dem Cabul auf das schärfste, alles dasje-

nige, was ihm darinne Hinderniſſe entgegenſtellen konnte. Kurz Azeb hatte den Entwurf gemacht uns nach der bloßen Leitung der Natur aufzuziehen. Er kannte die Sitten und die Religionen der verſchiedenen Völker. Er kannte den Misbrauch und die Unbequehmlichkeiten die aus beyden zu entſtehen pflegen. Er glaubte, dieſelben zu vermeiden, wenn er ſie uns gar nicht kennen lehrte. Allein er bedachte nicht, daß der menſchliche Verſtand einige Klippen der Thorheit haben muß, an denen er ſcheitern kann. Er ſucht ſie ſelbſt auf, wenn ſie vor ihm verborgen ſind.

Die vornehmſte Sorgfalt womit ſich Azeb beſchäftigte, war dieſes, daß er uns die Känntniß von verſchiedenen Europäiſchen und Indianiſchen Sprachen, die ihm bekannt waren, beybrachte. Er nahm ſich ſehr genau in Acht, uns nicht die geringſten Begriffe von einem höchſten Weſen, von Tugend und Laſter beyzubringen. Mit eben der Genauigkeit hütete er ſich, uns die Leidenſchaften, welche unter dem Namen der Furcht, des Haſſes, der Liebe, des Ehrgeitzes, und wie ſie weiter heiſſen, dem Menſchen von Kindheit an vorgepredi-get werden, zu nennen. Als unſre Jahre zunahmen, brachte er uns einen kurzen Abriß der Geſchichte unſers Vaterlandes und einiger andern Völker bey. Er erzählte uns mit einer vollkommenen Gleichgültigkeit die guten und böſen Handlungen der Menſchen, ohne die einen zu loben und die andern zu ſchelten. Bey den meiſten derſelben, die von einem Triebe herrührten, der unſern damaligen

ligen Jahren noch fremd war, blieben wir unempfindlich. Von andern hingegen wurden wir gerührt. So sah uns z. E. unser Vater für Abscheu zittern, als er uns die Grausamkeiten erzählte, die die Spanier gegen unser Volk ausgeübt hatten. Vielleicht weil wir uns erinnerten, was für Schmerzen wir empfunden haben würden, wenn man uns diese Martern zugefügt hätte. Er setzte mit einer gleichgültigen Miene hinzu, daß er in dieser Verwirrung **Algeziren**, seine Frau und unsre Mutter verlohren habe. Dieser Umstand brachte uns nicht aus unsrer Gleichgültigkeit. **Azeb** konnte bey dem Andenken an **Algezuren** seine Gleichgültigkeit nicht lange erhalten. Er verlohr einen ganzen Strohm von Thränen. Wir weinten, weil wir ihn weinen sahen. Sein Schmerz machte eine gewisse traurige Empfindung in uns rege, welche eine Quelle unsers Mitleidens ward. Allein woraus entsprang diese traurige Empfindung? War sie ein besondrer Trieb, welchen der Schöpfer in uns gelegt hat, das menschliche Geschlecht desto genauer durch die Bande des Mitleidens mit einander zu vereinigen? Wählt sie der eigennützige Mensch deswegen, weil er sich bey dem Anblick des Unglücklichen erinnert, wie vielen Mühseligkeiten die menschliche Natur unterworfen ist? Vergebliche und unnütze Mühe, wenn wir die ersten Quellen unsrer Handlungen aufsuchen wollen! Unwissenheit ist das vornehmste Erbtheil des menschlichen Verstandes. Ich habe ihnen einen getreuen Abriß von derjenigen Lebensart gemacht, welche ich ohngefähr bis

in mein 15 Jahr geführt habe. Noch eins muß ich dabey nicht vergeſſen. Azeb führte uns von der erſten Kindheit, zu Beſchäfftigungen an, welche unſern Jahren gemäß waren. Sie wurden uns bald nothwendig, weil wir ohne ſie weniger vergnügt, und folglich weniger glücklich waren. Wir kannten wenig Ergötzlichkeiten der Kindheit, wir hatten keine Begierden zu befriedigen. Die Langeweile, wäre die empfindlichſte Marter für uns geweſen. Urtheilen ſie von unſrer damaligen Glückſeligkeit! Die Arbeit und die mäßige Lebensart, die wir führten, machte unſern Körper geſund und munter, wir kannten keine unbefriedigten Leidenſchaften, und folglich auch keinen Schmerz, wir empfanden lauter Freude, denn wir hatten dasjenige, was wir wünſchten. Ich und Zaca näherten uns demjenigen Alter, in welchem die Liebe die ſanfteſten und angenehmſten Empfindungen, dem menſchlichen Herzen einzuflößen fähig iſt. Tage der Unwiſſenheit und der Unſchuld, da meine Vernunft noch in einen glücklichen Schlummer eingewiegt ward, da ich weder Gott, die Natur, noch mich ſelbſt kannte, bin ich ſtrafbar, wenn ich nicht ohne Entzückung an euch zurück denken kann?

Es wird nöthig ſeyn, daß ich ihnen die Triebe deutlicher zu entwickeln ſuche, die mein Herz nach und nach zu fühlen angefangen hat. Ich will bis auf die erſten Jahre zurückgehen, an die ich mich zu erinnern fähig bin. Sie werden eine Begierde nach der andern rege werden ſehen. Allein ſie würden ſich ganz gewiß irren, wenn ſie glauben

wollten

wollten, daß sie bey allen Menschen auf eben die Art rege werden. Meine Arbeit ist indessen beschwehrlich und wird jederzeit unvollkommen bleiben. Die Länge der Jahre hat die Bilder ausgelöscht, welche damals so lebhaft in meiner Seele eingeprägt waren. Hundert derselben hat mich die Schwäche des Verstandes, wenn er sich noch in seiner Kindheit befindet, gar nicht bemerken lassen. Wie oft werde ich die angebohrnen Neigungen mit denjenigen, welche von dem Vorurtheil, der Auferziehung und durch den Umgang mit andern Menschen in mir erzeugt worden sind, verwechseln! Helfen sie sich selbst so gut, als sie können, aus den Irrwegen auf die ich sie führen werde.

Die ersten Empfindungen, auf die ich zurück sinnen kann, waren Empfindungen eines Herzens das nach seiner Glückseligkeit seufzt. Dieser Trieb ist die Quelle aller der übrigen. Das erste Gewimmer des neugebohrnen Kindes ist seine Stimme. Es weint, weil es seine Bedürfnisse empfindet, ehe es noch diese Bedürfnisse selbst kennt. Alle die übrigen, die stärksten Triebe, welche wir in der Kindheit am ersten wahrnehmen, die Sorge für die Erhaltung des Lebens, der Abscheu vor dem Schmerz, die Entzückung über dasjenige, was uns wohlthut, sind soviel Aeste, welche sich aus diesem Stamm über das menschliche Herz ausbreiten. Welche Güte, welche Liebe des Schöpfers! Er lehrte den Menschen noch eher den Weg nach seiner Glückseligkeit suchen, als denjenigen Gott kennen, welcher wollte, daß der Mensch glücklich seyn

ſollte. Er zieht, wenn man ſo ſagen darf, den Menſchen ſich ſelbſt vor. Die andre Neigung, auf die ich mich beſinnen kann, war der Trieb zur Geſellſchaft. Ich war froh, wenn mein Vater oder **Cabul** zugegen war, und noch froher war ich, wenn ich mit meiner **Zaca** verſchiedene kleine Ergötzlichkeiten genüßen konnte. Oft, wenn ich in den ältern Jahren die Erzählungen meines Vaters von den großen menſchlichen Geſellſchaften, von ihren Beſchäfftigungen, ihrem Zeitvertreib anhörte, war mein Herz traurig, daß es von ihnen ausgeſchloſſen war.

Dieſe zwey Triebe welche die Weltweiſen den Trieb der Glückſeligkeit, und den Trieb der Geſelligkeit zu nennen pflegen, waren die einzigen, die ich in meinen erſten Jahren des Lebens entdecken kann, ohne daß ſie durch einen gewiſſen Unterricht meines Vaters in mein Herz eingepflanzt worden wären. Vielleicht habe ich die übrigen Triebe auch gehabt, welche die Erforſcher der menſchlichen Natur, ſo reichlich dem Menſchen als angebohrne zuſchreiben, und ich habe nur ihre Wirkungen zu bemerken vergeſſen. Vielleicht hat wenigſtens ihr Saame in mir verborgen gelegen. Genug, ich habe ſie nicht gefühlt, dieß iſt alles was ich ſagen kann. Niemals empfand ich einigen Stolz, denn ich ward niemals gelobt. Ich hegte gegen meinen Vater keine andre Neigung, als ich gegen **Cabuln** ſpührte, nur mit dem Unterſchied, daß ich ihn je mehr und mehr liebte, je mehr er mir Wohlthaten erwieß. Ueber keine einzige von meinen Handlungen

lungen regte sich einige Reue in mir, denn ich fürchtete nichts. Nur diejenigen unterließ ich, die mit einem körperlichen Schmerz verbunden waren. Die Ehrbegierde, die Liebe zum Reichthum waren mir völlig unbekannt. Ich sah die unerschöpflichen Schätze meines Vaters mit eben den gleichgültigen Augen an, mit welchen ich die ungeheuern Felsenstücken betrachtete, nur daß mir ihre blendende Farbe, und ihr Glanz ein schwaches Vergnügen verursachte. Ich haßte Niemanden, denn ich ward von Niemanden beleidiget. Ich entdeckte nur einige undeutliche Spuhren der Furcht und der Hoffnung in mir, weil ich wenig zu hoffen und zu fürchten hatte. In dieser unempfindlichen Gleichgültigkeit schritt ich bis zu denjenigen Jahren fort, da die Schwachheit und das Unvermögen des Kindes den Leidenschaften und den Thorheiten des Jünglings weichen müssen.

Meine Vernunft fieng nunmehr an ihre ersten Strahlen von sich zu werfen. Dinge, die ich unzähligemal gleichgültig betrachtet hatte, brachten neue Begriffe in mir hervor, und gaben mir zu einer Menge von Anmerkungen Gelegenheit. Diese neue Fähigkeit die sich in mir entwickelte, erweckte meine Verwunderung. Ich gab genauer auf mich Achtung, und ich machte eine Entdeckung nach der andern. Die wichtigste derselben kostete mich viele Unruhe. Ich entdeckte, daß mir etwas mangelte, ohne daß ich dieß Etwas nennen konnte. Ein gewisser Verdruß und eine unüberwindliche Zerstreuung, davon ich vergebens die

Quellen zu ergründen ſuchte, begleiteten den meiſten Theil meiner Handlungen. Mein Herz ſeufzte, wenn es am fröhlichſten ſeyn wollte. Ein unbekanntes Feuer durchlief meine Adern, und erfüllte mein Herz mit dunkeln und noch nie gefühlten Entzückungen, die ich nicht ausdrücken konnte. Die Geſellſchaft meines Vaters und des Cabul ward mir unerträglich. Nur bey Zaca allein verminderte ſich mein Verdruß, aber nicht meine Zerſtreuung. Ich ſtamlete voll Verwirrung und Furcht, wenn ich von den gleichgültigſten Dingen mit ihr reden wollte. Ich verdoppelte meinen Eifer, ihr unzählige kleine Gefälligkeiten zu erweiſen. Die ſchmackhafteſten Wurzeln, die ich grub, behielt ich für Zaca und gab dem Azeb die ſchlechten. Wie vergnügt war ich, wenn ich ſie unbemerkt unter ihren Beſchäfftigungen betrachten konnte! Ich erröthete, als wenn ich der größte Verbrecher geweſen wäre, wenn ſie meine Aufmerkſamkeit unvermuthet gewahr wurde. Ich war froh, wenn ſie vergnügt war, und ihr Verdruß breitete eine eben ſo finſtre Wolke über mich aus.

Zaca mußte nothwendig die Unordnung gewahr werden, in der ich war. Sie war eben ſo furchtſam mich deswegen zu befragen, als ich verzagt war, ihr dieſelbe genauer zu entdecken. Ich bemerkte an ihr, daß ihr Herz nicht ruhiger war, und ich fühlte ein Vergnügen über dieſe Entdeckung ohne daß ich wußte warum? Sie erfand eine Menge Urſachen beſtändig um mich zu ſeyn. Jetzt floh ſie mich; und in wenigen Augenblicken

kehrte

kehrte sie wieder zurück. Mein Herz ward ungeduldig, länger unter seinen Martern zu seufzen. Ich beschloß, meine Blödigkeit zu überwinden, und das was ich fühlte, dem Azeb oder der Kaca selbst zu entdecken. Von ihnen wollte ich die Mittel lernen mich zu beruhigen. Ohngeachtet meiner Entschliessungen, ward ich von Tag zu Tag furchtsamer sie auszuführen. Jeden Tag klagte ich mich an, daß ich einen Augenblick nach dem andern verlohr, an welchem ich hätte glücklicher seyn können, und dennoch verlohr ich immer derselben mehr. Ich habe mich oft in den spätern Jahren gefragt. warum ist die Liebe, diese Leidenschaft, die edelste, wenn sie von der Tugend gereiniget ist, ohne welche der Mensch niemals ganz glücklich seyn kann, gegen welche die Freundschaft, dieß vortrefliche Geschenk der Gottheit, ein elender Trost bleibt, warum ist sie zugleich die beschwehrlichste für uns? Was für Unruhen toben in der Brust des Tugendhaften, ehe er sich ihren Entzückungen ganz überlassen darf! Allein war es möglich, daß ein Schöpfer, welcher unsre liebsten Leidenschaften mit den stärksten Reitzungen verband, sie uns angenehm zu machen, noch gütiger gegen uns seyn konnte? Liebe ohne Schamhaftigkeit, ohne Schmerzen, die vor ihr vorhergehen, wäre die Wollust der Thiere, welche eben so geschwind wieder verlöscht, als sie aufloderte. Nur diejenige Liebe, welche uns zuvor alle ihre Beschwehrlichkeiten empfinden läßt, ehe sie uns glücklich macht, ist die dauerhafteste und reinste Wollust der See-

len, und die Ehre der menſchlichen Natur. Allein ſie recht zu empfinden, muß man tugendhaft ſeyn. Schwehre Bedingung für das menſchliche Herz!

Die Gedanken an Zaca, denen ich mich überlaſſen hatte, führten mich an einem heitern Tag ſehr weit von unſrer Höhle weg. Ich kam bis an die äußerſten Felſen, welche das anmuthige Gefilde umgränzten, in welchem ehedeſſen unſre unglücklichen Vorfahren, die Chebuctos gewohnt hatten, ehe ſie von der Grauſamkeit der Spanier ausgerottet wurden.

Die Spanier hatten eine kleine Colonie, wegen einiger Bergwerke, die ſie an der andern Seite des Gebirges, das mit Peru gränzte, entdeckt hatten, daſelbſt angelegt. Die Furcht für ihnen hielt uns daher ab, uns über wenige Schritte von unſern Felſenklüften hinaus zu wagen. Die Liebe die mich beſchäfftigte, ließ mir keine Zeit übrig, an die Gefahr zu denken, der ich mich durch meine Unachtſamkeit ausſetzte. Ich kletterte einen Hügel nach dem andern hinauf, bis ich zu dem äußerſten kam, von dem ich das ganze Thal, der Chebuctos, bis an die Berge, welche Peru von demſelben abſonderten, überſehen konnte. Ich bin unfähig dasjenige auszudrucken, was ich bey dieſem Anblick empfand. Ich hatte in meinem Leben nichts weiter vor mir geſehen, als eine Reyhe von dürren und ſchroffen Felſen, mit untermengten ſandichten Thälern. Eine Klippe ragte über die andre hervor. Nur einige kleine Flecken waren hier und da mit einem halbverſengten Moſe bedeckt.

Die

Die dicken und undurchdringlichen Wälder waren die einzige Anmuth, welche die ſparſame Natur unſerm traurigen Aufenthalt mitgetheilt hatte. Allein das Gebrülle der wilden Thiere, der einzige Laut, der außer dem unſrigen in dieſer Einöde gehört wurde, machte ſie uns fürchterlich. Jetzt ſah ich das erſtemal das blühendeſte und fruchtbarſte Thal in ſeiner ganzen Pracht vor mir liegen. Die künſtlichſte Miſchung der Farben, künſtlicher als ſie der größte Mahler erfinden haben würde, war über die ganze Flur ausgebreitet. Der balſamiſche Geruch der mannigfaltigen Blumen und der Wieſen waren gleichſam ein Dankopfer, welches die Natur ihrem Schöpfer darbrachte. Die Sonne lachte in ihrer vollen Majeſtät von der Spitze der Berge auf die Schönheiten der Natur herab, und goß ihren Seegen über ſie aus. Unzählige Aerme von einem Strohm, der ſich von einem Gebirge herabſtürzte, floßen mit einem ſanften Geräuſche durch die dürſtenden Fluren hindurch. Dieſe ungeheuren Felſen, deren Anblick in der Nähe ſo fürchterlich war, thürmten ſich in einem entfernten Blau in die Höhe, und ließen das Auge noch ein Vergnügen mehr empfinden.

Ich ſtand trunken für Entzückung auf dem Felſen, überſah einen Reitz der Natur nach den andern, und ſah mich nicht ſatt. „Ach! wenn Fatz hier wäre! rufte ich ſeufzend aus. Eine Menge neuer Bewegungen drangten ſich in mein Herz. Ich fühlte eben dieſe Freude, welche aus der ganzen Natur hervorblickte. Keine Gefahr würde

mich haben zurück halten können. Ich flieg eilfertig in das Thal hinab. Ich warf mich voll unbekannter Regungen in den weichen Rasen hin. Mein Herz schien gewisse Empfindungen zu haben, die es nicht ausdrucken konnte. Es war, als wenn es dem Urheber der Freude, die es empfand, Dank abstatten wollte. Es suchte ihn aber ach vergeblich! Ich Unglücklicher kannte ihn nicht. Die Sorge für mein Leben, erwachte, als ich von meiner ersten Entzückung wieder zu mir selbst kam. Ich erschrack, als ich mich erinnerte, daß ich mich so nahe bey den Henkern der Chebuctos befand. Der Gedanke, daß dieses so reitzende Thal, der Schauplatz der abscheulichsten Grausamkeiten gewesen war, stürzte mich in eine tiefe Melancholie. Meine Furcht verlohr sich, als ich Niemanden um mich herum gewahr wurde. Je weiter ich fort gieng, jemehr Annehmlichkeiten entdeckte ich. Ganze Heerden von verschiedenen Arten von Thieren spielten ruhig und sicher um mich herum. Ich fand kleine Wälder von den fruchtbarsten Bäumen, die sich unter ihrer Last zu beugen schienen. Die geringsten Kleinigkeiten, die ich entdeckte, und die für mich noch neu waren, betrachtete ich mit einer unaussprechlichen Freude. Oft schlug ich für Entzückung und Erstaunung die Hände zusammen, und sprung wie ein Kind um die Sache herum, die ich bewunderte. Den meisten Menschen wird meine Freude lächerlich und ausschweifend zu seyn scheinen Ach! sie kennen diese Natur nicht, die sie täglich vor Augen haben. Sie sind unempfindlich,

lich bey der Freude, die ihnen der Anblick einer schönen Flur anbiethet, weil der Schöpfer allzugütig gegen sie gewest ist, und ihnen dieß Vergnügen allzureichlich mitgetheilet hat.

Meine Neugierde führte mich bis zu einigen Hütten, die ziemlich verfallen zu seyn schienen. Sie waren von ihren Bewohnern verlassen worden, und aus der Unordnung in der ich sie fand, schloß ich, daß sie schon lange Zeit von keinem lebendigen Menschen wären bewohnet worden. Ich habe auch nach der Zeit erfahren, daß die Spanier wirklich schon damals ihre Colonie wieder aufgehoben hatten. Ihr Geist fand hier dasjenige nicht, was sie suchten. Die Natur bot ihnen zwar hier ihre kostbarsten Schätze an, wenn sie dieselben durch Arbeit verdienen wollten. Sie verlangten dafür ein unnützes Metall, daß die Thorheit der Menschen sich selbst zur Strafe unentbehrlich gemacht hat. Ich pflückte einige Blumen und Früchte für die Inca, und begab mich mit Zwang und Verdruß wieder nach meiner Einöde zurück.

Inca war der erste Gegenstand, den ich bey meiner Zurückkunft erblickte. Ihr Anblick war zureichend, mich das anmuthigste Thal vergessen zu lassen. Meine lange Abwesenheit hatte sie unruhig gemacht. Sie hatte mich allenthalben aufgesucht. Wie froh war sie, als sie mich wieder sah! Sie gab mir den zärtlichsten Verweiß, daß ich ihr so viel Unruhe verursacht hätte. Ich theilte die Freude über meine Entdeckung mit ihr. Meine kleinen und armseligen Schätze waren ihr so angenehm,

nehm, als wenn es die größten Kostbarkeiten der Welt gewesen wären. Sie steckte die Blumen in ihr schwarzes Haar, das in natürlichen Locken um ihren Busen herumflatterte. Wie schön war sie mir in diesem Putz, schöner als die Natur selbst! Zaca war begierig eben die Freude zu empfinden, die ich empfunden hatte. Ich versprach, sie den folgenden Tag in das Thal hinabzuführen. Azeb erstaunte bey der Erzählung meiner Begebenheit, über die Kühnheit, mit der ich mich in das Thal der Chebuctos hinabgewagt hatte. Er war noch immer wegen der Spanier besorgt. Er verboth mir und Zaca uns über einige Schritt von der Höhle zu entfernen. Das Verboth hatte bey uns eben die Wirkung, die es bey allen übrigen Menschen hat. Es vermehrte unsre Begierde, es desto eher zu übertreten.

Meine Schwester und ich hintergiengen unsern Vater, und begaben uns den folgenden Tag auf den Weg nach dem Thal der Chebuctos. Ich half ihr mit vieler Gefahr über die rauhen Felsen hinab. Endlich erreichten wir das Ziel unsrer Beschwerlichkeiten, und wir wurden für dieselben überflüßig durch die Freude belohnt, die uns erwartete. Zaca fühlte bey dem ersten Anblick der anmuthigsten Gegend von der Welt alles das, was ich gefühlt hatte. Ja ihre Lebhaftigkeit ließ ihr noch einen weit höhern Grad der Entzückung empfinden. Wie froh, wie glücklich waren wir durch den bloßen Genuß der Natur! Wir setzten uns nahe bey einem klaren Bach unter dem

Schat-

Schatten einiger Pommeranzenbäume. Wir scherzten, wir warfen uns mit Blumen. Die Vögel sangen uns aus den sanftrauschenden Zweigen Liebe zu. Ach! wie hätten wir sie nicht mit ihnen zugleich empfinden sollen?

Auf einmal ward Zaca traurig. Ihr Busen wallte schneller in die Höhe. Ihre Hand zitterte in der meinigen. Ein schmachtender, ein furchtsamer Blick eilte dem meinigen entgegen. Zähren flossen über ihre schönen Wangen, und nöthigten mir die meinigen ab. „Zaca du weinst? sprach ich, indem ich sie feuriger als sonst an meine Brust drückte, du weinst? und verbirgst deine Unruhe für deinen Zizem? Kannst du ihn weniger lieben, als er dich liebt? Woher kommt diese Verwirrung, diese Zurückhaltung gegen mich, die ich seit einiger Zeit an dir wahrnehme? Solltest du mich hassen Zaca? Ach! ich wäre der unglücklichste Mensch von der Welt!„ „Wie unbillig bist du Zizem! antwortete sie mir. Bist du nicht eben so unruhig als ich? Und warum entdeckst du mir dein Herz nicht, schon längst habe ich dir das Geheimniß des meinigen entdecken wollen. Ich fühle Bewegungen, die ich selbst nicht zu nennen weiß. Erkläre mir sie Zizem. Ich seufze, wenn du abwesend bist, und dem ohngeachtet seufze ich auch noch, wenn ich bey dir bin. Mit Zittern und mit einer heimlichen Schaam erweise ich dir meine Liebkosungen und empfange ich die deinigen. Warum empfinde ich nicht eben das gegen Azeb und Cabul? Ach! Zizem, du bist meine ganze Glückseligkeit,

ſeligkeit, dieß iſt alles was ich dir ſagen kann.„ Ich erſtaunte, als ich in dem Abriß, den mir Zaca von dem Zuſtande ihres Herzens machte, die Abſchilderung des meinigen erkannte. Du ſchilderſt mein eigen Herz Zaca rief ich. Eben dieß Feuer, dieſe Furcht, dieß Verlangen, das du fühlſt, fühl auch ich. Aber ach! ich weiß eben ſo wenig als du einen Namen für dieſe Regungen.„ Ich blieb einige Minuten ſtumm, deutlichere Ausdrücke in meinem Herzen aufzuſuchen, um mich der Zaca verſtändlicher zu machen. Sie ſaß eben ſo ſtillſchweigend neben mir. Eine unwiderſtehliche Gewalt ſchlang meinen Arm um ihren Hals herum. Unſre Lippen waren feſt an einander geheftet. Die feurigſten Küſſe drückten die Empfindungen aus, für die wir keine Worte zu finden wußten. Zizem, der glückliche Zizem ſank in die Arme ſeiner Zaca, verlohren in Entzückungen, die ihm unbekannt waren, und in denen ſeine Seele für alles übrige todt zu ſeyn ſchien. Koſtbare, theure Freuden der Natur! Zizem empfand euch in eurer größten Vollkommenheit. Denn er empfand euch unſchuldig und tugendhaft.

Wir ſchöpften wieder Kräfte, uns von der Vergeſſenheit alles desjenigen, was um uns war, zu erholen. Wie leicht waren unſre Herzen! Keine Verwirrung, keine Martern beunruhigten uns weiter. Wir empfanden nichts als unſer Glück, und wir ſagten es uns nunmehr, ohne zu erröthen. „Nimmermehr Zizem, ſprach Zaca, hätt ich geglaubt, daß der Menſch ſo glücklich ſeyn könnte, wie wir

ſind.

sind. Ach! werden auch alle unsre künftigen Tage dem heutigen gleich seyn? Der Gedanke der Zaca enthielt etwas Trauriges in sich. Die menschliche Natur fühlte ihr Elend, welches ihr keine ununterbrochenen Freuden erlaubt, und beantwortete aus uns die Rede der Zaca, mit einem Seufzer. Wir nahmen von der wohlthätigen Flur dankbar für die Freuden, die wir in ihr empfunden hatten, Abschied. Wir wandelten ohne Misvergnügen wieder zu unsrer Einöde fort. Sie verlohr alle ihre Rauhigkeit, womit sie uns schrecken konnte, in unsern Augen, denn die Liebe hatte nunmehr ihren Thron in derselben aufgerichtet. Azeb war unsre Abwesenheit gewahr worden. Er war so froh uns wiederzusehen, daß er die Verweise vergaß, die wir verdient hatten.

Mein Herz empfand seine alte Ruhe wieder. Mein Verdruß verschwand, weil mein Trieb nach Glückseligkeit gesattiget war. Ich wünschte nichts mehr, denn ich besaß meine Zaca. Meine Vernunft war bereits aufgeklärt genug, daß sie so gar einen Entwurf machte, diese Glückseligkeit ununterbrochen zu erhalten. Ich fand, daß, wenn ich unverändert glücklich seyn wollte, ich meine Wünsche auf einen einzigen Punkt einschränken müßte, den ich zu erreichen fähig wäre. Die Liebe zu Zaca füllte damals mein ganzes Herz aus. Ich Thor glaubte, daß ich keine andre Leidenschaft, als diese zu befriedigen hätte, wenn ich vollkommen glücklich seyn wollte, weil ich gegenwärtig noch keine andre kannte; Und wie leicht ward mir diese

Befriedigung! So ward meine Glückſeligkeit philoſophiſch und lächerlich genug von mir feſtgeſetzt. So ſollten alle Tage der Zukunft dem frohen Zizem an der Bruſt der Zaca in dem Gefühl ungeſtöhrter Freuden dahinfließen. Kein einziger trauriger Morgen ſollte den Zizem zur Unzufriedenheit aufwecken. Thörichte Entwürfe! Unter der Zeit, da ich in ihnen einem unmöglichen Glück nacheilte, ſchlummerten nur noch ſchwach dieſe gewiſſen Peiniger des Menſchen, unbefriedigte Begierden in meiner Bruſt. Eine nach der andern erwachte und machte mein Leben elend. Jemehr meine Vernunft wuchs, jemehr wuchſen meine Mühſeligkeiten, und riefen mir zu, ohne daß ich ihre Stimme verſtand, daß der Menſch das elendeſte Geſchöpf iſt, wenn ſeine Glückſeligkeit auf dieſe Welt allein eingeſchränkt iſt.

Wenige Tage war die Erfüllung aller meiner Wünſche, die ich in den Armen der Zaca zu finden glaubte, alt geworden, als eine neue Unruhe, mich mit Ungewißheit und Zweifel zu martern, in mir hervorkeimte. Sie ward von der edelſten, aber auch von derjenigen Begierde, die am ſchwehrſten zu befriedigen iſt, erzeigt. Lange Jahre hat ſie meine heiterſten Freuden oft mit Finſterniß überzogen. Endlich hab ich die Zuflucht gefunden, wo die ſüſſeſte, die gewiſſeſte Hoffnung meine Tröſterin und Lehrerin geworden iſt. Ich würde die Geſchichte derjenigen Begebenheit, die ich gleich erzählen werde, kurz faſſen, wenn ich für den gemeinen Theil der Leſer ſchrieb, denn ich zu gefal-

len

len ſuchte. Allein ich ſchreibe für meinen Freund, und für einen vernünftigen Mann. Er wird mit Vergnügen die Spuhren wahrnehmen, die ich nach und nach aufgeſucht habe, einen Gott zu erkennen, den ich vielleicht niemals gekannt, oder nur zu kennen gewünſcht haben würde, wenn mir nicht ein Zufall oder vielmehr die Leitung der Vorſicht die erſten Begriffe von ihm beygebracht hätte. Er wird mich beklagen, wenn er mich in Irrthümern und Unwiſſenheit herumtappen ſieht. Bald wird er mit mir frohlocken, wenn ein unvermutheter Strahl meine Finſterniß aufklärt. Aber wie oft wird er mich dafür wieder in eine weit dickere Nacht zurückgeſtürzt ſehen! Traurige Vernunft, biſt du mehr noch als ein Irrlicht, welches den armen Wanderer, den unwiſſenden Menſchen, zu einer jähen Abhöhe nach der andern hinführt?

Ich hatte ſeit einer ziemlichen Zeit wahrgenommen, daß mein Vater jederzeit bey dem Anbruch und dem Untergang des Tages in ein nahgelegenes Gehölz zu gehen pflegte. Er kam meiſtentheils trauriger zurück, als er hingegangen war. Die geheimnißvolle Art die er bey dieſem Gange beobachtete, reitzte meine Aufmerkſamkeit. Ich ſchlich ihm an einem Abende heimlich nach. Er gieng in dem Walde nach einer kleinen Felſenhöhle zu, welche durch das Geſträuch dem Auge desjenigen, der ſie nicht genau kannte, verborgen wurde. Ich blieb nahe bey dem Eingang der Höhle ſtehen. Einige Minuten herrſchte eine ſehr tiefe Stille. Ich ſah Licht in der Höhle, und Azeb lag vor Et-

was, das ich nicht genug unterſcheiden konnte, auf den Knien. Endlich hörte ich ihn ſprechen. Ich zitterte von einem unbegreiflichen Schauer bey den Worten, die er ſprach. Sie waren allzuwichtig für mich, als daß ich ſie hätte vergeſſen ſollen. Hier ſind ſie:

„Wenn du biſt, wenn du mich hörſt, Vater der Natur, du, den der Weiſe unter den Namen eines gekreußigten Gottes, und der Wilde in dem **Quiroco** oder einem andern Bilde anbethet, o ſo höre mich und lehre mich dich kennen, der der Sonne geboth mich zu wärmen, der die Erde befruchtete, mich zu nähren, und der mich ſo wunderbar und herrlich gebildet hat. Du biſt, dieß ſagt mir mein bebendes Herz, dieß ſagt mir die Stimme der lauten Natur. Sie, ſie prediget dein Lob, wenn ich undankbar und unwiſſend von dir ſchweigen muß. Vergeblich frag ich mich ſelbſt, wo ich dich ſuchen? wo ich dich finden ſoll? Wohneſt du in den Tempeln des Chriſten, des Blutdürſtigſten, des Laſterhafteſten unter den Menſchen, der ſich rühmt, von dir vorzüglich geliebt und unterrichtet zu ſeyn? Oder kennt dich der einfältige Wilde beſſer der ohne Blutſchuld und Ungerechtigkeit vor einem Kloß oder einer Pflanze niederfällt, weil er dich in denenſelben zu finden glaubt? Alles um mich herum iſt Dunkelheit. Ich befürchte zu ſündigen, wenn ich anbethe, weil ich denjenigen anbethen könnte, der nicht Gott iſt. Ach ſchon lehren mich meine zitternden Glieder, und mein mattſchlagendes Herz, das der Tag meines Todes nahe iſt. Azeb wird Staub werden, ohne dich zu kennen, ohne

Zizem und Xaca den Weg zu dir gelehrt zu haben. Welchen Weg soll ich ihnen zeigen, da ich ihn selbst nicht weiß? Nie werden sie dich wissen, dich ehren, und dich lieben. Und wie werden sie ohne dich zu lieben und anzubethen jemals glücklich seyn können?„

Ich hörte an dem Tone des Azeb, daß ein Strohm von Thränen seine Worte erstickte. Was fühlte ich in diesem merkwürdigen Augenblicke! Zittern, Furcht, Ehrerbiethung für einen Namen, den ich noch nicht hatte aussprechen hören, Begierde, denjenigen zu kennen, ohne den, wie Azeb sagte, Zizem und Xaca nicht glücklich seyn konnten. Ich wartete mit Ungeduld, bis mein Vater aus der Höhle wegzieng. Ich wollte die Person mit der er sprach, den Vater der Natur, wie er ihn nannte, selbst anreden. Er mußte nothwendig hier wohnen. Ich wollte meine Bitten mit den Bitten des Azeb vereinigen. Mein Vater gieng fort, ohne mich gewahr zu werden. Er wischte noch einige Zähren von seiner Wange, die ihm seine Liebe für uns ausgepreßt hatte. Ich eilte mit einem ehrerbiethigen Schauer in die Höhle. Mein begieriges Auge suchte allenthalben denjenigen mit dem Azeb gesprochen hatte. Es fand Niemanden. Ich sah bloß einen kleinen Tisch, der mit einigen Thierfellen bedeckt war. Ein Bild eines Ungeheuers, das halb wie ein Mensch, halb wie ein Drache gestaltet war, und die Figur eines Menschen, der an einem kreutzweiß gelegten Holz ausgespannt hieng, stunden auf dem Tisch neben-

einander. Zwey Lampen gaben ein schwaches Licht von sich. Dieser ernsthafte Aufputz der Höhle, die Stille und die Dunkelheit, welche daselbst herrschte, die Rede des Azeb, die ich gehört hatte, und mehr als alles dieß, unbekannte Regungen machten, daß mein Herz klopfte, und meine zitternden Füße für Schrecken unter mir wankten. Ich fiel, ohne zu wissen was ich that, wie Azeb vor dem Altar nieder. Ich war traurig, daß ich den nicht sah, mit dem er gesprochen hatte. Ich nannte ihn, wie er, Vater der Natur. Ich stammlete mir selbst unverständliche Ausrufungen, darinnen ich ihn bath, sich nicht länger für uns zu verbergen. Die Bangigkeit, die ich fühlte, erlaubte mir nicht, mich lange an einem so fürchterlichen Orte aufzuhalten.

Ich kam traurig wieder zu Zaca zurück. Der Zwang, den ich mir anthat, meine Traurigkeit vor ihr zu verbergen, kostete mich viel Mühe. Allein er war, die Ruhe der Zaca nicht zu stöhren, unumgänglich nothwendig. Wie unschmackhaft waren mir jetzund die Freuden, die ich nur noch vor wenig Augenblicken so rein, so lauter an der Brust meiner Geliebten empfunden hatte! Dieß war die erste traurige Erfahrung, die ich von der Unbeständigkeit der menschlichen Vergnügungen erhielt. Mein Herz litt unter einer ängstlichen Ungewißheit, von welcher es sich nicht loßzureißen wußte. Ich behorchte meinen Vater noch einige mal in seinen Geheimnissen. Sie blieben mir einmal wie das andre dunkel, und ihre Dun-

kelhei

keit verdoppelte meine Schwehrmuth. Es war mein natürlicher Character, daß ich nicht lange unter einer Ungewißheit schmachten konnte. Ich beschloß den Azeb, für die Zweifel, welche mir seine Art zu handeln erregt hatte, wenigstens um so viel Auflösung zu bitten, als ihm mir mitzutheilen möglich wäre. Das erste mal, da er wieder nach der Höhle gieng, folgte ich ihm nach. Kaum hatte er angefangen seine Art von Gottesdienst zu verrichten, als ich zu ihm in die Höhle trat, und mich zu seinen Füßen warf. „Ach mein Vater, rief ich, eröffne mir diese Geheimnisse, die mein Herz beunruhigen. Ich fühle, daß ihre Eröffnung zu meiner Glückseligkeit unentbehrlich ist. Lehre mich mit ihm eben so sprechen, wie du sprichst. Zeig ihn mir mein Vater. Wo ist er, daß ich meine Bitten mit den deinigen vereinigen kann? „

Azeb erstaunte mich vor sich zu sehen. Er druckte mich voll Inbrunst an seine väterliche Brust, und seine Zähren flossen auf mich herab. Wir blieben einige Minuten in dieser beweglichen Stellung ohne ein Wort zu sprechen. Ich wiederholte meine Bitten. Ach ich Unglücklicher! antwortete er mir seufzend, ich kenne ihn selbst nicht. Er führte mich aus der Höhle heraus. Wir stiegen einen Hügel hinauf, und setzten uns auf einem Rasenfleck nieder, von welchem wir weit über die Fläche des Meeres wegsehen konnten. Der Tag war erst angebrochen, und die Sonne schien in ihrer größten Pracht aus dem Abgrund des Meeres

herauf zu steigen. Samle deine ganze Aufmerksamkeit, mein Sohn redete mich Azeb an. Dasjenige, was ich dir sagen werde, wird alle Kräfte deines Verstandes erfordern. Die Furcht, dich Irrthümer und Vorurtheile zu lehren, hat mich abgehalten, jemals mit dir von diesen Dingen zu sprechen. Auch jetzund glaube mir nichts, als was dein eignes Herz dir bekräftigen wird. Betrachte jene Sonne, Zizem, die eben diesen Augenblick der frohen Erde den Tag wiedergiebt. Sage mir, ist sie nicht herrlich? Wer war der Künstler der sie verfertigte? Wer zeichnete ihr die Laufbahn vor, die sie jeden Tag endiget? Wer gab ihr die Kraft, uns mit ihren Strahlen zu wärmen, und die ganze Natur zu erquicken? Antworte mir, wer war es, mein Sohn?

Die Frage, die mir Azeb vorlegte, setzte mich in Verwirrung. Ich hatte die Sonne tausendmal auf und untergehen sehen, ohne mich um ihren Ursprung zu bekümmern. Ich bemühte mich vergeblich, ihm zu antworten. Alles, was ich ihm nach einem langen Stillschweigen sagen konnte, war ein trauriges: Ich weiß es nicht. Ich setzte noch ganz unschuldig hinzu, daß wohl alles schon seit vielen Millionen von Jahren so eingerichtet seyn könnte, und daß man vielleicht wegen Länge der Zeit, den Namen des Werkmeisters vergessen hätte. Laß sie noch so alt seyn; antwortete mir Azeb. Sie muß doch einmal angefangen haben, den Erdkreiß zu erleuchten. Betrachte ferner diese unersteiglichen Felsen, betrachte die ganze Natur,

dich selbst. Dieß alles kann nicht das Werk des Zufalls, oder der Menschen seyn. Warum thun sie es nicht auch noch zu unsern Zeiten? Es müssen eine oder mehrere höhere Mächte die Urheber von diesen unbegreiflichen Wundern, die wir vor uns sehen, gewesen seyn. Allein wer sind sie? Und warum haben sie dieß alles gemacht? Siehe Tizem, dieß ist die schwehre Frage, die ich eben so wenig als du zu beantworten weiß. Ich habe meine jüngern Jahre mit Reisen unter den Wilden und unter den Europäern, die sich ohne Recht unsrer Seeküsten bemächtiget haben, zugebracht. Die Begierde, eine Auflösung von dieser so schwehren Frage zu finden, ist einer von den vornehmsten Endzwecken meiner Reise gewesen. Ich bin durch mine Nachforschung unglücklicher geworden als ich zuvor war. Diese einzige zuverläßige Entdeckung habe ich gemacht, daß fast alle Nationen einen oder mehrere höhere Wesen anbethen, denen sie den Ursprung der ganzen Natur zuschreiben. Allein ihre Begriffe von diesen Wesen sind eben so verschieden, als es verschiedene Nationen giebt, und nichts gewisser als die meinigen. Jedes Volk vertheidiget seine Meynungen mit der größten Hartnäckigkeit, erwürgt sehr oft die Unschuldigen, welche diese Meynungen nicht glauben wollen, und läßt sich mit eben dem Unsinn wieder für die Seinigen erwürgen. Was das lächerlichste ist, so bethen sie gemeiniglich diesen oder jenen Gott deßwegen an, weil ihn ihre Väter angebethet haben. Der Chebuctos wür-

de den Gott der Europäer anbethen, wenn er in Portugall oder Spanien wäre gebohren worden, und der Weise würde ganz gewiß vor dem Quiroto mit der tiefsten Ehrerbietung niederfallen, wenn ihm ein Thebuctos das Leben gegeben hätte. Der Zufall also, daß man an diesem oder jenem Orte der Welt gebohren wird, bestimt den Gott, den man anbethen muß. Dieser Umstand, die Widersprüche, die Fabeln, die ich unter den Völkern von der Gottheit, wie sie sie nennen, angetroffen habe, hat mir manche traurige Stunden gekostet. Ich habe desto mehr Unwissenheit in mir entdeckt, je genauer ich der Wahrheit habe nachforschen wollen. Ich habe dir dieses unglückliche Schicksal zu ersparen gesucht. Ehe ich dich Irrthümer und Ungewißheit lehren wollte, entschloß ich mich, dich gar nichts zu lehren. Ich überließ dich der Leitung der Natur. Du wuchsest in deiner glücklichen Unwissenheit auf. Fürchte, mein Sohn, daß dir nicht deine Neubegierde deine Ruhe geraubt habe. Azeb kann dir nichts weiter sagen. Frage dein eigen Herz nach ihm. Vielleicht sagt es dir mehr. Ach! warum sollte er sich ewig für uns verbergen? Was suchen wir mehr, als ihn zu ehren, ihn zu lieben? Sollte er sich nur bloß einigen Wenigen deutlicher offenbahret haben, die ihn noch überdieß durch ihre Handlungen verläugnen? Nein! Zizem, eine mir unbegreifliche Hofnung, der einzige Trost in meinen traurigen Stunden, sagt mir, daß wir ihn dereinst noch genauer kennen werden. Eine sanfte Mun-

terkeit

terkeit heiterte das Geſichte des Azeb bey dieſen Worten auf. Er ſchloß mich feurig in ſeine Arme. Wir ſeufzten und unſre unverſtändlichen Seufzer, die wir dieſem noch unbekannten Gott darbrachten, waren ein weit herrlicheres Opfer für ihn, als ſo viele kaltſinnige Gebethe, womit ihn der Chriſt täglich in den prächtigſten Tempeln verſpottet.

Ich verließ meinen Vater in einem tiefſinnigen Nachdenken. Ich ſtieg nach dem Thal der **Chebuctos** hinunter, mich deſto ungeſtöhrter meinen Betrachtungen zu überlaſſen. Die Worte meines Vaters waren noch tief in mein Herz eingeprägt. Sie ſchienen mir unüberwindliche Beweiſe von einem höhern Weſen zu ſeyn. Alles, was ich um mich herum ſah, ich ſelbſt, rief mir zu: **Er iſt!** Ich erſtaunte über meine Unachtſamkeit, mit der ich ſo lange Zeit alle dieſe Dinge um mich herum geſehen hatte, ohne nur ein einziges mal auf die Urſache derſelben zurück zu ſchlüſſen. Alles, was ich bey den gröſten Wunderwerken der Natur gethan hatte, war, daß ich ſie anſah, und mich wunderte, daß ſie ſo waren. Ich fühlte eine innerliche Ueberzeugung, daß ich niemals an dieſe Urſache zurück gedacht haben würde, wenn nicht mein Vater dieſen Gedanken zuerſt in mir rege gemacht hätte. Allein, da ich einmal auf den Gedanken gebracht worden war, daß ein Gott oder Götter wären, ſo hat ſich auch niemals mein Herz von einer Wahrheit leichter und gewiſſer überzeugt, als von dieſer. Eine unmittelbare

Liebe

Liebe des Schöpfers bringt ohnfehlbar dieſe ſo ſtarke Ueberzeugung in dem menſchlichen Herzen hervor. Das Geſchöpf war elend genug, daß ſein Verſtand allzu ſchwach war, von ſich ſelbſt auf die Begriffe von Gott zu fallen. Wie viel elender wäre es nicht, wenn es dieſe Wahrheit auf eine eben ſo mühſame Art als andre Wahrheiten erkennen müßte!

Mein Herz überließ ſich ſeinen geheimen Entzückungen, daß es bis zu der Kenntniß von der erſten Urſache aller Dinge hindurch gedrungen war. Jedoch, meine erſte Freude war gleich mit einer gewiſſen Bitterkeit vermiſcht, die mich der Zweifel und die Ungewißheit ſchmecken ließen. Meine Vernunft wankte bey dem erſten Schritte, mit dem ſie den Weg der Wahrheit betrat. Azeb ſchien nur eine einzige erſte Urſache aller Dinge zu glauben. Ich fand weder in der innerlichen Sprache meines Herzens, noch in der Natur etwas, welches mich eben dieſes zu glauben bewegt hätte. Warum konnten nicht eben ſo wohl zwey, drey, und mehr Gottheiten als ein einziger Gott ſeyn? Azeb, dem ich nach der Zeit meine Zweifel wegen dieſes Punkts eröfnete, und den ich um die Gründe bath, welche ihn von einer einzigen Gottheit überzeugt hätten, geſtand mir, daß ſein Begriff hiervon vielleicht eine bloße Folge von ſeinem Aufenthalt unter den Chriſten wäre. Die Beſchreibungen, die ihre Religion von einem einzigen Gott lehre, welcher die ganze Natur durch einen bloßen Wink aus Nichts erſchaffen hätte, deſſen

Macht

Macht durch kein andres gleich groſſes Weſen eingeſchränkt würde, deſſen Wille allein zureichend ſey, alle Dinge von dem gröſten Weltkörper bis zum kleinſten Wurm in Ordnung zu erhalten, wäre ihm ſo prächtig, und der göttlichen Majeſtät ſo anſtändig vorgekommen, daß er jederzeit eine heimliche Neigung in ſeiner Seele für dieſen Begriff empfunden hätte. Dieſe Antwort des Azeb befriedigte mich nicht. Meine Vernunft war nicht ſo gelehrſam wie die ſeinige. Sie fand im Gegentheil mehr Wahrſcheinlichkeit in der Meynung, daß es mehr als einen einzigen Gott geben könnte. Die Werke der Natur ſchienen mir ſo mannigfaltig, ſo verſchieden in ihren Beſtimmungen, ſo oft einander ſo ſehr in ihren Wirkungen entgegen geſetzt zu ſeyn, daß ſie mir eher viele als einen einzigen Urheber zu haben ſchienen. Konnten ſie nicht mit vereinigten Kräften dieß alles hervorgebracht haben? Konnte nicht eine gewiſſe Ordnung unter ihnen ſeyn, nach welcher einige gröſſer, andre geringer waren? Konnten ſie nicht in ihren Eigenſchaften, in den Abſichten bey ihren Werken von einander unterſchieden ſeyn? Der Begriff von einem einzigen Schöpfer aller Dinge war allzuhoch für meinen ſchwindelnden Verſtand, als daß er ihn hätte faſſen können. Der Stolz des natürlichen Menſchen bildet ſich gemeiniglich die Gottheit nach ſich ſelbſt. Der Unterſchied zwiſchen ihr und ihm wäre allzu unermeßlich, wenn ſie einfach wäre. Er nähert ſich ihr mehr, wenn er ſie vervielfältiget, und die Schöpfung der ganzen Natur unter viele Schöpfer zugleich vertheilet. Ich

Ich gestehe zu meiner Schande und zu de
Ehre ihrer Philosophen, daß ich nicht auf den Be
griff von der Vollkommenheit oder Unendlichke
gefallen bin, die Einigkeit Gottes zu erkennen
Aus den Werken der Natur erkannte ich nicht
weiter, als die Nothwendigkeit gewisser ersten Ur
sachen, welche eben deßwegen ohne Anfang seyn
mußten, weil sie die ersten waren. Aus ihren
Wirkungen sah ich nichts weiter, als daß sie sehr
vollkommen seyn müßten, ohne eine Nothwendig
keit wahrzunehmen, daß nur eine einzige derselbe
seyn könnte, welche alle nur mögliche Vollkom
menheiten besäße. Wie hätte ich Blinder, de
ich nur von einigen wenigen Strahlen der göttli
chen Größe aufgeklärt wurde, den Gott als das
allervollkommenste Wesen erkennen wollen, wo
dem ich kaum einige wenige Eigenschaften zu ent
decken wußte? Dem Begriff von der Ewigkeit
widersprach es nicht, viele erste Ursachen zugleich
anzunehmen, eben so wenig als es ein Widerspruch
für die Vernunft ist, eine Dreyeinigkeit zu glau
ben. Ich hatte noch einen Grund mehr, der mei
ne Vernunft eine Vielheit der Götter zu glauben
bewegen konnte? Wenn mehrere Götter waren,
so setzte ich mich nothwendig ihrem Zorn aus, wenn
ich die Anbethung verabsäumte, die ich ihnen schul
dig war. War nicht mehr als ein Gott, so konnte
ich hoffen, von ihm Verzeihung wegen eines Ver
brechens zu erlangen, welches mich meine natürli
che Blindheit und die Sorgfalt sicher zu han
deln, hatten begehen lassen. Wenn ich viele Göt

ter anbethete, so war ich gewiß, den wahren zugleich anzubethen. Bethete ich nur einen einzigen an, wie vielen konnte ich eine Verehrung entziehen, die sie mit Recht von mir fordern konnten! Diese Betrachtung, die ich damals bey mir enstellte, hat mir auch in den nachfolgenden Zeiten, da eine höhere Gnade mein Herz erleuchtet hat, eine heimliche Nachsicht für die abgöttischen Völker eingeflößt. Ich habe aus meinem eigenen Beyspiel erkennen lernen, wie leicht der Vernunft der Weg zur Abgötterey ist. Es ist ihr wenigstens nicht schwehr viele Götter zu glauben. Allein wie der Unglaube, das widersprechendste Ding für die Vernunft, wenn sie einmal durch den geringsten Umstand auf den Gedanken von einer Gottheit geleitet worden ist, sich des menschlichen Herzens bemächtigen kann, dieß ist mir jederzeit unbegreiflich geblieben. Jedoch ist er nicht auch jederzeit mehr die Frucht eines verderbten Willens als eines unaufgeklärten Verstandes geweten? Muß er sich nicht selbst zu unsern Zeiten, da er sich von Tag zu Tag mehr ausbreitet, unter der Larve der Deisterey verbergen, wenn er gefallen will? Einen einzigen Einwurf, mein lieber Freund, will ich berühren, welchen sie mir, wegen meiner Blindheit, in der Erkenntniß eines einzigen Gottes machen werden. Warum erkannten ihn die alten heydnischen Philosophen? Sie würden von ihm niemals mehr als ich erkannt haben, wenn sie, wie ich in den Gebirgen von Xarico gelebt hätten. Die Vernunft war eben so wenig ihre einzige

Führe-

Führerin, als sie es von unsern heutigen Weltweisen ist. Der Begriff von einem einzigen Gott, war von dem Anfang der Schöpfung an, denen Menschen durch den Weg der Offenbahrung geläufig worden. Gott, dessen unerforschliche Weisheit den größten Theil des menschlichen Geschlechts seiner natürlichen Blindheit überließ, wußte unter den Völkern jederzeit eine kleine Anzahl zu erhalten, die ihn allein anbethete. Die fortgepflanzte Lehre von einem einigen Gott, das Volk unter welchem diese Lehre unverfälscht aufbehalten wurde, konnten den alten Weltweisen nicht unbekannt seyn. Die Abgötterey war zu ihren Zeiten in ihrem größten Verfall. Man mußte seine Vernunft verläugnen, wenn man nur den geringsten Theil derjenigen Mährchen, welche der Eigennutz und andre Laster von den Göttern erfunden hatten, glauben wollte. Dieß brachte den Vernünftigern ein Vorurtheil für den wahren und einzigen Gott bey, und dieß Vorurtheil, die Tradition, und warum nicht auch eine übernatürliche Hülfe? bewegten sie, ihn zu glauben. Sie glaubten ihn bereits, als sie erst in der Vernunft Beweise von seinem Daseyn aufsuchten. Socrates würde mit einer Standhaftigkeit den Giftbecher für die Wahrheit der Götter getrunken haben, wenn er eintausend Jahr eher gelebt hätte.

Vielleicht eine unzeitige Begierde, weniger lasterhaft in ihrem Auge zu scheinen verleitet mich, einen von meinen gröbsten Irrthümern zu rechtfertigen, und hat mich von dem Zweck abgeführt, ihnen

ihnen nichts als meine Empfindungen zu schreiben. Ich komme wieder auf mich selbst zurück. Gönnen sie mir ihr Mitleiden, wenn sie mich in neue Krümmen verwickelt, und von allen Mitteln einen Ausgang zu finden, entblößt sehen. Mein Herz war ruhig, daß es gewisse erste Schöpfer und Urheber aller Dinge erkannt hatte. Es beunruhigte sich wenig wegen der Anzahl derselben, weil es keinen Weg, eine vollkommene Gewißheit zu erlangen, vor sich sah. Allein es wollte diese obersten Mächte nunmehr auch noch genauer kennen lernen. Es wollte wissen, wer sie wären? Der elende sinnliche Mensch seufzte nach einer gewissen Nahrung der Sinnen, nach einem Bilde, sich diese Götter vorstellen zu können. Er seufzte vergeblich. Die Natur entdeckte mir einen kleinen Theil ihrer Eigenschaften. Sie verbarg mir diejenigen, welche die wichtigsten für mich waren. Ich blieb unwissend und lasterhaft. Alle Werke der Schöpfung verkündigten mir die Macht, die Weisheit, die Gütigkeit dieser Götter. Allein sie lehrten mich nichts von der Gerechtigkeit, von der Heiligkeit derselben, mit welcher sie gewisse menschliche Handlungen verabscheuen, und andern ihren Beyfall ertheilen, nichts von dem Unterschiede des Bösen und Guten selbst. Alles, worzu sie mich aufmunterten, war eine verworrene Liebe und Dankbarkeit, die ich ihnen schuldig zu seyn glaubte, ein unvollkommenes Verlangen ihnen zu gefallen, ohne dasjenige zu wissen, wodurch ich ihnen gefallen könnte. Das einzige Mittel hierzu, das ich erkannte, war, daß

Ich sie nachahmen müßte. Die Götter konnten einen Menschen ohnmöglich hassen, der gegen andre Menschen eben so gütig und liebreich zu seyn strebte, als sie gegen ihn sind. Ich glaube wohl, daß man durch die bloße Erforschung der Natur auf Gedanken von der Gerechtigkeit, dem höchsten Wesen, von gewissen Pflichten, die man ihm schuldig ist, geleitet werden kann. Allein es ist auch gewiß, daß sie jederzeit noch von einer ziemlichen Dunkelheit umgeben sind. Nur die Beweise von der Macht, der Güte, der Weisheit desselben ziehen sich dem Auge des Menschen sogleich bey dem ersten Anblick der Natur, ohne die geringste Verhüllung an. Meine nachfolgenden traurigen Schicksale haben mich an dieser weitern Nachforschung gehindert! sie haben so gar die schwachen Entdeckungen, die ich bereits gemacht hatte, durch die schwehrsten Hindernisse wieder zu vernichten gedroht.

Mitten in meiner Unwissenheit frohlockte ich über die schwache Dämmerung, die ich durch dieselbe anbrechen sah. Je unwissender ich blieb, je glücklicher war ich. Die Unvollkommenheit meiner Erkänntniß machte mich nicht unzufrieden, denn ich wußte noch nicht, was mir mangelte. Ich warf mich voll Entzückung zur Erde nieder. Wie weise, wie gütig seyd ihr, große Götter! rief ich unter den süßesten Empfindungen, die ich noch niemals so gefühlt hatte, aus. Ihr habt mir die Zaca, ihr habt mir in ihr die größte Glückseligkeit gegeben. O daß ich wüßte, wo ich euch fände,

damit

damit ich euch danken, euch anbethen könnte. Meine ganze Melancholie entfloh vor den neuen Regungen, von denen mein Herz voll war. Ich war lauter Freude, lauter Dankbarkeit. Ich hätte diese Freude nur halb und unvollkommen genossen, wenn ich sie nicht mit Zaca getheilt hätte. Ich wiederholte ihr alles dasjenige, was mir Azeb gesagt hatte, und die Muthmaßungen, auf die ich durch mein eignes Nachdenken gekommen war. Sie hörte mit vieler Aufmerksamkeit zu. Alle diese Entdeckungen waren eben so neu für sie, als sie es für mich gewesen waren. Sie brauchte noch weit weniger Mühe und Zeit als ich, sich von der Gewißheit derselben zu überzeugen. Entweder eben der natürliche Trieb, der in mir gewirkt hatte, wirkte auch auf ihr Herz. Oder der Umstand, daß sie es von Zizem hörte, oder der eingeschränktere Verstand ihres Geschlechts, der weit glücklicher ist als der unsrige, weil er weniger Fähigkeit zu zweifeln erhielt, erleichterten ihr diese Mühe. Sie glaubte alles, was ich ihr sagte, ohne den geringsten Einwurf und Zweifel. Ja, sie sind, diese gütigen Götter, rief sie, indem sie mich voll Entzückung an ihre Brust druckte. Sie haben uns geschaffen, einander zu lieben, einander glücklich zu machen. Laß uns unsre Kräfte verdoppeln Zizem, ihren Befehlen zu gehorsamen. Laß uns sie aus Dankbarkeit wieder lieben. Wir schwohren uns noch einmal, in dem Angesichte der Gottheit, eine ewige Liebe. Wir besiegelten diese Schwühre durch die feurigsten Küsse und Umar-

anungen. Wir dankten ihr für jede einzelne Glückſeligkeit, die wir ſeit der erſten Minute, da wir uns liebten, empfunden hatten. Strafbarer, entehrender Dank für die Gottheit! Konnte ſie uns mit einem andern Blick, als mit einem Blick voll Verabſcheuung anſehen? Aber gleichwohl waren wir unſchuldig? Gleichwohl waren unſre Herzen von der reinſten und ungeheuchelſten Anbethung voll? Nein! Sie hat uns unmöglich mitten unter unſern Verbrechen verabſcheuen können.

Ich und Xaca ſetzten gewiſſe Stunden des Tages feſt, an welchen wir den Göttern unſre Ehrerbiethung bezeugten. Wir wandten uns mit unſerm Geſicht gegen die Sonne, wenn wir betheten. In ihr ſuchten wir entweder die Gottheit ſelbſt, oder wenigſtens die Wohnung derſelben. Unſer Herz mußte unumgänglich etwas Sinnliches in die Begriffe von den Göttern einmiſchen. Ohne dieſes Sinnliche dachte es bey dem Namen derſelben nichts weiter als den bloßen Schall. Ein anmuthiges Feld, ein grüner Hügel waren die Tempel, in welchen wir anbetheten. Unſre Gebethe waren einfaltig und ungekünſtelt, oftmals bloße unvollkommene Seufzer. Aber ſie waren aufrichtig, und eben deßwegen einem durch dieſe Gebethe ſelbſt vielleicht beleidigten Gott weit angenehmer, als die Gebethe vieler Chriſten. Glückſelige unſchuldige Tage meines Lebens. Euer Gedächtniß wird meinem Herzen jederzeit heilig, und die reine Wolluſt, die ich in euch genoſſen habe, ihm jederzeit unvergeßlich ſeyn. In euch bereits habe ich

dieſe übernatürliche Wirkung gefühlt, welche der Chriſt mit ſo vielem Stolz dem unglücklichen und unwiſſenden Wilden abſpricht, und ſich allein zueignet. Nein, ewige erſte Urſache aller Dinge, der Chriſt und der Götzendiener ſind beyde zugleich deine Geſchöpfe und deine Kinder. Warum unterſteht ſich der kurzſichtige Menſch, den einzigen Weg zu beſtimmen, der zu dir führt? Die gröbſten Miſſethaten beleidigen dich nicht, wenn ſie ein ſchwaches und unwiſſendes Herz begeht, das kein Verboth kannte, ſie zu unterlaſſen.

Die Ruhe und die Zufriedenheit machten alſo in der fürchterlichſten Wildniß unſre kleine Familie vollkommen glücklich, und ließen uns keinen Augenblick ohne Freude und Dankſagung an die Götter verſchwinden. Wir waren von den Menſchen, und alſo auch von ihren Laſtern, die uns hätten elend machen können, abgeſondert. Wir empfanden nur wenige Begierden, und keine außer denen die wir befriedigen konnten. Die Beſchwehrlichkeiten, die wir wirklich in unſrer Einöde erduldeten, fühlten wir gar nicht, weil wir ſie von den erſten Tagen des Kindes an gewohnt geweſen waren. Würden ich und Zaca mitten in dieſen Vergnügungen, die uns die bloße Natur anboth, wohl geglaubt haben, daß es Menſchen geben könnte, die uns bey demjenigen Glück, welches wir genoſſen, für die elendeſten und unglücklichſten Creaturen halten, und ſich ſelbſt wegen einer Menge thörichter und unnützer Erfindungen an Verſtand und Glückſeligkeit weit über uns wegſehen

würden? Unterdessen waren die Tage nicht mehr weit, die uns diese traurige Erfahrung lehren mußten. Nur noch wenige verflossen uns in dem ungestöhrten Gefühl der Freundschaft und Liebe, und dem unschuldigen und ungekünstelten Genuß der Güter der Natur. Azeb war glücklich, weil ich und Zaca es waren. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß unsre Liebe von einer andern Gattung war, als diejenige, die uns die Natur durch die Bande des Blutes, wodurch sie uns vereinigte, vorgeschrieben hatte. Allein Azeb hatte sich einmal ein unverbrüchliches Gesetz gemacht, uns der bloßen Leitung der Natur zu überlassen. Er tadelte und lobte keine einzige von unsern sittlichen Handlungen, welche nicht einen gewissen Einfluß auf ein gesellschaftliches Leben haben konnte. So hatte er uns z. E. gelehrt, daß wir um unsers eignen Vortheils willen, mit andern Menschen ruhig leben und ihnen Gefälligkeiten erweisen müßten, aber nie daß wir durch diese oder jene Handlung ein gewisses erstes Wesen aller Dinge beleidigen könnten. Unser Herz sollte hierinne unser einziger Führer seyn. Azeb wußte eben so wenig als wir, daß dieses Herz verderbt war, und daß es uns also nothwendig irrig führen mußte. Wir kannten weder an uns noch in der Einrichtung der Welt die geringsten Mängel, weil keine Erfahrung uns dieselbe gelehrt hatte. Alles was wir sahen, schien uns gut zu seyn. Wir hätten befürchtet einen weisen und gütigen Urheber der ganzen Natur, den uns alle ihre Werke verkündigten,

zu beleidigen, wenn wir ihm eine Welt voll lauter Mängel und Unvollkommenheiten, und einen verderbten und von Natur lasterhaften Menschen als seine Geschöpfe hätten zueignen wollen. Der Mensch irrt gemeiniglich am gefährlichsten, wenn er am ehrerbiethigsten gegen die Gottheit seyn will.

Zaca vermehrte um diesen für mich so ruhigen Zeitpunkt noch meine Freude durch eine Tochter, die sie mir gebahr. Dieß war die letzte Glückseligkeit, die ich unverfälscht genoß. Ach! ich Unwissender frohlockte, weil ich das Laster nicht kannte, dem ich sie zu danken hatte. Ich war lauter Erkänntlichkeit gegen die Götter, daß sie mir eine neue Wohlthat erwiesen hatten. Ich nahm die kleine Unschuldige auf meine Arme. Ich empfand neue und mir bißher noch unbekannte Triebe gegen sie. Die Züge meiner lieben Zaca waren in dem Gesicht ihrer Tochter deutlich ausgedruckt. Dieß allein schien meine Neigung gegen diese kleine Creatur zu erregen. Ich betrog mich. Ich fühlte die Stärke der väterlichen Liebe, welche die Natur dem Menschen eingeprägt hat, ohne daß ich den wahren Namen für diesen Trieb wußte. Weise, gütige Vorsehung, du lehrtest den Herzen der Eltern Zärtlichkeit gegen ihre Kinder, weil diese Zärtlichkeit zu Erhaltung des menschlichen Geschlechts nothwendig war. Du, die du nichts vergeblich thust, verfaßtest eben dieselbe den Herzen der Kinder, weil ihre Eltern diese Zärtlichkeit entbehren konnten.

Ich bin nunmehr bis zu dem Anfang derjenigen Begebenheit gekommen, welche die Urſache aller meiner nachfolgenden Mühſeligkeiten und Klagen, aber auch meiner gegenwärtigen wahren Glückſeligkeit geworden iſt. Oft habe ich die Wege der Vorſehung bewundert, welche unſer Glück und Unglück, ſo genau mit einander vereiniget hat. Der Saame des einen liegt jederzeit in dem andern eingeſchloſſen. Beyde ſind von der menſchlichen Natur unzertrennlich. Es iſt dem Menſchen ein gewiſſer Antheil von beyden nöthig, wenn er eine wahre Ruhe und Zufriedenheit genüßen ſoll. Nur der höchſte Grad der Freundſchaft macht mich fähig, in der Erzählung meiner Geſchichte fortzufahren. Ich kann bey der Erinnerung an meine Zaca, ohnmöglich Herr über meine Thränen und meine Seufzer ſeyn. Ich weiß, wie unſchätzbar die Vortheile ſind, die ich durch meine Unglücksfälle erhalten habe. Aber wie theuer habe ich ſie erkaufen müſſen! Der Verluſt der Zaca iſt der Preiß, den ich für ſie aufgeopfert habe. Zaca, unglückliche Zaca, wenn der Gram und die Tyranney noch nicht dein trauriges Leben verkürzt haben, wenn du noch bisweilen fern von mir eine halb unſchuldige und halb ſtrafbare Zähre um Zizem weinſt, wirſt du in dieſen finſtern Augenblicken, da mein Bild um dich ſchwebt, weniger fühlen als ich, wenn das deinige das Gedächtniß unſrer Liebe und unſrer Laſter in mich zurück ruft? Laß uns einander vergeſſen Zaca, wenn es möglich iſt. Erinnre dich, daß

wir

wir Verbrecher und strafbar waren. Aber wir waren gleichwohl unschuldig? Wer ist unschuldig in dem Auge desjenigen, vor dem alle Menschen böse sind?

Die Anmuth der Gegend lockte mich und Zaca fast jeden Abend zu einem Spaziergang in das Thal der Chebuctos hinab. Wir hatten einen weniger mühsamen Weg in dasselbe entdeckt, und durch unsern Fleiß hatten wir diesen Weg ganz bequehm gemacht. Nur Azeb konnte seine Furcht vor den Spaniern nicht vergessen. Wir würden sonst schon längst unsre rauhen Felsen mit dieser reitzenden Einöde vertauscht haben. Als wir uns einmal auf unsern Spaziergängen weiter bis an die andre Seite der Gebirge, die mit Peru gränzten, gewagt hatten, wurden wir unvermuthet durch einen Zufall in Verwirrung gesetzt. Wir hörten nicht weit von uns das Gewimmer eines nothleidenden Menschen. Zaca und ich sahen einander bestürzt an. Die Furcht und das Mitleiden schienen einige Minuten in uns zu streiten, ob wir fliehen oder ihm helfen sollten. Zaca faßte zuerst Muth. Laß uns diesem Unglücklichen helfen, Zizem, sprach sie. Würden wir uns nicht auch seinen Beystand wünschen, wenn wir unglücklich wären? Wir suchten zwischen den Felsenklippen, wo der Schall herkam, und wir fanden einen Menschen, der ohnfehlbar von einem Stück Felsen herabgestürzt war, und sich an verschiedenen Orten sehr übel verwundet hatte. Er lag auf einem kleinen Absatz, der ihm noch das Leben rettete. Aus

dem kläglichen Geschrey, das er bey unsrer Erblickung anfieng, schloß ich, daß er uns für seine Feinde ansah, die ihm noch den Ueberrest seines Lebens rauben würden. Wir benahmen ihm sehr leicht durch die deutlichsten Zeichen der Freundlichkeit und des Mitleidens seine Furcht. Aus seiner Kleidung und Gesichtsbildung erkannten wir, daß er ein Europäer war. Dieser für uns so ungewöhnliche Anblick beschäftigte unsre Verwunderung so sehr, daß wir auf einige Minuten die Hülfe vergaßen, die wir diesem unglücklichen Fremdling schuldig waren. Xaca sonderlich konnte sich an ihm nicht satt sehen. Sie begriff und betrachtete die geringsten Kleinigkeiten, die er an sich trug, mit einer heftigen Neubegierde. Sie war weit eifriger und sorgfältiger als ich seine Wunden auszuwaschen und zu verbinden. Ich bewegte sie mit vieler Mühe, den Fremdling zu verlassen und Cabuln zu holen. Ich versuchte mich in einigen von den Sprachen, die ich von meinem Vater gelernt hatte, auszudrücken. Es gelang mir so ziemlich, ihm auf Spanisch zu sagen, daß er nichts zu befürchten hätte, und aus seiner Antwort verstand ich so viel, daß er aus der Sklaverey der Spanier entflohen wäre.

Xaca kam in kurzer Zeit mit Azeb und Cabul zurück. Wir trugen den Fremden mit vieler Mühe nach unsrer Wohnung. Wir machten ihm von unsern eignen Thierhäuten, womit wir uns kleideten, und auf welchen wir schliefen, ein Lager, damit er recht sanft liegen möchte? Azeb kannte

die

die heilſamſten Kräuter, die die gütige Natur unſrer, dem erſten Anblick nach, ſo unnützen Wildniß mitgetheilt hatte. Er legte ſie auf die Wunden des **Europäers**, und er verſicherte ihn, daß er bald wieder vollkommen geheilt ſeyn würde. **Azeb** ſprach ſehr gut **ſpaniſch**. Er erfuhr von dem Fremden, daß er ein **Engländer** war, welchen ſein Schickſal in die Sklaverey der **Spanier**, zu der Zeit eines Kriegs zwiſchen beyden Nationen, geführt hatte. Er war gezwungen worden, unter der grauſamſten Begegnung, in ihren Bergwerken zu arbeiten. Endlich hatte er ihre Grauſamkeiten nicht länger ausſtehen können. Er hatte lieber unter den Wilden ſeinen Tod ſuchen wollen, als ſich noch länger unter einer Nation martern laſſen, welche das Recht einer geläuterten Religion und gebeſſerter Sitten ſo elend behauptete. Seine Flucht war unglücklich. Er gleitete auf einem von dem jähen Felſen, die er herab ſteigen mußte, aus, und nur ein halbes Wunder erhielt ihm das Leben. Wir fanden ihn in dieſem elenden Zuſtand, und er wußte nicht Worte genug, uns ſeine Erkänntlichkeit für die Menſchenliebe und das Mitleiden zu bezeugen, die er bey den **Europäern** vergeblich geſucht hatte. Die Abſchilderung, die uns der **Engländer** von der Grauſamkeit der **Spanier** machte, bewegte unſer ganzes Herz. Es war uns unbegreiflich, wie Menſchen ſo wild gegen einander wüthen könnten. Wir erſtaunten nun nicht mehr über die Tyranney, die ſie an unſerm Volk ausgeübt hatten, da ſie ſelbſt

Völker,

Völker, welche einen Gott mit ihnen anbetheten, welche einerley Sitten mit ihnen hatten, nicht verſchonten. Wie glücklich prieſen wir uns, daß uns das Schickſal von dieſen Barbaren abgeſondert hatte.

Das Vergnügen, das dieſer unglückliche Fremdling ihren blutdürſtigen Händen entflohen war, und daß ich und Xaca ihm das Leben erhalten hatten, war das reinſte, das ſüßeſte nach demjenigen, das mir die Vereinigung mit der Xaca hatte empfinden laſſen. Mein Herz fühlte einige undeutliche Merkmale, daß es nothwendig den Göttern gefallen müſſe, daß ich eins von ihren Geſchöpfen dem Untergang entriſſen hatte, und eben dieß war die Quelle meines Vergnügens. Eine heimliche Neigung für den Engländer ward in mir rege. Er war von einer einnehmenden Geſichtsbildung, und nur wenige Jahre älter als ich. Ich wünſchte bereits, daß ihm gewiſſe Laſter der Europäer, dieſer Barbaren, wofür ich ſie hielt, mangeln möchten. Wie viel unſchuldige Freuden verſprach ich mir nicht aus ſeinem Umgang! Mein Herz hatte ſchon längſt nach einem Menſchen geſeufzt, mit dem ich meinen Gram und meine Freude theilen könnte, und der beydes mit mir in einerley Grad zu fühlen fähig wäre. So ſehr mich auch der Umgang mit Xaca beſchäftigte, ſo blieben doch noch gewiſſe Minuten übrig, die ich nicht ausfüllen konnte. Die Mannigfaltigkeit der Vergnügungen iſt dem menſchlichen Herzen unentbehrlich. Das größeſte Vergnügen

wird ihm eine Quaal, wenn es das einzige iſt. Oft ſchon hatte ich geklagt, daß ich keinen Freund hatte, den ich zum Vertrauten meiner Liebe und meiner Glückſeligkeit machen konnte. Azeb war durch die Menge ſeiner Jahre und durch eine gewiſſe Ehrerbiethung, die ich für ihn hegte, und Cabul wegen der wenigen Empfindung, die ich bey ihm wahrnahm, hierzu untüchtig. Ich verſprach mir in dem Engländer dieſes Glück, das ich ſo lange vergeblich gehofft hatte. Mit wie viel neuen Freuden ſollte die Freundſchaft meine künftigen Tage heiter machen! Ach! hätte ich wohl geglaubt, daß eben dieſe Freundſchaft jeden dieſer Tage finſter und elend für mich machen würde?

Der Engländer war der gewöhnliche Gegenſtand meiner Unterredungen mit Zaca. Ich ſchilderte ihr die neuen Annehmlichkeiten des Lebens ab, die uns ſein Umgang mittheilen würde. Sie fühlte ſie noch weit ſtärker als ich. Ich hatte ſchon längſt an ihr bemerkt, daß ſie den geringſten Trieb, in einen weit höhern Grad empfand als ich. Die Natur hatte ihr dasjenige deſto reichlicher an Empfindung gegeben, was ſie ihr an Ueberlegung und Einſicht verſagt hatte. Wie gütig war dieſe Natur, welche durch die Verſchiedenheit der Mängel und Vollkommenheiten beyder Geſchlechter, ſie deſto genauer mit einander zu vereinigen, und ſie glücklich zu machen wuſte! Ich ſchrieb Anfangs dieſem ſanftern Gefühl, denjenigen Eifer zu, den ſie an dem Schickſal des Fremden zu nehmen ſchien. Selten wich ſie von ſeiner Seite. Alle kleine Dienſtleiſtun-

leistungen, die er nöthig hatte, geschahen von ihrer Hand. Sie sprach jederzeit mit einem gewissen Feuer von ihm, das sie vergeblich zu verbergen suchte. Sieh nur Zizem, sprach sie oft heimlich zu mir, wie schön er ist! Sieh sein bräunliches lockigtes Haar, sein lebhaftes Auge! Sehen alle Europäer so schön wie er? Wie schlimm ist es, daß sie Barbaren sind! Wie vergnügt würden wir sonst bey ihnen leben können! Der arme Fremdling! Ach Zizem! wenn er eine Geliebte hat, wie unglücklich wird sie seyn! Bedenke, was mein Herz leiden würde, wenn es dich entbehren müßte!

Ich hörte diese Reden der Zaca einigemal ohne die geringste Bewegung an. Sie schienen mir Ausdrücke eines mitleidigen und leicht zurührenden Herzens. Sie wiederhohlte sie oft, und ich ward unruhig. Ich war kaltsinnig, wenn Zaca den Fremden beklagte. So gar eine gewisse Art von Haß, wider ihn, ward in meinem Herzen rege. Ich war eben so unermüdet, Zaca niemals zu verlassen, und ihre geringsten Bewegungen zu beobachten, als sie es gegen den Engländer war. Meine Blicke die ich auf sie warf, verriethen den Gram, der mich abzehrte. Oft war ich im Begriff, meine Klagen gegen sie nicht länger zu unterdrücken, und jederzeit hielt mich eine verworrne Schaam davon ab. Niemals hatte mein Herz so grausame Martern ausgestanden. Ich wußte keinen Namen für sie. Und wie hätte ich sie nennen sollen, da ich niemals den Namen der Eifersucht hatte

te

e aussprechen hören, noch viel weniger sie selbst gefühlt hatte.

Zaca wurde den elenden Zustand, unter welchen ich litt, sehr leicht inne. Sie fragte mich mit Schrecken nach der Ursache meiner Unordnung? Ihre Frage öffnete meinen Mund, zu klagen. Du fragst, Unglückliche! rief ich, und du selbst bist es, die mich quält? Womit habe ich es verdient, Zaca, daß du mir deine Liebe geraubt hast? Verdient sie dieser Fremdling besser als ich. Ist er zärtlicher, aufrichtiger, treuer gegen dich? Zaca schlug einige Minuten unter meinen Vorwürfen gleich einer Strafbaren die Augen nieder. Voll von Thränen hob sie dieselben wieder gegen mich auf, und umarmte mich. Wie ungerecht bist du, Zizem! sagte sie seufzend. Bin ich strafbar, daß mir die Götter ein leicht zu rührendes Herz gegeben haben? Wenn hast du noch jemals die Triebe des Mitleides und der Menschenliebe in mir gescholten? Ich habe dir niemals ein Geheimniß daraus gemacht, daß ich diesen Fremden nicht hasse. Ich gestehe dir noch mehr, ich empfinde nach dir und meiner Tochter, weit mehr Neigung für ihn, als für Azeb und Cabul. Ich schelte mich selbst, daß ich dir den geringsten Grad meiner Liebe entziehen kann. Und dennoch bin ich nicht ganz Herr über mein Herz. Ich fürchte, daß dieser Barbar unsre Glückseligkeit stören möchte. Vielleicht hat er die Laster seines Volks mit zu uns herüber gebracht. Vielleicht hat er uns bereits durch dieselben verunreiniget. Laß uns

ihn fliehen, lieber Tizem, wir werden ohne ihn glücklich seyn können. Was brauchen wir weiter, es seyn zu wollen, als einander zu lieben? „ Ich war froh, daß ich noch immer der einzige Besitzer von dem Herzen meiner Xaca war. Ihre Furcht beunruhigte mich nicht. Xaca folgte mir seufzend zu dem Fremden zurück. Sie vermied, so oft es möglich war, die Gelegenheit ihn zu sehen. Ich überschlich dem ohnerachtet bisweilen einen ihrer Blicke, der traurig auf ihn angeheftet war. Sie verdoppelte ihre Liebkosungen gegen mich. Allein sie waren mit einer gewissen Melancholie vermischt, die ich zuvor nicht in ihnen bemerkt hatte. Sie breitete diese Melancholie auch über mich aus. Wir seufzten oft mitten in unsern zärtlichsten Umarmungen, ohne daß wir wußten, warum? Ohnfehlbar waren es geheime Ahndungen der Schmerzen, die nicht mehr weit von uns entfernt waren.

Der Engländer welcher sich Lowthon nannte, erlangte durch unsre Vorsorge sehr geschwind seine alte Gesundheit wieder. Er verstand einige Sprachen der Wilden, und wir hatten von unserm Vater etwas Englisch erlernt. Wir brachten es also in kurzer Zeit so weit, daß wir uns von allen Dingen, ohne die geringste Mühe mit ihm unterreden konnten. Er war munter, gefällig, von unserm Alter und fast auch von unsern Neigungen. Wie hätte die genaueste Freundschaft uns nicht endlich mit ihm vereinigen sollen? Lachen sie nicht, lieber Ritter, daß ich das Wort Freundschaft von zwey Wilden gebrauche, die niemals eine andre

dre Lehrmeiſterin, als die bloſſe Natur gehabt hatten. Die Natur wollte alle Menſchen glücklich wiſſen. Kein einziger derſelben würde es jemals ohne Freundſchaft geweſen ſeyn. Sie ſchuf alſo ſowohl den Wilden, als den Europäer zu derſelben fähig. Wenn ſie den erſtern einige überflüßige und oft betrügliche Höflichkeitsbezeigungen weniger lehrte, ſo verlieh ſie ihm dafür einen deſto größern Antheil von Redlichkeit und Offenherzigkeit. Genug alſo, **Lowthon** war unſer Freund, und er war es in dem höchſten Grade, in welchem es jemals ein Freund ſeyn konnte. In ſeinem Schooß ſchüttete ich alle meine Freuden aus. Wie oft ſchilderte ich ihm die unſchuldige Glückſeligkeit, die ich an der Bruſt meiner **Faca** genoß! Ich bemerkte in meiner Entzückung ſeinen Kaltſinn und ſeinen Verdruß nicht, mit dem er ſie anhörte. Er war der unzertrennliche Begleiter von mir und **Faca**. **Faca** ſchien ihn Anfangs mit einigem Widerwillen ſo oft um ſich zu ſehen. Allein dieſer Widerwille verrieth mehr Zwang als Natur.

Lowthon unterhielt uns oft viele Stunden lang von Dingen, die ſein Land und ſeine Völkerſchaft betrafen, und die uns alle fremd und wunderbar waren. Unſre Neubegierde ermüdete nicht ihn anzuhören. Seine Erzählungen erzeugten neue Wünſche in uns, und dieſe Wünſche erzeugten neue Unruhen. Eine Menge von Leidenſchaften, die wir zuvor nicht bekannt hatten, wachten in uns auf, und raubten uns unſre vorige Zufriedenheit. Wir fühlten den Mangel, in welchem wir

lobten. Wir prieſen die Europäer glücklicher, weil ſie ſich einer Menge Thorheiten überlaſſen konnten, die wir entbehren mußten. Lowthon ſah unſre Schätze. Er war für Entzückung ganz außer ſich. O wie glücklich, rief er, würdet ihr ſeyn, wenn ihr dieſen Ueberfluß in meinem Vaterlande beſitzen könntet! Er beſchrieb die koſtbaren Pallaſte die wir bewohnen, die Menge der Sklaven die unſern Wink erwarten, und eine andre Menge von Bequehmlichkeiten, die unſer Leben mit allen nur möglichen Vergnügungen erfüllen würden. Ein geheimer Wunſch ward in mir rege, dieß Land der Glückſeligkeit, wie mir mein Freund daſſelbe abſchilderte, dereinſt genauer kennen zu lernen. Meine Einöde ward mir zum erſtenmal verhaßt, und ich empfand alle die Mühſeligkeiten, die ich in derſelben ausſtehen mußte. Ich betrachtete nunmehr dieß Metall und dieſe bunten Steine, die mich bisher bloß durch ihren Glanz vergnügten, mit einem ganz andern Auge, nachdem mir Lowthon einen ganz andern Nutzen von ihnen entdeckt hatte. Zuvor würde ich alle dieſe Tändeleyen, dafür ich ſie hielt, um der geringſten Urſache willen in das Meer geworfen haben. Jetzt verwahrte ich das kleinſte Steingen davon mit der größten Sorgfalt. Mein Freund lehrte mich den Geiz, und alſo ein Laſter mehr kennen.

Niemals hatte ich mir es einfallen laſſen, der Zaca zu ſagen, daß ſie ſchön ſen. Lowthon ſagte es ihr zum erſtenmal, und ſie hörte es gern. Sie erfand eine Menge kleiner Tändeleyen, ihren

einfäl-

einfältigen und natürlichen Putz zu verbeſſern, um noch mehr zu gefallen. Er lobte meine Geſchicklichkeit in der Jagd. Ich ward ſtolz auf ſein Lob, und ich mattete mich durch die mühſamſten Uebungen ab, noch mehr Beyfall von ihm zu verdienen. War wohl indeſſen mein Stolz lächerlicher, als ſo viele andre Gattungen des menſchlichen Ehrgeizes? So keimte nach und nach eine Thorheit, ein Laſter nach dem andern in uns hervor, das wir zuvor nicht gekannt hatten. Urtheilen ſie nunmehr, ob der Saame zu dieſen Thorheiten oder Laſtern von der Natur ſelbſt in uns gelegt, oder durch den Umgang mit **Lowthon** in uns ausgeſtreut worden war. Ich geſtehe meine Unwiſſenheit, wenn ich die Entſcheidung davon der bloßen Vernunft überlaſſe. Geſetzt auch, daß wir in uns eine Fähigkeit erkennen, böſe zu werden, begreift dieß auch in ſich, daß wir erkennen, daß wir auch wirklich von Natur böſe ſind? Und wie viel Unvollkommenheiten wird uns nicht noch überdieß unſre Eigenliebe als Vollkommenheiten anpreiſen? Doch keine Urtheile, mein lieber Freund. Ich bin ein bloßer Geſchichtſchreiber. Wir verbargen für **Azeb** den Ekel nicht, den wir gegen unſre Wildniß zu empfinden anfiengen. Noch mehr, wir gaben ihm unſre Wünſche zu verſtehen, dieſe glücklichen Europäer genauer kennen zu lernen, und ihr Glück mit ihnen zu theilen. **Azeb** war mit unſerm Wunſche eben ſo übel zufrieden, als mit einer Menge andrer Thorheiten, die er uns von **Lowthon** hatte annehmen ſehen. Er folgte indeſſen ſeinem

einmal festgesetzten Plan, keine unsrer Handlungen weder zu loben noch zu schelten, sondern uns unsrer eignen Führung zu überlassen. Alles was er that, war dieß, daß er uns von Jugend auf, angewöhnte, jede Sache von allen ihren Seiten zu betrachten, und uns sodann zu demjenigen zu entschlüßen, zu welchem uns unser Verstand die meisten Bewegungsgründe darboth. Er verfuhr bey dieser Gelegenheit eben so. Er zeigte uns bloß die Unmöglichkeit Europa, oder die europäischen Colonien zu erreichen, da wir durch ungeheure Felsen und uns unbekannte Gegenden davon abgesondert wurden. Er bath uns noch überdieß, zu überlegen, ob die Art des Glücks, das wir daselbst erwarten konnten, die Aufopferung unsrer Freyheit und tausend andere Gefahren und Beschwehrlichkeiten verdiente, denen wir uns aussetzen mußten. Die Gründe des Azeb waren überzeugend für unsern Verstand aber nicht für unser Herz. Wir konnten in den Gebirgen von Xarico nicht länger glücklich seyn, da wir mehr Begierden empfanden, als wir daselbst befriedigen konnten.

Ein andrer Umstand der meine Aufmerksamkeit erregte, erstickte auf einige Zeit meine Sehnsucht nach den europäischen Pflanzstädten. Ich nahm eine große Veränderung in der Aufführung des Lowebon gegen mich wahr. Er ward nach eben dem Grad kaltsinniger und mürrischer gegen mich, als seine Freundlichkeit gegen Xaca zunahm. Er versäumte keine einzige Minute mit ihr allein zu seyn. Xaca schien ihn wenigstens nicht

zu fliehen, wenn ſie ihn auch gleich nicht ſelbſt aufſuchte. Es war leicht einzuſehen, daß **Lowthon** in **Xaca** verliebt war, und ich wußte bereits, daß ihn **Xaca** nicht haßte. Mein Herz empfand alle die erſten Martern, die ich bereits vor einiger Zeit gelitten hatte. Es zitterte die Liebe der **Xaca** zu verliehren, ein Gut ohne welches es nimmermehr glücklich ſeyn konnte. Die Leidenſchaft die mich quälte, erzeugte eine neue Schwachheit in mir. Sie lehrte mich die Verſtellung. Ich verbarg meine Schmerzen für dem Auge der **Xaca** und des **Engelländers**. Ich gab auf ihre geringſten Bewegungen acht, um zu wiſſen, ob ich **Xaca** verlohren hatte. Mein Herz empfand einige undeutliche Triebe, mich an beyden zu rächen, wenn mein Verluſt gewiß ſeyn ſollte. Einmal überſchlich ich ſie beyde in einer ihrer geheimen Unterredungen. Ich lernte aus derſelben das aufrichtige, das unſchuldige Herz der **Xaca** kennen, ſo wie es von der Natur gebildet worden war. Aber auch ein Herz das weder durch Schaam noch durch eine gewiſſe Furcht böſe zu handeln, ſondern bloß durch die zärtlichſte Liebe für mich von einem Verbrechen abgehalten wurde. Leſen ſie die Beſchreibung davon.

Lowthon ſagte ihr eine Menge verliebter Ausdrücke vor, die einer wilden Schöne, wie **Xaca** war, ziemlich neu und unverſtändlich ſeyn mußten. „Was quäleſt du mich? ſprach ſie mit einem traurigen Blick zu ihm. Du weißt, daß ich dich nicht haſſe. Mein Herz kränkt ſich, daß es dich nicht eben ſo lieben kann, wie **Zizem**.

Aber ach! der arme Zizem! Was würde er werden, wenn ich ihn nicht mehr allein liebte? Gewiß er würde für Betrübniß ſterben, und ſeine Zaca würde ihn nicht überleben können. Was hab ich, was hat dein Freund Zizem dir gethan, daß du uns beyde unglücklich machen willſt?„ Die unſchuldige Offenherzigkeit der Zaca brachte die ganze Beredſamkeit des Lowthon in Unordnung. Er antwortete ihr indeſſen, daß er nichts weiter verlangte, als daß ſie ihr Herz, zwiſchen ihm und mir theilen ſollte, daß ſie beyde ihre Liebe für mich verbergen wollten, und daß ich alsdann nichts unglücklicher ſeyn würde. „Nein! fuhr Zaca in ihren Einwürfen fort, dieſe Theilung iſt unmöglich. Ich bin zu dieſer Verſtellung unfähig. Ich würde dich mit eben der Heftigkeit lieben, als Zizem. Hundert Umſtände würden dieß dem Zizem entdecken. Ich würde es ihm ſelbſt ſagen. Mein Herz kann keine Geheimniſſe für ihn haben. Und was würde er nicht alsdann ausſtehen? Frage dich ſelbſt, was du fühlen würdeſt, wenn du mich zuerſt eben ſo geliebet hätteſt, wie er, und du mein Herz halb an ihn abtreten ſollteſt? Lowthon bezeigte keine Luſt, dieſe Frage zu beantworten. Er verdoppelte bloß ſeine Bitten. Zaca gab ihm deutlich genug zu verſtehen, daß er alles von ihrem Herzen hoffen könnte, wenn dieß Herz nicht durch die zärtlichſte Liebe für mich, und durch die Furcht mich zu betrüben zurück gehalten würde. Lowthon hatte vielleicht zu viel Vertrauen auf die Neigung, die Zaca für ihn hegte. Er wollte

ſich einige kleine Freyheiten erlauben. Xaca widerſetzte ſich mit ziemlichen Ernſt, und die Eiferſucht trieb mich zu gleicher Zeit aus meinem Hinterhalt heraus. Xaca floh beſchamt auf mich zu, ſo bald ſie mich gewahr wurde und umarmte mich. Lowthon begab ſich ſogleich bey meinem Anblick nicht ohne Verwirrung weg. Ich verbarg es der Xaca nicht, daß ich ihre Unterredung mit Lowthon angehört hatte. Sie geſtand mir mit eben der Offenherzigkeit alle Regungen ihres Herzens die ſie für dieſen Fremden empfand. Sie ſchwohr mir aber auch zugleich bey den Göttern, ein unverletzlicher Schwuhr für ſie! daß ſie ewig mich allein lieben würde. Ich brauchte nichts weiter mich zu beruhigen, als die Verſicherungen der Xaca. Sie würde eher den Tod gelitten, als ihr Wort gebrochen haben. Liebenswürdige Einfalt der Natur! ich habe dich in den Gebirgen von Xarico allein angetroffen.

Xaca vermied mit der äußerſten Sorgfalt die Geſellſchaft des Lowthon, weil ſie ſah, daß mir dieß Opfer angenehm war. Ich war nicht wohl mit meinem Freunde zufrieden. Ich war nicht deswegen unwillig, weil er ſich unterfangen hatte, Xaca zu lieben. Meine Vernunft fand kein Verbrechen hierinne. Allein ſeine Zurückhaltung, mit der er ſeine Neigung für Xaca gegen mich verſchwieg, und ſeine Unbilligkeit, mir, ſeinem Freunde den Beſitz eines Herzens zu rauben, von dem er wußte, daß ich ohne denſelben der unglücklichſte Menſch war, ſchienen mir keiner Entſchuldi-

gung fähig zu seyn. Ich war indessen immer noch viel zu sehr sein Freund, als daß ich ohne Mitleiden die Unordnung, in welcher sich sein Gemüth befand, hätte ansehen können. Eine unbefriedigte Leidenschaft, die Furcht, sich bey einem Wilden zu befinden, den er beleidiget hatte vielleicht auch der Schmerz einen Freund zu verliehren, der nicht ganz seiner unwürdig war, die Mühseligkeiten, die er bereits ausgestanden hatte, und noch vor sich sah, vereinigten sich, ihn zu beunruhigen. Ich sah ihn einige Tage in einem beständigen Kampf mit sich selbst. Er bekam eine Art von Rückfall der Krankheit, die er vor weniger Zeit ausgestanden hatte. Vielleicht war die Anrede, die er auf einmal unvermuthet an mich that, eine Folge von dieser Krankheit. Vielleicht kannte aber auch Lowthon mein Herz genau genug, daß er wußte, wie wenig er bey diesem Versuch zu befürchten hätte. Ein Europäer würde sie indessen nicht so angehöret haben als ich.

„Zizem, sprach er, ich habe deine Freundschaft durch die empfindlichste Beleidigung verlohren, die ich dir habe zufügen können, und ich verdopple meine Verbrechen dadurch, daß ich diese Beleidigung ewig fortsetzen will. Ich eröfne dir mein ganzes Herz ohne die geringste Verstellung. Dieß Herz liebt deine Zaca bis zur Verzweiflung, und es wird nicht eher aufhören, sie zu lieben, biß ich nicht mehr seyn werde. Befreye dich von einem beschwehrlichen Nebenbuhler, Zizem, der kein einziges Mittel vergessen wird, den Besitz der Zaca zu erlangen. Raube mir ein Leben, welches mir

ohne

ohne ſie eine unerträgliche Laſt iſt, du erweiſeſt mir eine wahre Wohlthat. Ich werde ſodann nicht länger gegen meinen Freund, gegen den Erretter meines Lebens undankbar ſeyn dürfen. Ach! wie haſſe ich mich ſelbſt, daß ich es ſeyn muß. Ich ſuche mich zu überwinden, und ich erſchöpfe meine Kräfte vergeblich.„ Er fuhr fort, mir mit einer ſo wilden Unordnung und Wuth den Zuſtand ſeines Gemüths abzuſchildern, daß ich jeden Augenblick die äußerſten Folgen von ſeiner Verzweiflung befürchtete. Ich ward bis zu Thränen von ſeinen Martern gerührt. Mein Herz überdachte unter ſeiner Erzählung, wie viel ich leiden würde, wenn ich unter dem Schickſal meines Freundes ſeufzen müßte.

Die Vertraulichkeit des **Lowthon** gegen mich, wird meinen Leſern eben ſo wunderbar vorkommen, als der Entſchluß, den dieſelbe in mir verurſachte. Es iſt indeſſen gewiß, daß es der liſtigſte Angriff war, den er auf mein Herz that, und daß es der einzige war, von dem er ſeiner Leidenſchaft einigen Nutzen verſprechen konnte. Dieſer ſchlaue Europäer kannte mein Herz mehr als ich ſelbſt. Er wußte, daß ich ihm aus Freundſchaft alles aufzuopfern fähig war, ſelbſt den Beſitz der **Zaca**, wenn es nur mir möglich geweſen wäre, die geringſte Glückſeligkeit ohne ſie zu genießen. Meine Martern, die er mir erregte, waren nicht geringer, als die ſeinigen. Ich ſah meinen Freund unglücklich. Er war es durch mich. Ich empfand den ſtärkſten Trieb ihn den

Schmerzen zu entreißen, die er ausſtehen mußte. Gleichwohl mußte ich ihm meine ganze Glückſeligkeit aufopfern, wenn ich es thun wollte. Grauſame Wahl! Ich dachte nach, einen mittlern Weg zwiſchen dieſen beyden gleich unangenehmen Dingen zu finden. Es ſchien mir, als ob ich ihn gefunden hätte. Ich wollte den Beſitz der Xaca mit meinem Freunde theilen. Halten ſie meine Entſchließung nicht für unmöglich für das menſchliche Herz. Sie iſt es vielleicht für einen Europäer, aber nicht für einen Wilden. Ich kannte nicht ſo wie ihre Völkerſchaften die Unverbrüchlichkeit der Verbindungen zwiſchen zwey Perſonen von verſchiedenem Geſchlecht. Ich fürchtete keine Spöttereyen, die mich von dem Opfer, das ich dem Lowthon thun wollte, abhalten konnten. Nur die Furcht, bey einem getheilten Beſitz der Xaca, völlig unglücklich zu ſeyn, machte mich ungewiß. Auf der andern Seite erinnerte mich die Freundſchaft an den großmüthigen Dienſt, den ich einem unglücklichen Freund erzeigen würde. Sie machte mir den Verluſt desjenigen, das ich ihm abtrat, erträglich, ſo ſehr ihr auch heimlich mein Herz widerſprach. Ich gehorchte ihr. Lowthon erſtaunte über meine Großmuth, wie er es nannte. Wir giengen hin, der Xaca den ſeltſamſten Antrag zu thun, den man jemals der zärtlichſten, der beſten Ehegattin konnte gethan haben.

Xaca glühte von einer ſchamvollen Erröthung bey der Eröfnung, die ich ihr that, daß ich bereit wäre, einen Theil ihrer Liebe an Lowthon ab-

abzutreten, wenn es mit ihrer Bewilligung geſchehen könnte. Sie heftete ſtillſchweigend eine Minute lang ihre Blicke feſt auf die meinigen. Ohnfehlbar wollte ſie die wahren Geſinnungen meines Herzens darinnen erforſchen. Sie laß ſie mehr als zu deutlich. Meine Augen waren traurig und furchtſam zur Erde gekehrt. Alle Leidenſchaften, die ich in dieſem für mich ſo wichtigen Augenblick empfand, waren darinnen ausgedruckt. Mein Herz zitterte wirklich für der Entſcheidung der Xaca. Sie mußte entweder mich oder meinen Freund unglücklich machen. Xaca unterbrach ihr Stillſchweigen, ſobald ſie den Zuſtand meines Herzens genau erforſcht hatte: Sie floh mit einer verliebten Ungedult an meine Bruſt. Wie zärtlich, wie feurig waren ihre Umarmungen und ihre Küſſe! Wie? Zizem ſprach ſie, hab ich dir noch nicht genug Verſicherungen gegeben, daß ich dich ewig lieben werde? Glaubeſt du, daß Xaca falſch ſeyn kann? Nein mein Geliebter! ihr Herz ſoll niemand lieben als dich. Ich ſehe allen den Zwang und die Schmerzen, welche dich die geringſte Aufopferung meiner Liebe koſten würde. Du würdeſt bey der kleinſten Zärtlichkeit, die ich dir raubte, ſeufzen und unglücklich ſeyn müſſen. Und dieß ſoll Zizem nicht ſeyn, ſo lange es Xaca verhindern kann. Höre mich, Fremdling, fuhr ſie gegen Lowthon fort, verfolge uns nicht länger, und vergiß mich. Seitdem wir dich kennen, haben wir die erſte unangenehme Traurigkeit in der Liebe empfunden. Würdeſt du mich wohl

lie-

lieben, wie Zizem? Du bist ein Europäer: Du bist falsch. Wer weis, welch zärtliches Mädchen jetzund über dich weinen würde, wenn sie deine Untreue wüßte?

Ich that mit Zittern noch einige schwache Versuche für meinen Freund. Sie waren zu meiner unaussprechlichen Freude vergeblich. Zaca blieb für mich allein zärtlich. Vielleicht, Ritter, wünschten sie, zur Strafe für meine Einfalt, mit der ich meine eigne Schande so eifrig suchte, daß Zaca es etwas weniger gewesen wäre. Betrachten sie mich ohne die Vorurtheile ihrer Völkerschaft, und sie werden vielleicht weniger Einfalt und mehr Lobenswürdiges an mir finden. Ich war nicht mehr Herr über meine Entzückung. Ich genoß vor den Augen des Lowthon in den Liebkosungen der Zaca, den Triumph des Liebhabers und vergaß auf einige Augenblicke den Freund. Lowthon war ohnfehlbar zu schwach, diesen Anblick zu ertragen. Er entfernte sich. Ich bemerkte zu spät meine Unbescheidenheit, daß ich ihn zum Zeugen meiner Glückseligkeit gemacht hatte. Ich eilte ihm geschwind mit einer aufrichtigen Betrübniß über seine unglückliche Liebe nach. Er hörte die Vorstellungen, mit denen ich ihn zu beruhigen suchte, mit mehrerer Gelassenheit an, als ich gehoft hatte. Hätte ich die Laster gekannt, deren ein Europäer fähig war, ich würde vor seiner Rache gezittert haben.

Lowthon brachte mir einige Zeit nach dieser Begebenheit sehr schöne Ananas, eine Gat-

tung

tung amerikaniſcher Früchte, die ihnen bekannt iſt. Er wußte, daß ich ſie gerne aß. Zaca kam in eben dem Augenblick darzu, und wollte ſie koſten. Lowrhon riß ihr die Frucht aus der Hand, und wandte zur Entſchuldigung die Erhitzung der Zaca vor. Seine Furcht war in dieſem Stück gegründet. Ich legte die Ananas weg, die Lüſternheit der Zaca nicht noch mehr zu erregen, und gieng mit ihr und Lowrhon fort. Ich ſuchte meine Ananas vergeblich, als ich wieder zurück kam. Azeb ſagte mir, daß er ſie gegeſſen habe, und daß ſie ihm große Schmerzen verurſachten. Sie wiſſen, daß dieſe Frucht ſehr ſchädlich iſt, wenn ſie nicht mäßig genoſſen wird. Sie wird dem ſtärkſten Gift gleich, wenn man ſie mit dem Saft der Wurzel Cigua beſtreicht. Der Zuſtand des Azeb verſchlimmerte ſich je mehr und mehr. Er ſtand die empfindlichſten Schmerzen aus, die man ſich einbilden kann. Ich erſchrack über die Veränderungen, die ich an ihm wahrnahm. Seine Stimme ward ſchwach. Seine Augen wurden dunkel, und alle ſeine Glieder zu denjenigen Dienſten ungeſchickt, zu welchen ſie die Natur beſtimmt hatte. Woher rührten dieſe ſo ſchmerzlichen Veränderungen? Was hatten ſie zu bedeuten? War ich vielleicht auch beſtimmt, ſie einmal zu fühlen? Lauter Fragen, die ich mir nicht zu beantworten wußte. Wir ſtunden alle traurig um Azeb herum. Ich ſterbe, meine Kinder, ſprach er, indem er mir und Zaca ſeine zitternde Hand reichte, und ach! ich ſterbe

un-

ungewiß und voll Angſt wegen des Schickſals das mich erwartet. Ich wünſche zu gleicher Zeit meine Vernichtung und verabſcheue ſie. Waren dieſe mühſeligen Jahre, die ich lebte, das einzige, wozu ich geſchaffen ward, was für ein Tyrann war ſodann die Macht, die mich ſchuf! Kinder! auch ihr werdet ſterben. (Ich und Zaca ſahen bey dieſer fürchterlichen Nachricht einander erſchrocken an, und die für unſere Trennung ſchauernde Natur ſeufzte aus uns.) Ich wünſche bey dem letzten Augenblick meines Lebens, daß euer Tod ruhiger, freudiger als der meinige ſeyn möge. Ich habe euch wenigſtens keine Irrthümer gelehrt, wenn ich euch auch keine Tugenden habe lehren können. Folget der Natur, ſo lange ihr keine beſſere Führerin kennet. Ihr Urheber wird ſich nicht ewig für euch verbergen, wenn er wirklich iſt. Sollte er euch haſſen, Geſchöpfe, die ihn nicht beleidiget haben, weil ſie ihn nicht kannten? Nein er iſt gütig, er iſt die Liebe ſelbſt . . Die Kräfte mangelten dem Azeb weiter zu reden. Er machte noch einige Bewegungen mit der Hand gegen uns, und ſtarb.

Urtheilen ſie von dem Zuſtande meines Gemüths, in dieſen merkwürdigen Augenblicken. Ich ſelbſt kann ihn nicht ausdrucken. Ich hatte noch niemals einen Menſchen ſterben ſehen. Alles, was ich ſah, war neu für mich. Der Azeb, der ehedeſſen ſo freundlich und liebreich mit mir ſprach, in deſſen Umgang ich hundert Annehmlichkeiten und Vortheile gefunden, und den ich ſo zärtlich geliebt

hatte,

hatte, lag kalt und unbeweglich vor mir. Ich und Faca ſtunden beſtürzt um ihn herum. Wir fühlten traurig das allgemeine Schickſal der Sterblichen, daß auch wir eben ſo ſtarr und ſinnloß dermaleinſt da liegen würden. Schreckenvolle Erinnerung! Wir umarmten einander ſo beweglich, als wenn es die letzte unſrer Umarmungen geweſen wäre. Unſere Herzen zitterten eins an dem andern, und unſre Zähren erſtickten unſre Rede. Ach Zizem! ſeufzte endlich Faca, was werden wir ſeyn, wenn uns eben dieß elende Schickſal des unglücklichen Azeb treffen wird? Wird dieſer ſchreckliche Augenblick noch fern ſeyn? Unausſtehliche Trennung! Faca wenigſtens würde ſie nicht überleben können. Grauſame Götter! wie kurz waren die Minuten, die ihr uns zu unſrer Liebe und zu unſrer Glückſeligkeit beſtimmt habt! „Laß uns ſie nutzen, dieſe koſtbaren Minuten, meine liebe Faca, unterbrach ich ſie zärtlich. Laß keine einzige uns ohne Liebe verſchwinden. Der Tod ſoll uns nicht trennen. Er ſoll uns mitten in unſern Zärtlichkeiten überfallen und vereiniget wollen wir uns noch einmal umarmen und ſterben.„

So traurig waren die Betrachtungen unſrer Liebe bey dem Tode des Azeb. Der Verluſt derjenigen Zufriedenheit, die wir ehemals in ſeinem Umgang genoſſen hatten, koſtete uns Thränen. Wir verdoppelten die Ehrerbietung, die wir bereits bey ſeinem Leben für ihn gehabt hatten. Wir gruben ſeinen Körper, nach dem Rathe des Lonrhone, der uns ſagte, daß dieß die Gewohnheit

ſeiner

ſeiner Völkerſchaft wäre, in die Erbe ein. Ich hatte über den Tod des Azeb verſchiedene Unterredungen mit Lowthon. Sie gaben mir zu einer Menge neuer Entdeckungen Gelegenheit die ich alle vergeblich zu ergründen ſuchte. Zuvor hatte ich von dem Tode des Azeb keine andern Begriffe gehabt, als diejenigen, die ich von dem Tode eines jeden andern Thieres hatte. Wie erſtaunte ich, als ich von Lowthon hörte, daß nach den Lehrſätzen ſeiner Religion Azeb nicht ganz todt ſey, ſondern daß derjenige Theil von ihm, der ſeine Seele genannt würde, unſterblich wäre. Wie, ſchrie ich voll Beſtürzung Azeb lebte? Wo befindet er ſich? In was für einem Zuſtand? Denkt er noch an Zizem? Denkt er noch an Zacs?

Aus einer Menge von verwirrten Fragen, die ich an Lowthon that, und die er mir eben ſo verwirrt beantwortete, lernte ich endlich ſo viel: Daß die Religion des Lowthon dem Menſchen zwey verſchiedene Theile, einen Leib und eine Seele zueigne, daß dieſe Seele unſterblich ſey, und nach dem Tode ſich entweder in dem glücklichſten oder unglücklichſten Zuſtande, nach der Beſchaffenheit ihrer vorhergehenden Handlungen befände. Wie groß war meine Erſtaunung über alle diese für mich ſo undurchdringlichen Geheimniſſe! Die Entzückung, daß alſo Azeb vielleicht noch lebe, daß er vollkommen glücklich ſeyn werde, war das erſte, das ich nach ihr empfand. Gütige Götter! ſchrie ich für Freude, Azeb lebt noch, und ohn-

fehlbar lebt er glücklich, weil er euch nunmehr genauer kennen wird. Und wenn er euch kennt, so wird er auch gewiß Mittel suchen, seinen unwissenden Zizem und seine verlaßne Xaca richtiger von euch denken zu lehren. Lowthon verschwieg mir nicht daß nach den Grundsätzen seiner Religion sich Azeb als ein Verbrecher, in einem schrecklichen Zustande, und unter der Verdammung der abscheulichsten Bösewichter befinden müßte. Azeb! verdammt? schrie ich voll Verwunderung. Und warum? Weil er alle diejenigen Laster vermied, die er kannte? Weil er die Götter auf das ehrerbietigste liebte? Weil sein ganzes Leben eine Kette von guten und löblichen Handlungen war, die ihnen nicht mißfallen konnten? Wie grausam wären die Götter gegen ihre Geschöpfe, wenn deine Religion wahr wäre!

Ich gestehe es, ich fand einen unüberwindlichen Abscheu, das zu glauben, was mir Lowthon von dem Schicksale des Azeb gesagt hatte: Meine übrigen Zweifel gegen die Geheimnisse, die er mir mittheilte, waren nicht geringer. Lowthon war unfähig, sie mir aufzulösen. Er wußte nichts weiter von seiner Religion, als die bloßen Lehrsätze derselben. Die Beweise und die Kraft, mich davon zu überzeugen, mangelten ihm. Er glaubte alle diese wichtigen Dinge, weil sie ihm von Jugend auf waren gelehret worden. Die öftere Wiederholung wirkte bey ihm eben dieß, was die Ueberzeugung hatte wirken sollen. Ich befand mich in einem ganz andern Zustand. Ich

hörte dieſe Wahrheiten alsdann erſt, da meine V
punkt bereits ihre völlige Reife erlangt hatte, u
da ſie nichts weiter glauben wollte, als wovon
durch Gründe überzeugt werden konnte. U
welche Gründe zu dieſer Ueberzeugung konnte
aus ſich ſelbſt hernehmen? Der Menſch reißt ſ
niemals ganz von dem Sinnlichen loß. Was
Begriffe ſollte ich mir von der Seele mache
Wo war ſie? Wie wirkte ſie auf meinen Körpe
War der Urheber meines Weſens zu ohnmächt
meinem Körper, der bloßen Materie alle diej
gen Kräfte mitzutheilen, die Lowthon mei
Seele allein zuſchrieb? Und geſetzt auch, daß
wirklich etwas in mir bemerkte, das von der M
terie völlig unterſchieden war, war es derwe
nothwendig, daß dieſes Etwas unſterblich ſ
müßte? Wo fand ich die Urſache hiervon?
meinem eignen Weſen? War ich nicht ein W
der Gottheit? Und konnte ſie etwas ſchaffen,
ſie zu vernichten unfähig war? In dem We
der Gottheit ſelbſt? Litte dieſes Weſen Verän
rungen, wenn ich war oder nicht war? Sehen
dieß waren die Zweifel, die mich quälten. W
leicht kommen ſie ihren Philoſophen klein vor,
wenigſtens waren ſie es nicht. Alles, was
fühlte, war bisweilen eine furchtſame, ungen
Hoffnung, daß dieſer kurze, ängſtliche Traum e
Hand voll Tage, nicht der einzige Zweck
werde, zu welchem mich die Götter würden geſc
ſen haben, aber auch noch viel öfterer die ſchrecklic
Furcht für eine Unſterblichkeit, deren Schick

ich nicht kannte, die zwar vielleicht für mich glücklich, aber auch eben so leicht höchst unglücklich seyn konnte? Wußte ich denn diese zwey verschiedenen Wege zur Ewigkeit so gewiß, daß ich nicht fehlen und den falschen für den wahren erwählen konnte? Mit zitternder Ungewißheit mußte ich jeden Schritt thun, der mich diesem großen Zeitpunct näher brachte. Mein Herz schauerte für den Gedanken an die Unsterblichkeit. Jetzt wünschte es dieselbe, wenn es an die Glückseligkeit dachte, die mit ihr verbunden war. Jetzt wünschte es mit eben der Hitze die Vernichtung, wenn es auf der andern Seite eine ewige Unglückseligkeit erblickte. Wie elend würde mein Leben gewesen seyn, und wie elend wäre das Leben eines jeden denkenden Wilden, wenn die übernatürlichen Wege der Vorsehung nicht ihn und mich zu beruhigen wüßten! Erlauben sie mir noch einen Gedanken, der vielleicht zu kühn ist. Ohnfehlbar verbarg Gott aus Gütigkeit der menschlichen Vernunft die Erkänntniß, daß die Seele des Menschen unsterblich ist. Diese Unsterblichkeit zu wissen, ohne den ganzen Umfang der christlichen Religion einzusehen, wäre die empfindlichste Quaal. Stellen sie sich einen Menschen vor, welcher weis, daß er zu einem ewigen höchst glücklichen oder unglücklichen Zustand bestimmt ist, der aber diejenigen Wege nicht weis, welche zu diesem doppelten Zustand führen, was wird dieser Unglückliche empfinden, als eine beständige Furcht für den Martern, die ihn erwarten könnten? Die Vorsehung

nur gütig. Sie entzog dem natürlichen Menschen, den ihre Weisheit aus den wichtigsten Gründen seiner eignen Blindheit überließ, die Kenntniß von der größten Vollkommenheit seiner Seele, weil ihn diese Kenntniß elend gemacht haben würde. Sie verlieh ihm bloß eine gewisse übernatürliche Hoffnung, und stärkte diese Hofnung durch die Ueberlieferung der Lehre von der Unsterblichkeit, welche die Heyden von den wahren Anbethern der Gottheit entlehnten. Diese Hoffnung und diese Ueberlieferung sind es, welche alles dasjenige hervorgebracht haben, was wir bey den alten Weltweisen von der Unsterblichkeit der Seele finden. Die sich selbst überlassene Vernunft würde sie niemals erkannt haben.

Diese neuen Zweifel, die **Lowthon** in mir erregt hatte, vereinigten sich mit noch andern Ursachen, mich zu einem Laster mehr zu verführen. Kann ich es ihnen ohne Erröthung gestehen? Ich Bösewicht verlohr jeden Tag einen Grad von der Hochachtung, der Liebe, der Bewunderung für die Götter. Je mehr ich mich meinem nachdenkenden Tiefsinn überließ, je weniger fand er Güte, Weisheit, Macht und Gerechtigkeit an ihnen. Jeden Tag entdeckte ich neue Unvollkommenheit an ihnen und an ihren übrigen Werken. Warum gaben sie mir diesen eingeschränkten Verstand, diese unbefriedigten Begierden, dieses Leben, so reich an Mühseligkeiten und so arm an Vergnügungen? Und was weiß ich alle die übrigen thörichten Klagen, die mein unzufriedenes Herz über sie murrte? Welch ein unglückliches

Ge-

Geſchöpf iſt der vernünftige Menſch allein ohne Offenbarung. Er fehlt, wenn er weiſe ſeyn will, und iſt ſtrafbar, wenn er ſich nie von ſeiner natürlichen Blindheit loßzureißen ſucht. Jedoch, je näher ich dem tiefſten Abgrunde kam, je näher war auch die Hand, die mich völlig von demſelben retten wollte. Allein was für Stürme, die härteſten, die möglich waren, mußte noch zuvor mein Herz ausſtehen, ehe es dieſen glücklichen Zeitpunct der vollkommenſten Ruhe erreichen konnte!

Die Zeit trocknete unſre Thränen über den Verluſt des Azeb ab, und wir vergaßen unſern Gram, um uns dafür einer andern Leidenſchaft aufzuopfern. Die öftere Beſchreibung, welche uns Lowthon von den Annehmlichkeiten machte, die uns unſere Schätze unter den Europäern würden genießen laſſen, erregte noch einmal unſre Begierde, unſern elenden Aufenthalt zu verlaſſen. Wir gedachten nicht mehr an die weiſen Lehren des Azeb. Wie oft hatte er uns an die Vortheile erinnert, die auf unſerm einſamen Sandfleck unſer waren, und die wir in den reizendſten Gegenden unter den Europäern würden vergeblich geſucht haben! Bedenket meine Kinder, ſprach er oft, daß wann ihr ihre Bequehmlichkeiten entbehren müßt, euch auch ihre Thorheiten mangeln, ja daß ihr für ihren Laſtern ſelbſt je ſicherer ſeyn werdet, je weiter ihr von ihnen entfernt ſeyd. Ihre Sitten und ihre Vorurtheile ſind euch unbekannt. Beyde müſſen die eurigen ſeyn, wenn ihr unter

ihnen ohne lächerlich zu scheinen, ohne betrogen und verfolgt zu werden, leben wollt. Glaubet nicht, daß dasjenige, was sie mehr als ihr besitzen, euch zu eurer Glückseligkeit wirklich unentbehrlich ist. Die erste Ursache aller Dinge würde nicht so grausam gewesen seyn, es euch, ihren Geschöpfen, zu versagen. Ihr würdet unter ihnen eben so vergeblich eine vollkommene Glückseligkeit suchen, als hier. Gesättigte Begierden, würden daselbst eben sowohl neue ungesättigte erzeugen. So weise die Lehren des Azeb waren, so wenig gehorchten wir ihnen. Eine thörichte Neubegierde siegte über die Furcht für der gefährlichsten Unternehmung, die wir wagen konnten. Wir hatten nunmehr nach dem Tode des Azeb freye Gewalt über uns, und ich und Zaca entschlossen uns auf die verdoppelten Zuredungen des Lowthon, trotz allen Beschwehrlichkeiten, die uns treffen konnten, die europäischen Colonien aufzusuchen.

Die Ausführung unsrer Entschließung wäre uns ohne Lowthon schlechterdings unmöglich gewesen, da sich unsre Kenntniß von der ganzen Erdkugel nicht viel weiter, als bis auf das Thal der Chebuctos erstreckte. Allein wir würden auch ohne ihn niemals auf diese Entschließung gefallen seyn. Lowthon war in dem ganzen südlichen Amerika, so genau bekannt, als in seinem Vaterlande. Er wußte, daß nicht weit hinter der nördlichen Seite der Felsen, wo wir uns aufhielten, der Fluß Topya, welcher in den Amazonenfluß fällt, vorbeyfloß. Es war nicht

unmöglich, auf dem Amazonenfluß die europäiſchen Colonien zu erreichen, wenn man die mühſamſte und gefährlichſte Reiſe von der Welt unternehmen wollte. Er verſchwieg uns die Gefahren, die wir bey dieſer Reiſe von den häufigen Waſſerfällen und Sandbänken des Fluſſes, und von den Wilden, welche auf beyden Seiten deſſelben wohnten, zu beſorgen hatten, weil er uns ſonſt ſchwehrlich überredet haben würde. Da es ein halbes Wunderwerk war, wenn wir unſre Reiſe glücklich endigten, ſo mußte der Aufenthalt in unſrer Wüſteney dem Lowthon nothwendig ſo unerträglich fallen, daß er lieber ſein Leben den ſchrecklichſten Gefahren ausſetzen, als es noch länger in ſo elenden Umſtänden erhalten wollte. Wir hatten zwar die Colonien der Europäer in wenig Tagen und mit leichter Mühe erreichen können, wenn wir uns über die ſüdliche Seite unſrer Felſen hätten nach Peru begeben wollen. Allein die Furcht vor der Grauſamkeit der Spanier hielt uns davon ab. Lächerliche Furcht, mit der wir eine Gefahr verabſcheuten, und dafür eine andre wählten, die ihr gleich war!

Wir fiengen mit vereinigten Kräften an, an der Ausführung unſers Entſchluſſes zu arbeiten. Unſer Muth verdoppelte ſich unter den härteſten Bemühungen, denn die Befriedigung unſrer Leidenſchaften ſollte der Preiß unſrer Mühe ſeyn. Unſre Hügel bothen uns eine Menge von derjenigen Art Holz an, welche die Amerikaner Pango nennen, und aus dem ſie ihre Nachen zu zim-

ten pflegen. Sie fahren mit denenſelben wegen ihrer Leichtigkeit mit der gröſten Geſchwindigkeit die reiſſendſten Ströhme hinab. Lowthon war unſer Lehrmeiſter. Unter ſeiner Anführung verfertigten wir endlich mit vieler Mühe, weil uns die nöthigſten Werkzeuge mangelten, an dem Ufer des Fluſſes Topya eine Art von Boot, das geraum genug war, uns alle zu tragen. Er ſchmeichelte ſich, weil ſo wohl der Fluß Topya, als der Amazonenfluß ſehr ſchnell floß, in wenig Zeit die Colonien der Europäer auf der Küſte von Caribana zu erreichen, ob ſie gleich auf 1200 engliſche Meilen, von uns entfernt lagen. Er hatte ſeine Abſicht hauptſächlich auf die Küſte von Braſilien gerichtet, weil er daſelbſt leichte Gelegenheit zu finden hofte, an andre Oerter zu kommen. Der Tag unſrer thörichten Abreiſe nahte endlich heran. Wir beluden unſer Schifgen mit den gröſten Koſtbarkeiten von unſern Schätzen. Wir verwahrten einen Theil derſelben in unſre Kleider, die wir uns von Thierfellen ziemlich ungeſchickt verfertiget hatten, damit wir nicht allzu wilde unter den Europäern erſcheinen möchten. Den gröſten Theil unſrer Schätze mußten wir mit vielem Widerwillen zurück laſſen. Der Geiz zwang uns bey dieſer Gelegenheit, die erſten Seufzer ab. Endlich nahmen wir von unſrer Einöde Abſchied, wo wir ſo lange in einer glücklichen Unwiſſenheit gelebt haben. Unſer Herz ſchlug uns aus unbekannten Ahndungen heftiger als wir uns von dem Ort entfernten, wo wir die Aſche des Azeb, und

mit

mit ihr auch unſre Ruhe, unſre Zufriedenheit zu zurücke ließen. Das Bild des Azeb erneuerte ſich vor unſern Augen. Es ſchien, als ob es noch einmal die letzten Kräfte verſuchen wollte, uns zurück zu halten. Ach wir waren gegen unſre eigne Glückſeligkeit blind! Wir ſeufzten, und fuhren vom Ufer ab.

Ich will ſie mit keiner langen Beſchreibung der Gefährlichkeiten, denen wir auf unſrer thörichten Reiſe unterworfen waren, aufhalten; wie oft wir genöthiget wurden, unſer Schifgen wegen der ſtarken Waſſerfälle an das Land zu ziehen, und es einen ziemlichen Weg auf den Schultern fortzutragen, wie oft uns die Gefahr von den Caribben, welche nicht fern von dem Fluß ihre Wohnungen hatten, gefangen zu werden, bedrohete, wie oft wir, ſelbſt an den elenden Wurzeln, welche unſre ganze Nahrung waren, Mangel litten. Die Liebe zu einem glücklichern und bequehmern Leben, dem wir entgegen zu eilen glaubten, überwand ſie alle. Wir waren nicht mehr weit von demjenigen Ort entfernt, wo ſich der Amazonenfluß in zween Arme theilet. Unſer Vorſatz war, den linken Arm deſſelben zu wählen. Bald ſchien nunmehr unſre Hofnung erfüllt zu ſeyn, ſo unmöglich ſie auch zuvor geſchienen hatte. Angenehme Ausſicht für uns! Ich und Lowthon unterhielten uns in einer Nacht von dieſem vornehmſten Gegenſtand unſrer Wünſche dieſen Europäern, unter welchen wir den einzigen Aufenthalt der Glückſeligkeit zu finden hoften. Wir ſaßen ganz

allein hinten in unſerm elenden Nachen, Cabul und Zaca hatten ſich aus Mattigkeit auf dem Boden deſſelben niedergelegt und ſchliefen. Ich hatte meine Tochter auf meinem Arm. Ich war in dieſer Minute der vertraueſte, der redlichſte Freund, der ich jemals in meinem Leben gegen ihn geweſen war. Ich verſprach ihm die Hälfte von allen den Schätzen, die ich bey mir hatte. Ich bath ihn, an dem Ort, den wir zu unſerm Aufenthalt wählen würden, bey uns zu bleiben, uns in den Sitten der Europäer noch ferner zu unterrichten, und unſer Leben durch den Umgang der Freundſchaft wahrhaftig glückſelig zu machen. Kurz, das zärtlichſte, welches ein Freund dem andern ſagen konnte, und von welchem ein Wilder ſelbſt würde gerührt worden ſeyn, war der Inhalt meiner Unterredung mit Lowthon. Und wie belohnte Lowthon, der treuloſeſte unter allen Menſchen, die Liebkoſungen eines redlichen Herzens? Unſer Schifgen fieng von ohngefähr an zu ſchwanken. Ich bückte mich über den Bord deſſelben, es in Gewicht zu erhalten. Der Böſewicht Lowthon überſah dieſe Gelegenheit nicht. Er warf mich und meine Tochter mit einem unvermutheten Stoß in den Fluß. Wir ſuhren an dem Ufer hin. Ich fiel mit der kleinen Creatur in einiges Geſträuch, und blieb in demſelbigen hangen. So groß auch der Schrecken war, mit dem ich in das Waſſer fiel, ſo verhinderte er meine Liebe doch nicht an der Sorgfalt für das Leben meiner Tochter. Ich hielt ſie ſo hoch

über

über das Waſſer empor, als es möglich war. Lowthon wollte ſeine Boßheit vollkommen machen. Er ſchlug einigemal mit dem Ruder nach uns. Die Dunkelheit der Nacht und das Geſträuch verhinderten ihn, uns zu treffen. Alle Spuhr von ihm und dem Schifgen hatte ſich völlig verlohren, als ich nach dem erſten Schrecken wieder einigermaßen den Gebrauch meiner Sinne erlangte. Ich kletterte mit vieler Mühe an dem Ufer hinauf, mir und meiner Tochter die Quaal eines elenden Lebens zu verlängern.

Können ſie ſich wohl einen Begriff von dem Zuſtande machen, in welchem ich mich damals befand? Die abſcheulichſte Handlung eines Menſchen, der mein Freund war, die Vorſtellung von der Verzweiflung der Zaca, wenn ſie mich nicht mehr ſehen würde, das Geſchrey meiner Tochter, aus welcher die Stimme der hülfloſen Natur weinte, das Fürchterliche der Nacht und des Orts, an welchem ich mich befand, die Furcht vor dem zukünftigen vereinigten ſich auf einmal, mein Herz zu beſtürmen, und doch wäre ſchon jede einzelne von dieſen Quaalen zureichend geweſen, meine wenigen Kräfte völlig zu erſchöpfen. Ich war keiner einzigen ordentlichen Gedanke fähig. In einer ſtummen Erſtaunung vertieft, ſaß ich an dem Ufer des Fluſſes, und beſeufzte mein Unglück. Der übrige Theil der Nacht floß unter meinen Klagen dahin. Die Sonne brach an, und ſie entdeckte mir mein Unglück ganz, davon mir die Dunkelheit noch bisher einen Theil verborgen hatte. Ich ſah mich

in einer einsamen und unfruchtbaren Sandwüste, wo die ganze Natur erstorben war, eingeschlossen, und von aller übrigen menschlichen Gesellschaft und Hülfe entfernt. Ich sah nichts als eine dürre Fläche vor mir, wo ich nicht die geringste Nahrung für Menschen oder Thiere gewahr werden konnte. Mit wie viel Schmerz klagte ich meine eigne Thorheit an, daß ich diese glücklichen Gebirge von Xarico verlassen hatte! Wie empfindlich war die Erinnerung an die Freuden, die ich daselbst mit Xaca genossen hatte! Xaca, unglückliche Xaca, rief ich, vielleicht bist du bereits das Opfer eines Böswichts geworden. Oder vielleicht wenn du meinen Verlust nicht hast ertragen können, hast du bereits durch einen freywilligen Tod den Leiden der Tugend und den Verfolgungen des Lasters zu entfliehen gewußt? Warum bin ich verzagter und weniger weise als du? Warum schmachte ich noch unter der Last eines Lebens, welches ohnedieß in wenigen Tagen das Opfer des Mangels und der Verzweiflung seyn wird? Ich lief mit einer Art von Wuth nach den Fluß zu, und ich weis nicht, zu was ich in der Unordnung meines Gemüths fähig gewesen wäre, wenn mich nicht der Anblick meiner Tochter von dem äußersten Verderben errettet hätte. Ich hatte diese kleine Unglückliche einige Schritte von mir niedergesetzt. Sie streckte mit einem unschuldigen Lächeln ihre kleinen Hände gegen mich aus, als ob sie mich anflehen wollte, sie nicht in einem so grausamen Zustand zu verlassen. Die väterli-

che Liebe überwand alle meine Verzweiflung. Ich nahm sie in meine Arme und benetzte sie mit meinen Thränen. „Grausamen Götter, rief ich, wodurch hat euch diese kleine Creatur beleidiget, daß ihr sie meine Leiden zugleich mit mir empfinden laßt? Ich beschloß mein Leben zu Rettung des ihrigen, so lange zu erhalten, als es möglich wäre. Hätte ich wohl zu der Zeit, da ich diese Entschliessung faßte, vermuthet, daß ich nach wenigen Tagen der größte Wüthrich gegen sie seyn würde? Unsichre Entschliessungen des Menschen, die nicht länger dauern, als die Leidenschaften, aus welchen sie herfliessen!

Der Schmerz über mein Unglück wich endlich den Bedürfnissen der Natur. Ich und meine Tochter verlangten denjenigen Unterhalt, der uns unentbehrlich war. Wie gerne würde ich alle die ansehnlichen Schätze, die ich noch in meinen Kleidern verwahrt bey mir trug, für einige geringe Wurzeln dahin gegeben haben! Ich durchsuchte die ganze Gegend nach Lebensmitteln, aber vergeblich. Es blieb mir keine andere Hülfe übrig, als daß ich von dem wenigen Gesträuch, daß ich an dem Ufer fand, die feuchte Rinde abzog, und sie kauete. Armseliger Unterhalt, der noch überdieß für meine Tochter ganz und gar unbrauchbar war! Die Betrachtungen über meinen traurigen Zustand mußten nothwendig endlich biß auf die Götter zurück gehen. Sie waren es, die mich in denselben gesetzet hatten, weil ich das Daseyn von ihnen erhalten hatte. Was für neue und schreck-

liche

liche Begriffe von ihnen, bemächtigten sich meiner! Wo blieb ihre Weisheit, ihre Macht, ihre Güte, ihre Gerechtigkeit, wenn ich sie nach denenjenigen Gegenständen, von denen ietzund meine Seele voll war, beurtheilte? Wie unvollkommen war diese Welt, die mit tausend Uebeln, ihre Bewohner zu quälen, angefüllt war? War sie nicht vielmehr das Werk einer bösen als einer guten Gottheit? Jetzt da ich in einer elenden Sandwüste gleichsam begraben war, vergaß ich alle die Vollkommenheiten, die ich sonst an dieser Welt wahrzunehmen geglaubt hatte. Waren noch überdieß diese Götter gegen ihre Geschöpfe gütig, sie, welche diesen Geschöpfen die härtesten Plagen auflegten, und sie nur bloß deswegen einige kleine Freuden empfinden ließen, damit sie nicht auf einmal, sondern desto schmerzlicher nach und nach unter ihrer Last dahin sinken möchten? Wenige Jahre brachten diese Unglücklichen in einer mangelhaften Welt zu, verseufzen Dreyviertheile dieser Jahre, und kehrten sodann wieder in ihr Nichts zurück, nachdem sie eine Zeitlang der Spott und die Belustigung dieser grausamen Götter gewesen waren. Was für ein trauriges Geschenk war die Ehre ein Mensch, ein vernünftiger Mensch zu seyn! Wie beneidete ich mit Thränen den Stein, den Klotz, den ich fühllos und unfähig zu Gram und Freude vor mir liegen sah!

Noch eine Lästerung wider die Gottheit. Die Götter hatten den **Lowthon** eben so wohl geschaffen, als mich. Sie waren also die Schöpfer

pfer des Böſewichts. Sie nothwendig mußten ihm alle dieſe Triebe zu den abſcheulichſten Laſtern und Bosheiten eingeprägt haben. Seine Laſter waren alſo nicht ſein, ſondern ihr eigen Werk. Sie allein waren wegen derſelben ſtrafbar. Denn warum ſchufen ſie nicht alle Menſchen gut? Lowthon war nichts als das Werkzeug, durch welches ſie dieſelben ausübten. Wie aber? wenn ſie eben ſo böſe als Lowthon ſelbſt waren, verdienten ſie noch Anbethung? verdienten ſie noch Liebe? Hier haben ſie das ganze Gewebe meines damaligen Unſinns lieber Ritter. Verabſcheuen ſie mich nicht, ſondern beklagen ſie mich. Ich Elender rief nach Troſt, und rief vergeblich. Niemals hab ich die Schwäche der natürlichen Religion deutlicher aber auch ſchmerzlicher empfunden, als in meinem damaligen Zuſtand. O Religion des Chriſten, was für eine unſchätzbare Zuflucht, die einzige die er hat, biſt du dem Unglücklichen! Iſt es möglich, daß es Menſchen giebt, die dich kennen, und dich dennoch nicht zu lieben fähig ſind?

Bereiten ſie ſich Ritter, mich noch unter weit ſchrecklichern Umſtänden zu ſehen. Sie werden für den Barbar erzittern, den ſie in mir erblicken werden. Bin ich fähig, ihnen meine eigne Grauſamkeit zu erzählen? Aber dieſe Grauſamkeit war die Wirkung der Liebe, der heftigſten und zärtlichſten Liebe, dieß einzige richtet mich auf. Ich und meine Tochter mußten nothwendig in wenigen Tagen für Mangel umkommen, wenn wir nicht eine weniger unfruchtbare Gegend finden konn-

konnten. Ich gieng weiter Landeinwärts. Allein ich verschlimmerte vielmehr mein Schicksal als daß ich es verbessern sollte. Je weiter ich fortgieng, je fürchterlicher und unfruchtbarer ward diese Wüsteney. Nicht einmal eine einzige Quelle entsprang in derselben, meinen Durst zu stillen. Ich behalf mich einen ganzen Tag mit dem Thau, den ich aus meinen Kleidern gedruckt hatte. Meine Kräfte waren erschöpft. Ich setzte mich traurig auf die Erde nieder. Meine Tochter lag in einem noch weit erbärmlichern Zustand einige Schritte von mir. Sie rang fast mit dem Tode. Ich sah sie die entsetzlichsten Quaalen ausstehen. Kann ich ihnen die Größe meines Schmerzens ausdrucken? Er ward sehr bald eine Art von Raserey. Ich lief, ohne zu wissen, was ich that, auf sie zu. Grausame Götter, schrie ich, ihr sollt sie nicht länger quälen! und in eben den Augenblick ließ ich einen schwehren Stein auf das Haupt dieses unglücklichen Kindes fallen. Das Blut meiner Tochter bedeckte mich, und ich bin unfähig, ihnen zu sagen, was ich in dieser schrecklichen Minute gefühlt habe. Genug, mein Gemüthe ward wieder ruhig, so bald ich meine Tochter entseelt vor mir liegen sah. Ich empfand nichts, daß meine Handlung böse wäre. Ich hielte sie vielmehr für gut, weil ich meiner Tochter eine wirkliche Wohlthat erwiesen zu haben glaubte.

Ihr Tod schien mir noch überdieß einen andern Nutzen zu versprechen. Ich war nunmehr völlig Herr über mich selbst. Keine Ursache verband

mich

mich weiter, die Erhaltung meines mühſeligen Lebens zu ſuchen. Der Fluß, den ich bereits als das Grab meiner **Zaca** anſah, ſollte auch mein Grab werden. Ich ſchlepte mit vieler Mühe meinen abgematteten Körper nach demſelben zu. Meine Herzhaftigkeit zu ſterben ward mit jedem Schritt, mit welchem ich mich dem Fluß näherte, ſchwächer. Die Liebe zum Leben erwachte noch einmal und ich fühlte nur allzu deutlich, mit wie vielem Zwang ich einen geſchwindern Tod ſuchte, um einem langſamern und ſchmerzlichern zu entgehen. Mitten unter der Furcht und der Angſt, mit der ich dieſer großen Veränderung entgegen trat, ward ich an dem Ufer des Fluſſes Menſchen gewahr. Ich ſah, daß es Wilde waren, die ſich in einem Kreiß herumgeſetzt hatten und aßen. Ohnfehlbar mußten es einige von dieſen grauſamen **Cariben** ſeyn, die ſich ohne Abſcheu von dem Fleiſche ihrer Nebenmenſchen ſättigten, weil keine andern Völker dieſe ganze Gegend bewohnten, und vielleicht fand ich ſie eben bey einem von ihren abſcheulichen Gaſtmahlen. Dieſer Gedanke machte mich einige Augenblicke beſtürzt. Allein, da es mir gleich war, ob ich den Tod von ihren oder von meinen eigenen Händen erhielt, ſo gieng ich ohne Furcht auf ſie zu. Ich hatte mich nicht betrogen. Ich ſah einige von ihren unglücklichen Schlachtopfern vor mir liegen. Dieſer Anblick würde mir bey einer jeden andern Gelegenheit der allereckelhafteſte geweſen ſeyn. Gegenwärtig verdoppelte er vielmehr meinen Hunger.

Die amerikaniſchen Völker haben alle in ihren verſchiedenen Sprachen etwas allgemeines, weil ſie von einerley Volk abſtammen. Es fiel mir alſo nicht ſchwehr, mich ihnen zu verſtehen zu geben, und ſie um Hülfe zu bitten. Der Umſtand, daß ich von einer amerikaniſchen Völkerſchaft war, nahm ſie ohnfehlbar zu meinem Vortheil ein. Sie begegneten mir ohne die geringſte Wildheit. Sie nöthigten mich ſo gar an ihrem Gaſtmahl Antheil zu nehmen. Mein Hunger war ſo groß, daß ich mich ihnen mit Gewalt aufgedrungen haben würde, wenn ſie weniger gaſtfrey gegen mich geweſen wären. Ich aß von ihren unnatürlichen Gerichten ohne den geringſten Eckel und ich empfand dieſen Eckel nicht eher, bis ich mich geſättiget hatte. Die Wilden trieben ihre Gütigkeit ſo weit, daß ſie mir Wurzeln und gedörrte Fiſche gaben, als ſie ſahen, daß ich ihre Speiſen nicht vertragen konnte. Ich habe mit vieler Bewunderung an meinen Wilden bey einem längern Aufenthalt unter ihnen bemerkt, daß ſie gegen das Fleiſch der Thiere eben den Eckel und Abſcheu empfanden, den ich gegen Menſchenfleiſch fühlte. Ein ſichrer Beweis, daß dieſe verſchiedene Eigenſchaft der Völker auf nichts als auf die Gewohnheit und Auferziehung gegründet iſt. Meine Wilden nahmen mich mit der größten Freundlichkeit in ihre Boote, und nach einer viertägigten Schiffarth auf dem Amazonenfluß erreichten wir ihre Wohnungen, welche auf der öſtlichen Seite dieſes Fluſſes lagen.

Der Mangel und das Elend, das ich ausſtand, hatten mich meinen Schmerz und das Andenken an Xaca vergeſſen laſſen. Das Bild der Xaca ward wieder in mir lebendig, ſo bald ich nichts mehr von dem Hunger zu befürchten hatte. Mein Herz ſollte weiter keine Ruhe und Zufriedenheit ſchmecken. Ich überſtand bloß ein Elend, um wieder ein anders zu fühlen. Wie oft wünſchte ich, daß mein trauriges Leben und mein Gram, durch die Hülfe der Wilden nicht noch weiter wäre verlängert worden. Was half mir dieß Leben ohne Xaca wenigſtens ohne Freund, gegen welchen ich mich müde klagen konnte? Was für traurige Ausſichten auf mein zukünftiges Leben ward ich von allen Seiten gewahr! Ich befand mich ganz allein unter einem barbariſchen Volke, an welchem ich kaum einige geringe Spuhren der Menſchheit erblicken konnte, wo ich ſehr oft von den verabſcheuungswürdigſten und grauſamſten Handlungen ein Zeuge ſeyn mußte, und von denen ich mir kein beſſeres Schickſal als gebraten und aufgegeſſen zu werden, verſprechen durfte, wenn ich ſie durch die geringſte Unvorſichtigkeit beleidigen ſollte. Ich lebte hier eben ſo armſelig, als in den Gebirgen von Xarico, und doch weit weniger glücklich, weil ich weniger frey war. Ich will ihnen einen kurzen Abriß von meinen Wilden mittheilen. Vielleicht dient er ihnen zu einiger Erläuterung in der Geſchichte des natürlichen Menſchen.

Sie nennen ſich die Gengis und ſie ſind weder die grauſamſte, noch die geſitteſte Völkerſchaft

unter den Amerikanern. Ich habe eben die Tugenden und eben die Laster an ihnen wahrgenommen, die ich in den folgenden Zeiten an den Europäern wahrgenommen habe. Sie sind herzhaft, aufrichtig, gesellig, mitleidig gegen diejenigen, die von ihrer Völkerschaft sind. Tugenden, die ohnfehlbar die einzigen nothwendigen zu Erhaltung des menschlichen Geschlechts sind, weil sie bey allen Völkern gefunden werden, und diejenigen Völker, die sie nicht wirklich besitzen, besitzen wenigstens den Schein derselben. Sie brechen niemals ihr Wort, und dieß ist der gröste Unterschied, den ich zwischen ihnen und den Europäern bemerkt habe. Sie haben mit den Europäern einerley Stolz wegen gewisser Vorurtheile.

Ein Gengis verachtet alle andre Völker, weil er glaubt, daß sie nicht wie er nach ihrem Tode in Biber verwandelt werden. Die Vorwürfe wegen der Unwissenheit der Wilden in den Künsten und Wissenschaften, die ich von den Europäern gehört habe, haben mir jederzeit lächerlich geschienen. Sollten sie wohl glauben, daß ein Gengis die Europäer für eben so dumm und unwissend hält, als er von ihnen gehalten wird? Ein Philosoph unter den Gengis, (ich werde ihnen von diesen Philosophen gleich mehr sagen) sagte mir bey einer Unterredung mit ihm, sehr stolz und zuversichtlich: Gewiß, Jizem, diese Europäer müssen die unwissendsten und ungeschicktesten Geschöpfe auf dem ganzen Erdboden seyn. Sie wissen nichts von dem grosen Weltweisen Azakan, welcher zu-

erst

erſt entdeckte, daß die Sonne, die heute aufgieng, eben die geſtrige war, nichts von den Kräften der Pflanze Azika, ſie haben den Zahn des heiligen Bibers nicht geſehen, der unter uns aufbehalten wird, ſie verſtehen nichts von der Kunſt, ſo zierliche Schüſſeln und Teller aus den Zweigen des Baums Tayd zu flechten, wie wir. Eben dieß ſagte mir einer von ihren engliſchen Weltweiſen bey meinem Aufenthalt in Engelland, in folgenden Ausdrücken: Sagen ſie mir, Herr Williams, wie dieſe Amerikaner vernünftige Geſchöpfe ſeyn können, ohne den Neuton zu kennen? Sie verſtehen ſeine Fluxionen nicht. Sie wiſſen nicht das jemals ein Rom in der Welt geweſen iſt. Sie entbehren alle dieſe vortreflichen Werke des Alterthums und der Neuern. Sie wiſſen nichts von unſern Seidenmanufacturen und übrigen Profeſſionen. Vergeben ſie mir, Ritter, es wäre bey denen Gengis eben ſo unſicher geweſen, als in Engelland, einem Philoſophen zu widerſprechen. Ich zuckte alſo jedesmal die Achſeln, und hielt bey denen Gengis die Europäer und in Engelland die Wilden für die dümmſten und ungeſchickteſten Geſchöpfe von der Welt.

Die andre Gattung von Weltweiſen unter den Europäern, welche dieſe Wilden wegen ihrer Unwiſſenheit, und wegen des Mangels der europäiſchen Künſte und Wiſſenſchaften für ſo glücklich ausſchreyt, würde ſehr beſchämt werden, wenn ſie ſich einige Zeit unter den Gengis aufhalten ſollte. Der Menſch hat hier eben die Leidenſchaft zu be-

friedigen, als an andern Orten. Diese Leidenschaften sind bey dem ganzen menschlichen Geschlecht einerley, nur die Art, sie zu sättigen, ist verschieden. Der Mangel der Künste und Wissenschaften hat die Gengis nichts glücklicher gemacht, denn er hat ihnen die Neigung zur Pracht, zur Bequehmlichkeit, zum Stolz, sich über andre zu erheben, nicht nehmen können. Und wenn diese Neigung unter den Gengis eben so schwehr zu befriedigen ist, als in Engelland, so besitzt kein Volk vor dem andern einige Vorzüge. Es ist wahr, eine Schöne in Gengis empfindet nichts von dem Verdruß, mit dem ein Frauenzimmer in Engelland ihre Nebenbuhlerin in einem köstlichern Stoff und mit einem reichern Schmuck von Edelgesteinen erblickt. Aber sie sieht dafür ihre Freundin mit eben dem Schmerz mit schönern und bundfarbigtern Muscheln geschmückt, als sich. Der Geringere in Gengis strebt mit eben dem Eifer auf eben so zierlich geflochtenen Tellern und Schüsseln zu speisen, eben so künstlich geschnitzte Bogen und Pfeile zu führen, als der Vornehmere, mit dem der Bürger in Engelland in der Kutsche des Lords zu fahren, und auf dem Silbergeschirr desselben zu speisen wünscht. Die Menschen sind an allen Orten in der Welt in einerley Grad unglücklich, nicht wegen der Unwissenheit und des Mangels gewisser Dinge, sondern weil sie alle einerley Thorheiten und Laster besitzen.

Die Religion der Gengis ist sehr einförmig und lächerlich. Sie beten den Biber als ihre Gottheit an, und sie glauben, daß sie nach ihrem

Tode

Tode in Biber verwandelt werden. Diejenigen Völker die keine Gengis ſind, werden nach ihren Lehrſätzen in Fiſche verwandelt, um von den Bibern gefreſſen zu werden. Wollen ſie wohl noch länger die Begriffe der natürlichen Religion unter den wilden Völkern aufſuchen? Die Gengis führen mit den Arikos, ihren Nachbarn, die blutigſten Religionskriege, weil dieſe die Biber todtſchlagen und die Häute derſelben an die Europäer verkaufen. Sie ſehen dieſe Arikos als die abſcheulichſten Feinde der Gottheit an, und jeder Gengis der in einem Gefecht wider ſie bleibt, wird für einen Märtyrer gehalten. Ihre bürgerlichen Geſetze ſind wenig, denn ſie leben unter keinen Tyrannen. Die Nothwendigkeit iſt ihr einziger Geſetzgeber, und ſie haben davon den Vortheil, daß ſie keine Strafen, wegen Vernachläßigung ihrer Geſetze beſtimmen dürfen. Niemals hat man gehört, daß ein einziges derſelben von einem Gengis wäre übertreten worden.

Noch ein Vorurtheil der Europäer, das ſie gegen die Wilden hegen, kann ich nicht vergeſſen. Gemeiniglich beurtheilen ſie die Dummheit und Unwiſſenheit aller dieſer Völker, nach etlichen wenigen Wilden, die ſie geſehen haben. Iſt dieß billiger, als wenn ein Wilder die ganze engliſche Nation nach einem engliſchen Matroſen, den er hat kennen lernen, beurtheilen wollte? Die Natur hat unter den Wilden die Grade des Verſtandes eben ſo verſchieden ausgetheilt, als unter den Europäern. Ich will ihnen von einer Art

laute unter den Gengis Nachricht geben, die sie vielleicht nicht unter denselben gesucht haben würden. Ohne zu behaupten, daß diese Menschen die klügsten und scharfsinnigsten unter ihrem Volke sind, so werden sie doch wenigstens daraus einsehen können, daß die Gengis nicht weniger zu tiefsinnigen Betrachtungen geschickt sind, als andre europäische Völker. Es giebt eine gewisse Gattung von Philosophen unter ihnen, die mit den ihrigen sehr viel Aehnlichkeit hat. Sie verachten mit vielem Stolz den übrigen Pöbel von ihrer Nation, wie sie ihn nennen, weil er nicht weiß, wie viel Haare auf ein Biberfell von einer gewissen Größe gehen, weil er die Blätter des Baumes Kativa nicht gezählt hat, und was dergleichen Dinge mehr sind, die sie Kleinigkeiten nennen würden. Der übrige Theil der Nation belohnt sie für ihren Stolz mit einer gleichen Verachtung. Er schilt diese einsichtsvollen Philosophen für Müßiggänger und er scheint nicht ganz Unrecht zu haben. So viel ist gewiß, unter der Zeit, da die fleißigen Gengis zu ihrem täglichen Unterhalt Fische fangen und sie an der Sonne trocknen, sinnen ihre klugen Philosophen auf Anschläge, von denen sich kein einziger ausführen läßt, wie diese Fische leichter zu fangen wären, helfen die Fische, die jene mit vieler Mühe gefangen haben, verzehren, und gehen ohne das geringste Merkmal der Dankbarkeit wieder davon. Sie stellen sich bey den feyerlichen Gastmahlen, wenn ihre Völkerschaft, einige Gefangene, die sie von den Europäern oder Wilden mit Gefahr

ihres

ihres Lebens gemacht hat, verzehrt, mit vielem Appetit ein, ohne zu diesen Gastmahlen Etwas weiter beyzutragen, als daß sie ihre Wirthe mit einer tiefsinnigen Untersuchung belohnen, ob das Fleisch der weißen oder der schwarzen Menschen besser schmeckt? Es ist sehr gefährlich, den Träumen und den Einbildungen der Philosophen in Gengis zu widersprechen, sie mögen noch so seltsam seyn als sie wollen. Es fiel bey einer gewissen Gelegenheit einem von diesen Herrn ein, mir aus dem Wesen des Menschen die Nothwendigkeit zu beweisen, daß jeder Mensch nach seinem Tode entweder ein Biber, wenn er ein Gengis wäre, oder wenn er diese Ehre nicht hätte, ein Fisch zur Unterhaltung dieser heiligen Biber werden müßte. Ich war so unvorsichtig bey den Lücken, die ich in seinen Beweisen wahrnahm, zu lächeln. Er drohte mir mit einem Stock, den er in der Hand hielt, wenn ich noch länger zweifelhaft seyn wollte. Ich ward weise, und ich glaubte nunmehr, daß der Mensch nach seinem Tode, entweder zu einem Biber, oder zu einem Fisch bestimmt wäre.

Ich will mich nicht länger bey den Sitten der Gengis aufhalten, da ich nicht ihre, sondern meine eigene Geschichte schreibe. Nur noch einige Umstände will ich anführen, die ich unter diesem Volke bemerkt habe. Einer von meinen Bekannten unter den Gengis lud mich einmal ein, ihrer Todtenfeyer wie er es nennte, beyzuwohnen. Die Neubegierde bewegte mich ihm zu folgen. Wir erreichten eine große Wiese, wo sich bereits eine

große Menge von Gengis verſammlet hatte. Auf der Wieſe ſelbſt war ein großer Holzſtoß aufgerichtet. Als wir einige Zeit gewartet hatten, näherte ſich ein andrer großer Haufen von Gengis der Wieſe, der in verſchiedene kleine Rotten abgetheilt war. Unter jedem dieſer kleinen Haufen wurden gewiſſe Perſonen auf Tragſeſſeln getragen. Man hatte ſie nach der Landesart auf das koſtbarſte angeputzt, und es waren lauter unvermögende Greiſe oder andre unheilbare Kranke. Ich erhielt auf meine Frage zur Antwort, daß die Perſonen die getragen wurden, die Väter, Mütter, oder andre nahe Anverwandten ihrer Begleiter waren. Der Hauſe, der ſich der Wieſe näherte, fieng das kläglichſte Geſchrey an, als er dieſelbe gewahr wurde, und die andre Verſammlung antwortete ihm in einem gleichen Ton. An jedem Gengis nahm man die Merkmale der ſtärkſten Betrübniß wahr. Endlich langte der Zug auf der Wieſe an. Man ſetzte die Greiſe und die Kranken auf die Erde nieder. Jeder von ihren Freunden und Bekannten umarmte ſie, und nahm auf das beweglichſte von ihnen Abſchied. Ich bemerkte auf den Geſichtern aller derer, welche dieſe Umarmungen empfiengen eine gewiſſe Freude und Munterkeit. Auf ein gegebenes Zeichen entfernten ſich alle diejenigen, die um ſie herumſtanden von ihnen. Es erfolgte einige Augenblicke eine allgemeine Stille. Die nächſten Anverwandten dieſer alten und kranken Perſonen bewafneten ſich unter dieſer Zeit heimlich mit ſtarken Keulen. Man wiederhohlte das Zeichen

und

und dieſe Barbaren liefen wie die Unſinnigen auf dieſe unglücklichen Greiſe und Unvermögende loß, und ſchlugen ſie mit den Keulen todt. Die übrige Verſammlung fieng das ſchrecklichſte Geheul bey dieſer barbariſchen Handlung an, und dieß und das Grauſame der That ſelbſt trieben meinen Abſcheu und meine Beſtürzung bis auf den höchſten Grad. Die Betrübniß der Gengis hörte auf, ſo bald ſie die Opfer ihrer Grauſamkeit entſeelt vor ſich liegen ſahen. Sie legten alle dieſe Leichname auf den Holzſtoß und verbrannten ſie zu Aſche, und dieſe Aſche ſtreuten ſie auf den Fluß, der hart bey der Wieſe vorbey floß. Sie beſchloſſen dieſes abſcheuliche Feſt mit Tänzen und mit den größten Freudensbezeugungen.

Ich konnte mich nicht enthalten, meinem Begleiter, die Beſtürzung und den Abſcheu, den ich über dieſe Handlung empfand, zu erkennen zu geben. Du biſt ungerecht, **Zizem**, antwortete er mir, wenn du uns für die grauſamſten Barbaren ſchilteſt. Würden wir wohl unſre Eltern, unſre Anverwandten, die wir auf das ſtärkſte lieben, und von denen wir uns mit ſo vielem Zwang trennen, tödten, wenn wir ihnen nicht eine wirkliche Wohlthat zu erweiſen glaubten? Wir ſehen ſie täglich unter den Beſchwehrden des Alters und der unheilbarſten Krankheiten ſeufzen. Sie ſelbſt ſind ihres mühſeligen Lebens müde. Wir die wir ihre Schmerzen nicht länger ungerührt anſehen können, befreyen ſie auf ihre eigenen Bitten von einer Laſt, die ihnen unerträglich wird. Sie ſterben alle mit der größten

Stand-

Standhaftigkeit, weil die Hoffnung eines beſſern Schickſals ſie unterſtützt, denn ſie wiſſen, daß ſie nach ihrem Tode in Biber verwandelt, und von uns angebethet werden. Wir vergeſſen die Betrübniß über die Trennung von ihnen, ſo bald ſie todt ſind, und wir feyern ihre neue Verwandlung mit den aufrichtigſten Freudensbezeugungen. Du ſiehſt alſo Zizem, daß wir gegen ſie wahrhaftig mitleidig ſind. Ich hatte nichts weiter darauf zu antworten, als daß ich die Stärke des Vorurtheils und der Gewohnheit bewunderte, welche durch eine falſche Hoffnung in dieſen thörichten Wilden den größten Abſcheu, den der Menſch empfinden kann, den Abſcheu für den Tod zu überwinden fähig war.

Die thieriſchen Gaſtmale meiner Wilden, wobei wir gleichfalls ſehr oft Gelegenheit mit ihnen zu ſtreiten. Sie wußten hundert Gründe zur Entſchuldigung dieſer unnatürlichen Gewohnheit anzuführen. Unſre Geſetze, ſagte mir einer von ihren Philoſophen, erlauben uns bloß unſre gefangenen Feinde aufzueſſen. Wir ſind in dieſem Stücke weit weniger grauſam gegen ſie, als die Europäer und andre Wilden, welche ihre Gefangenen durch die empfindlichſten Martern hinrichten, oder ſie ohne Mitleid in den elendeſten Kerkern verſchmachten laſſen. Wir tödten ſie auf die leichteſte Art, und es kann ihnen nach ihrem Tode gleich viel ſeyn, ob ſie von uns, oder von andern Gewürmen und Raubvögeln verzehrt werden. Warum ſollen wir uns des Nutzens berauben, den wir noch von ihrem Fleiſche hoffen können? Ich ſah, daß

die

die Gengis gegen ihre Gefangenen wenigstens nicht grauſamer als andre Völker waren.

Ich lebte einige Jahr unter den Gengis, ohne die geringſte Ungerechtigkeit zu erdulten. Ich würde ſo gar glücklich gelebt haben, wenn ich nicht den Verluſt der Zaca zu beklagen gehabt hätte. Ein ungefährer Zufall führte mich einmal zu einem Gaſtmahl der Wilden. Sie waren eben im Begriff einige unglückliche Weiße ihrer grauſamen Lüſternheit aufzuopfern. Der Anblick einer jungen Europäerin die ich unter dieſen armſeligen Schlachtopfern gewahr wurde, rührte mein Herz auf das empfindlichſte. Ich empfand einen gewiſſen Trieb des Mitleidens gegen ſie, den ich gegen die Gefährten ihres Unglücks nicht zu empfinden ſchien. Meine Betrübniß, meine Furcht für ihr Leben, war der ihrigen gleich. Ich beſchloß, alles zu verſuchen, ob ich ſie von dem Schickſal das ihr beſtimmt war, erretten könnte. Ich wagte meine Bitten bey einigen von den Vornehmſten unter den Gengis, die meine Freunde waren. Ich bath lange vergeblich. Endlich erhielt ich die junge Europäerin, als meine Sklavin von ihnen zum Geſchenk. Ich flog mit einer Entzückung, von der ich keine andre Urſache angeben konnte, als das Mitleiden einer Unſchuldigen das Leben zu erhalten, auf ſie zu, ihre Banden aufzulöſen. Sie fing bey meiner Annäherung ein klägliches Geſchrey an, ohnfehlbar, weil ſie in mir ihren Mörder vermuthete. Ich ſagte ihr auf Spaniſch, daß ſie keine Gefahr weiter wegen ihres Lebens zu befürch-

fürchten hätte. Die Verwunderung, daß sie einen Menschen, den sie nothwendig für einen Wilden halten mußte, in einer europäischen Sprache mit sich reden hörte, und die Freude über die Versicherung, die ich ihr mittheilte, wirkte in einem gleichstarken Grad auf ihr Gemüth. Ich führte sie von diesem abscheulichen Ort, dem Schauplatz der unnatürlichsten Grausamkeiten, nach meiner Hütte zu, ohne daß sie für Bestürzung ein einzig Wort zu sprechen fähig war.

Ich hatte nichts weiter für das Leben des jungen Frauenzimmers zu befürchten, da mir die Gengis einmal dieselbe geschenkt hatten, denn ich wußte, daß sie ihr Wort niemals zu brechen wußten. Meine Freude, daß ich ihr das Leben gerettet hatte, war mit nichts zu vergleichen. Sie war weit von derjenigen unterschieden, die ich über die Hülfe empfand, die ich dem Lowthon erwiesen hatte. Ich wurde bey dieser Begebenheit einer gewissen Unordnung in meinem Gemüthe gewahr, die ich bey jener nicht gefühlt hatte. Mit wie viel Entzückung übersah ich die Reitzungen, welche die Zerstreuung der jungen Europäerin und der Zustand in welchen sie von den Gengis, die sie aller ihrer Kleidung beraubt hatten, versetzt worden war, meinen begierigen Augen bloß stellten! Wie schwach war in diesen Augenblicken das Bild der Zaca, in mein Herz eingeprägt! Meine Seufzer waren nicht mehr Seufzer meines gewöhnlichen Grams. Sie waren Vorbothen einer neuen Begierde, die mich beunruhigen sollte.

Mitten

Mitten in seiner neuen Trunkenheit erinnerte sich mein Herz dem ohnerachtet noch an Zaca. Es schalt sich selbst wegen seiner Ungerechtigkeit, die es gegen sie begieng. Es versprach nicht länger gegen sie ungerecht zu seyn, und ward es in jeder Minute mehr.

Die junge Europäerin die sich bisher der tiefsten Melancholie überlassen hatte, fuhr für Schrecken auf, als sie ihren Zustand und die Aufmerksamkeit gewahr wurde, mit der ich sie betrachtete. Sie floh voll Schaam in den dunkelsten Winkel der Höhle, und bedeckte sich mit einem Thierfelle, das sie von ohngefähr fand, so gut als es ihr möglich war. Die Ursachen ihrer Verwirrung und ihrer Schaam waren mir unbekannt. Ich sah nicht warum sie Schätze vor mir verbarg, die ihr doch ohnfehlbar nicht die Natur, sie zu verbergen, gegeben hatte. Zaca misgönnte mir niemals das unschuldige Vergnügen, das ich in der Bewunderung ihrer Annehmlichkeiten fand. Die Art von Ehrerbiethung, die ich bereits vor meine Fremde zu empfinden anfieng, bewog mich indessen mir alle ihre Handlungen gefallen zu lassen.

Die Furcht, welche diese liebenswürdige Person, noch immer wegen der Gefahr empfand, in welcher sie ihr Leben, und ihre Ehre, bey einem Barbar, wie ich, vermuthete, war deutlich auf ihrem Gesicht ausgedruckt. Meine Ermunterungen waren lange Zeit vergeblich. Endlich gelang es mir durch meinen Eifer, durch meine natürliche Offenherzigkeit, und hauptsächlich, wie sie mir in

der

der Folge gestand, durch ein gewisses günstiges Vorurtheil, das sie für mich zu empfinden anfieng, ihr Vertrauen zu erwerben. Sie ward ruhiger. Ich erfuhr auf meine Fragen einige Nachrichten von ihrem Schicksal. Sie war die Tochter eines Portugiesen, der in einer von den Gegenden des portugiesischen Brasiliens, welches nicht allzu weit Ostwärts von den Gengis entfernt liegt, eine öffentliche Bedienung verwaltete. Sein Amt hatte ihn genöthiget die Colonien der Portugiesen, die nach der Landseite zu lagen, zu besuchen. Seine Tochter hatte ihn bey dieser Verrichtung begleitet, und beyde hatten das Unglück gehabt, von den Wilden überfallen zu werden. Sie allein hatte von der ganzen Gesellschaft das Glück gehabt, durch mich von der abscheulichsten Todesart für sie errettet zu werden. Ihre Dankbarkeit gegen mich, als ihren Erretter, war der Verwunderung gleich, die sie mir zu erkennen gab, daß sie so wenig Eigenes derer Wilden an mir gewahr wurde. Ich gab ihr einige Erläuterung von meiner Auferziehung, welche mich derjenigen Rauhigkeit der Sitten entrissen hatte, die ihre Europäer so stolz an den Wilden zu tadeln wissen. Diese kleine Vertraulichkeit mit der wir uns unsre beyderseitigen Schicksale erzählten, befestigte noch mehr das Band derjenigen Freundschaft, die wir bereits für einander zu fühlen anfiengen.

Es ward mir nicht schwehr, die Veränderung zu bemerken, welche Emilie, so hieß meine junge Portugiesin, in meinem Herzen verursacht hatte.

Ich

Ich war nicht mehr so unwissend in meinen Neigungen, als ehemals. Laca hatte mich dieselbigen erkennen gelehrt. Wie erstaunte ich, als ich gewahr wurde, daß ich eben das für Emilien zu empfinden anfieng, was ich für Laca gefühlt hatte, und noch fühlte! Meine neue Neigung schien mir eine Beleidigung für Laca zu seyn, und ich würde eher die entsetzlichsten Martern ausgestanden, als sie durch die geringste Ungerechtigkeit beleidiget haben. Dasjenige, was die Weltweisen die angebohrne Gerechtigkeit des Menschen nennen, scheint vielleicht nichts weiter, als das Werk des Eigennutzes, oder wenn wir ihm ja noch einen edlern Quell, zum wenigsten dem Namen nach anweisen wollen, die natürliche Begierde zur Glückseligkeit zu seyn. Ich bin unpartheyischer gegen mich selbst, und ich weiß, daß ich gegen jede andre Person als Laca meine Pflichten weit weniger streng beobachtet haben würde. Ich beschloß meine neue Neigung mit der schärfsten Genauigkeit zu prüfen, und sie ohne Nachsicht zu verwerfen, wenn sie ein Verbrechen gegen Laca seyn sollte. Lächerlicher Entschluß! Mein Herz würde Gründe gewußt haben, sich zu bereden, daß es gerecht handle, und wenn es die ungerechteste Handlung zu begehen im Begriff gewesen wäre. Zweifeln sie also nicht, daß der Ausspruch meines Herzens für meine Neigung vortheilhaft war. Konnte meine Liebe für Emilien diese Laca beleidigen, die vielleicht nicht mehr war, oder durch die Grausamkeit eines Böswichts doch wenigstens auf ewig von mir ge-

trennt dich? Selbst Zaca mußte diese Liebe billigen, wenn sie noch lebte und wenn sie mich wahrhaftig liebte. War es nicht das einzige Mittel mir die Trennung von ihr erträglich zu machen? Ueberdieß, was hätte Zaca, wenn sie auch noch wirklich in meinen Armen gewesen wäre, durch meine Leidenschaft für Emilien verlohren? Würde sie nicht immer noch den ersten Rang in meinem Herzen behauptet haben? Würde sie mein Herz wegen Emilien weniger treu, weniger zärtlich geliebt haben? Was war die Liebe weiter als die erste Gattung der Freundschaft? Und mußte derjenige, der zwey Freunde liebte, deswegen nothwendig gegen den einen weniger Freund seyn? Selbst in den Augen der Götter schien mir meine neue Leidenschaft nicht strafbar zu seyn. Ich Unwissender fand in ihren wenigen Gebothen, die ich erkannte, keines, das den Trieb des einen Geschlechts gegen das andre auf eine einzelne Person einschränkte. Die Zwecke zu deren Erreichung sie diesen Trieb denen Menschen eingeprägt hatte, mochten noch so verschieden seyn, so litten sie durch eine vielfache Liebe nichts, wenn diese Liebe nur mit den übrigen Eigenschaften einer wahren Liebe verbunden war. Kurz, mein verderbtes Herz erfand Gründe genug, ein Verbrechen zu rechtfertigen, dessen Größe mir die bloße Natur nicht zu erkennen erlaubte. Ich ließ meinem Herzen völlige Freyheit, die Befriedigung seiner Begierden zu suchen. Die Einwilligung der Emilie war hierzu nothwendig, und die Erhaltung derselben war für einen Wilden nicht leicht.

Lachen

Lachen ſie nicht, mein lieber Ritter, über den wilden Liebhaber der Emilie. Spotten ſie nicht über das wenige Glück das er ſich bey einer Europäerin von ſeinem Geſchmack und ſeinem Sitten wird haben verſprechen können. Ihre abgeſchmackten Feyerlichkeiten und der Natur widerſprechende Tändeleyen, womit die Thoren unter den Europäern, eine von ihren Thorheiten, welche ſie ſehr unbillig Liebe nennen, bezeichnen, ſind nicht dasjenige, was der wahren Liebe mehr Annehmlichkeiten verleiht. Denenjenigen Herzen, die wirklich zu lieben wiſſen, und mein und Emiliens Herz gehörten zu ihnen, ſind ſie ſo gar eine unerträgliche Laſt. Sie ſetzen ſich über alle dieſe Spielwerke hinweg, wenn ihre Neigung edel und aufrichtig iſt. Liebenswürdige Einfalt der Natur, ihr freyer und ungeſuchter Witz, dieſe vollkommene Uebereinſtimmung der Gemüther zweyer Liebenden, der ſo ſelten iſt, dieß Unbegreifliche, für welches ich keinen Namen weiß, das zwey Herzen, die einander zu lieben beſtimmt ſind, gleich bey dem erſten Anblick, ehe ſie ſich weiter kennen, an einander entdecken, und welches der erſte Grund ihrer Vereinigung wird, ſind das wahre Weſen der Liebe. Ohne dieſes bleibt die Liebe nichts als ein thieriſcher Trieb, und die Gottheit, welche wollte, daß das ganze menſchliche Geſchlecht vernünftig lieben ſollte, hat dieß Weſentliche der Liebe keiner einzelnen Nation allein verliehen. Der Pöbel unter den Wilden kann es durch Rauhigkeit der Sitten, durch Barbarey eben ſo leicht unterdrücken, als

der Thor unter den Europäern es oft durch das Abgeschmackte erstickt, das er nicht selten Lebensart zu nennen pflegt. Der Mensch, welcher die Stimme der bloßen, einfältigen Natur kennt, ist die Liebe in ihrer Vollkommenheit unter jeder Nation zu empfinden fähig. Dadurch daß er sie empfindet, ist er auch jederzeit sicher, dem Herzen zu gefallen, das ihm gleich ist. Das Vorurtheil der Europäerinnen, mit dem sie die sogenannten Barbaren verabscheuen, ist das Vorurtheil der Nation. Es würde aufhören, wenn sie unter den Wilden leben würden.

Doch ich vergesse, daß ich ihnen nicht den Roman meiner Liebe, sondern die Geschichte meines Herzens zu schreiben habe. Ich übergehe also alle diese kleinen Umstände, welche den Zwischenraum bis zu der Zeit ausfüllten, da ich bey Emilien hoffen durfte. Genug ich wußte endlich, daß ich ihr nicht gleichgültig war, es sey nun entweder Dankbarkeit, oder die Entdeckung einiger guten Eigenschaften an mir, oder wäre sie an Eigennutz denen übrigen Europäerinnen gleich gewesen, der Glanz meiner Schätze, die noch in meinen Kleidern für der Boßheit des Lowthon sicher geblieben waren, und die ich ihr gezeigt hatte, welches ihr diese günstige Neigung, vor mich einflößte. Allein Emilie war kostbarer als Xaca in dem Preiß den sie für ihre Liebe verlangte. Xaca verlangte nichts als Gegenliebe. Emilie wollte mehr. Ich sollte sie zuvor in eine von den Portugiesischen Colonien zurück bringen, und ihre Reli-

Religion annehmen, wenn ich ihr Herz beſitzen wollte.

Emilie verlangte keine leichte Bedingungen von mir. Azeb hatte mir jederzeit den Grundſatz feſt eingeprägt, in Dingen welche die Gottheit betrafen, nichts aus Gefälligkeit gegen andre zu glauben, ſondern nur das, was mein eigen Herz billigen würde. Ich hatte in den ältern Jahren noch den folgenden hinzu gethan, daß derjenige, der von einer falſchen Religion, die er ſelbſt für falſch hielt, ſelbſt zu einer andern wahren Religion aus einem jeden andern Bewegungsgrund übertrete, als aus einer gewiſſen Ueberzeugung, daß dieſe letztere wahr ſey, jederzeit ein Verbrechen begehe. Emilie verlangte die Aufopferung dieſer beyden Grundſätze, und mein Herz fühlte voll Schaam, daß es ſchwach genug ſeyn würde, ſie ihr aufzuopfern. Ich hatte mit Emilien ſehr oft die wichtigſten Unterredungen über eben dieſe Gegenſtände der Religion, über die ich mich mit Lowthon unterredet hatte. Sie hatte einen weit richtigern und aufgeklärtern Verſtand, als Lowthon. Allein dem ohnerachtet, war er nicht zureichend, mir alle meine Zweifel wider ihre Lehrſätze aufzulöſen. Die Auflöſung dieſer Zweifel kömmt der Gottheit allein zu. Die Gelehrſamkeit und der Verſtand des Menſchen verrathen ihre Blöße und ihre Unzulänglichkeit, wenn ſie für ſich allein dieſe Auflöſung unternehmen wollen. Die Unvollkommenheit der Religion der Emilie nahm in meinen Augen nach und nach ab, da die Annehmung der-

ſelben der einzige Weg zu dem Herzen der jungen Portugieſin war. Meine Zweifel ſchienen mir je mehr und mehr ſchwach zu ſeyn, weil es Emilie war, die ſie beantwortete. Laſſen ſie mich bey dieſer unrühmlichen Handlung meines Lebens kurz vorbey gehen. Genug ich war wie die meiſten Menſchen bey der Ausübung einer der größten Tugenden laſterhaft. Meine neue Religion ward das Werk des Eigennutzes. Ich glaubte dasjenige, was mir Emilie lehrte, weil es von ihr geglaubt ward. Das Laſter war es, welches mich der Gottheit einige Schritte näher führte. Dieſe Gottheit war barmherzig. Sie wußte es ſo zu fügen, daß aus einer böſen und verderbten Wurzel die heilſamſten Früchte entſprießen mußten.

Ich verſprach Emilien, die eine Bedingung zu erfüllen, und die andre Bedingung, ſie nach einer von den Portugieſiſchen Colonien zurück zu bringen, war weit weniger Schwierigkeiten unterworfen, als ich anfangs geglaubt hatte. Die Gengis ſtunden mit ihren Nachbarn den Talibotos, welche gute Freunde von den Portugieſen waren, in genauer Verbindung. Ich konnte hoffen, durch den Vorſpruch der Gengis von den Talibotos wohl aufgenommen zu werden, und durch die Hülfe dieſer leztern, war mir es ſodann leicht, die Portugieſiſchen Colonien zu erreichen. Ich verzog nicht lange meinen Entwurf auszuführen. Die Gengis zeigten mir mit vieler Wahrheit und Offenherzigkeit die Gefahr und

die

die Beſchwehrlichkeiten, denen ich mich unter den Europäern ausſetzen würde, als ich ihnen meine Abſichten eröfnete. Sie überließen mich endlich meinem eignen Willen, als ſie ſahen, daß mich nichts bewegen konnte, bey ihnen zu bleiben. Ihre Gütigkeit gieng ſo gar ſo weit, daß ſie mich noch mit einigen kleinen Geſchenken bey meiner Abreiſe beehrten, und mir einige Führer von ihrem Volk bis zu denen Taliboros gaben. Ich trennte mich nicht ohne einige traurige Bewegungen von ihnen. Wenn die Redlichkeit und Dienſtfertigkeit das einzige geweſen wäre, was ich in dem geſellſchaftlichen Leben verlangt hätte, ſo würde ich ohnfehlbar unter denen Gengis am glücklichſten geweſen ſeyn.

Emilie war für Entzückung faſt auſſer ſich, als ſie ſich nicht mehr unter der Gewalt eines Volcks ſah, von dem ſie noch immer jeden Augenblick aufgegeſſen zu werden, befürchtet hatte. Wir erreichten nach einem ſehr mühſamen Weg von einigen Tagen, das Gebiethe der Taliboros. Sie nahmen uns auf den Vorſpruch unſrer Gengis, die wir bey uns hatten, ſehr freundſchaftlich auf, und erwieſen uns eine Menge Gefälligkeiten. Ich fand die Taliboros durch den Umgang mit den Portugieſen weit geſitteter als die Gengis. Allein ich fand auch, daß dieſe Verbeſſerung der Sitten denen Taliboros die Angewohnheit von einer Menge Laſter der Europäer zugezogen hatte. Sie waren weit weniger aufrichtig, offenherzig und uneigennützig als die Gengis. Ich

habe die Gewißheit der Anmerkung, daß die Verbesserung der Sitten in der Lebensart und das Wachsthum der Laster, jederzeit in einem gleichen Grad mit einander gestiegen sind, unter den wilden Völkern, durch die Erfahrung eben so allgemein gefunden, als in der übrigen Geschichte. Wünschen sie mit mir, Ritter, zum Vortheil der Europäer, daß eine gewisse Muthmassung, auf die ich bey dieser Gelegenheit gefallen bin, falsch seyn möge! Sollten nicht diese Wilden dermahleinst ihren Lehrmeistern an Feinheit der Sitten, und an der Größe derjenigen Laster und Thorheiten, die unter den Europäern zu einem klugen und artigen Mann unentbehrlich sind, gleich kommen können? Wäre es sodann unmöglich, daß sie die Unterdrücker eben dieser Tyrannen werden könnten, von denen sie bisher unterdrückt wurden? Das stärkste Volk ist schwach, so lange es seine eigne Stärke, und die Schwäche des Gegentheils nicht kennt. Erinnern sie sich, die Stammväter dieser Europäer, wurden die Ueberwinder derjenigen Römer, von denen sie gesittet und lasterhaft zu seyn gelernt hatten.

Es war noch über ein halbes Jahr bis zu derjenigen Zeit, in welcher die Taliberos nach dem kleinen Fluß Taricoa, daselbst ihre Handlung mit denen Portugiesen zu treiben, abzureisen pflegen. Wir mußten diese einzige Gelegenheit erwarten, wenn wir uns nach den Portugiesischen Colonien begeben wollten. Diese Verlängerung unsers Aufenthalts unter den Wilden, würde meiner Liebe und der Ungeduld der Emilie

wieder

wieder unter ihrer Völkerschaft zu leben, sehr beschwehrlich gefallen seyn, wenn uns nicht ein Zufall dieselben erleichtert hätte. Emilie fand unter den Talibotos einen Missionair von ihrer Nation, den P. Joseph. Sie führte ihn voll Entzückung zu mir. Sie hatte ihm bereits von allen unsern Umständen Nachricht gegeben. Der gute Pater lobte meinen Eifer mich mit seiner Kirche zu vereinigen, eben so thöricht als diejenigen die den seinigen lobten, diese Kirche auszubreiten. Weder er noch sie kannten die ersten Bewegungsgründe, von seinen und meinen Handlungen, diesen tadelhaften Ehrgeiz des Paters, durch freywillig übernommene Gefährlichkeiten den Ruhm eines Heiligen zu verdienen, diese Liebe für Emilien, durch welche mir die Religion derselben eben so liebenswürdig als sie selbst zu seyn schien. Der Missionair fieng mit vielem Fleiß an, an meiner Bekehrung zu arbeiten. Sie ward ihm leicht. Ich unterdrückte alle diese Zweifel, nach deren Auflösung ich ehemals so begierig gewesen war. Sie würden mein Glück bey Emilien verzögert haben, und ich suchte es jeden Augenblick zu beschleunigen. Ueberdieß bemerkte ich sehr leicht, daß der gute Pater diese Zweifel noch viel weniger als Lowthon und Emilie beantworten würde, weil er weniger Verstand als beyde besaß. Der Gehorsam, die Vernunft unter den Glauben gefangen zu nehmen, war jederzeit der sichere Anker seiner Unwissenheit. Er lehrte mich in wenigen Wochen eine Menge Cerimonien, deren Nutzen und Noth-

wendigkeit ich nicht einzusehen fähig war. Ich ahmte sie mit der größten Geschicklichkeit nach, und nunmehr war ich würdig, ein Mitglied von einer Kirche zu werden, außer welcher, wie mich der Pater versicherte, weder Erbarmung noch Vergebung von der Gottheit zu hoffen war. Ein Lehrsatz, gegen welchen mein Vertrauen zu der Liebe und Güte des Vaters des ganzen menschlichen Geschlechts, und meine Menschenliebe selbst, sehr viel einzuwenden hatten. Meine Aufnahme in diese Kirche, und meine Verbindung mit Emilien, geschahen an einem Tage, mit so vielem Gepräng als es unter einem wilden Volke möglich war. Ich war immer noch der unwissende, der lasterhafte Mensch, der ich jederzeit gewesen war. Allein mein Eifer, mit dem ich mich meiner Liebe zu Emilien überließ, weil sie noch neu war, verhinderte mich diese Mängel, diese Unwissenheit zu erblicken, die ich ehemals so leicht wahrgenommen hatte. Wie schwach urtheilt der richtigste Verstand, wenn er von einer Leidenschaft überwältiget wird! Er sieht den Mangel, den er zu einer andern Zeit so leicht an sich bemerkte, als Vollkommenheiten an und glaubt oft eben wegen desjenigen glücklich zu seyn, wegen dessen er sich ehemals unglücklich zu seyn schien.

Ich entdeckte dem Missionair bey dem genauern Umgang, den ich mit ihm errichtete, einige Umstände meines Lebens. Ich nannte ihm den Azeb, und die Faca. Er antwortete mir mit Erstaunung, daß er in meiner Geschichte viel Aehnlichkeit

lichkeit mit den Begebenheiten einer gewiſſen Wildin, die er zu St. Salvator vor ſeiner Miſſion hätte kennen lernen, gefunden habe. Sie ſey faſt auf eben die Art wie ich erzogen worden. Ein Portugieſiſcher Schifshauptmann hätte ſie von den Gewaltthätigkeiten eines Engelländers errettet, ohne daß er wiſſe, wie ſie zu dieſem Engelländer gekommen ſey. Der Schiffshauptmann hatte ſie mit ſich nach St. Salvator geführt, und der Pater hatte ſie bey der Gelegenheit, da ſie ſich in der Catholiſchen Religion hatte unterrichten laſſen, kennen lernen. Das Bild der Zaca war allzutief in mein Herz eingeprägt, als daß mich nicht dieſe Umſtände, an daſſelbe hätten erinnern ſollen. Ich fragte mit der gröſten Begierde, nach den geringſten Kleinigkeiten, die mir der Mißionair von dieſer Perſon angeben konnte. Alle dieſe Merkmale bekräftigten meine Muthmaßung. „Ich irre mich nicht, ſchrie ich. Es iſt Zaca! Es iſt meine Schweſter! Sie lebt; Ich werde ſie wieder ſehen, und ich werde noch einmal in ihren Armen glücklich ſeyn können.„

Meine Freude ſetzte den guten Pater in die äußerſte Beſtürzung. Ich entdeckte ihm, wie billig dieſelbe wäre, da ich ſo unvermuthet eine Schweſter, die ich auf das zärtlichſte liebte, und die ich bereits für verlohren hielt, wiederfinden ſollte. Er nahm aufrichtig an meiner Freude Antheil, und verſicherte mich, daß ich ſie ohnfehlbar noch zu St. Salvator antreffen würde. Verſchiedene verdrüßliche Zufälle und

ein

ein unzertrennlicher Gram, dem sie sich überließ, hatten sie bewogen, ihren Aufenthalt in einem Kloster zu nehmen, wo sie die übrige Zeit ihres Lebens zuzubringen gesonnen war. Ach! ich errieth den Gram, welcher die Zaca quälte, mehr als zu leicht! Mit wie viel Ungeduld erwartete ich die Zeit unserer Abreise, um durch meine unvermuthete Ankunft sie diesem Gram zu entreißen! Ich entdeckte Emilien mein neues Glück, welches mich St. Salvator allen andern übrigen Portugiesischen Colonien vorzuziehen bewegen konnte. Emilie hatte nichts wider meinen künftigen Aufenthalt einzuwenden. Sie wünschte mir auf das zärtlichste Glück, daß ich meine Schwester wiedergefunden hatte. Hätte sie den Antheil gewußt, welchen Zaca an meinem Herzen besaß, sie würde weniger frölich gewesen seyn.

Die ersten Gedanken, nach der Entzückung, daß Zaca noch lebte, waren nicht die angenehmsten. Konnte ich sie wohl ohne Schaam wieder sehen? Ich war nicht so großmüthig gewesen, wie Zaca, welche mir ihre Neigung gegen Lowthon aufgeopfert hatte. Konnte sie ohne Gram mein Herz mit einer Nebenbuhlerin theilen? Aber sie hatte dem ohngeachtet noch immer die erste Stelle in meinem Herzen. Sie liebte mich auf das heftigste. Wie hätte sie mir meine Schwachheit nicht vergeben sollen! Und überdieß, wenn keine Verzeihung von ihr zu hoffen war, so würde Emilie das Opfer unsrer Aussöhnung seyn müssen.

sen. Ihre Ansprüche auf mein Herz waren jünger als die Ansprüche der Xaca.

Dieß waren die Gedanken, welche mich wechselsweise bis zu der Annäherung unsrer Abreise von den Talibotos beunruhigten. Endlich nahte dieser so lang gewünschte Augenblick heran. Wir reißten mit einem Theil der Wilden nach dem Fluß Taricoa ab. Der P. Joseph war in unsrer Gesellschaft. Seine Mißion war zu Ende, und er hatte mir versprochen, mich bis nach St. Salvator zu begleiten. Die Portugiesen kamen gleichfalls, kurze Zeit nach uns, an dem Fluß an. Die Handlung ward in wenigen Tagen zwischen beyden Theilen vollbracht. Jeder Theil suchte den andern zu betrügen, allein die Wilden waren nicht so geschickt wie ihre Lehrmeister. Ich verkaufte gleichfalls meine Thierhäute, die ich von den gutthätigen Gengis zum Geschenke bekommen hatte, und einige von meinen Edelsteinen, um mich mit einer hinreichenden Summe zu versehen, die mir bey meiner neuen Lebensart nöthig war. Die Portugiesen waren so billig, mir den dritten Theil des Werths für meine Sachen zu geben, und sie versicherten mich mit vieler Höflichkeit, daß sie mir kaum den zehnten Theil für dieselben gegeben haben würden, wenn ich nicht durch die Religion und durch Emilien, mit ihrer Nation auf das genaueste verbunden wäre. Ich reißte mit meinen neuen Freunden ab. Unser Weg, den wir zu Lande nach St. Salvator nahmen, war einer der langweiligsten und beschwehr-

ſchwehrlichſten. Jeden Augenblick ſah ich neue und ungewohnte Gegenſtände, und ſehr ſelten waren ſie angenehm für mich. Doch welche Verdrüßlichkeiten würde die Hofnung Zaca wieder zu ſehen nicht überwunden haben?

Ich ſage ihnen nichts, mein lieber Freund, von den verſchiedenen Verfaſſungen, in welche mich mein neuer Aufenthalt unter den Europäern faſt jede Minute verſetzte. Dieſe Abſchilderung würde eine eigne lange Erzählung ausmachen. Ich verſchweige ihnen wie oft ich von dieſen Europäern betrogen und verſpottet ward, ehe ich ihre Laſter und ihre Sitten genauer kennen lernte. Ohne die Hülfe und den Unterricht der Emilie und des ehrlichen Paters, würde mir mein Aufenthalt unter ihnen unmöglich geworden ſeyn. Alles was ich noch hinzuſetze iſt dieß, daß ich unter ihrer Religion und ihren Sitten die gröſten Widerſprüche bemerkte, und daß ſie mir in ihren übrigen Handlungen eben ſo lächerlich vorkamen, als ich ihnen zu ſeyn ſchien. Endlich erreichten wir St. Salvator, den Hafen, wo ich alle meine Glückſeligkeit zu finden hoſte. Ach! wie hätte ich die empfindlichſten Unglücksfälle vermuthen können, die mich wirklich daſelbſt erwarteten? Unſichre vergebliche Freude des Menſchen, wie? kann er ſich einen einzigen Augenblick dir zu überlaſſen fähig ſeyn?

Ich mußte einige Tage zu St. Salvator die Beſchwehrlichkeit ausſtehen, eine Menge Neugierige zu beſuchen, und mich von ihnen beſuchen

zu

zu laſſen. Man vergaß mich endlich, wie alle andre Dinge, nachdem man ſich über mich müde geſpottet und gelacht hatte. Die Mühe des Pater Joſeph, Nachricht von der jungen Wildin, die er ehemals zu St. Salvator hatte kennen lernen, einzuziehen, war unter dieſer Zeit nicht vergeblich geweſen. Er hinterbrachte mir, daß ſie ſich noch in eben dem Kloſter befände, welches ſie ſich ehemals zu ihrem Aufenthalt erwählt hatte. Ich flog mit der äußerſten Ungeduld nach dem Ort hin, immer noch von der Furcht gequält, daß mein Glück zu groß ſey, als daß ich es hoffen könnte. Ich verlangte Marianen zu ſprechen, dieß war der Name, den die Wilde bey ihrer Religionsänderung angenommen hatte. Wie zitterte mein Herz, bis zu dem Augenblick, da ſie erſchien! Wie ſchnell wechſelte ſeine Furcht mit der unausſprechlichſten Entzückung ab, als ich in Marianen, ungeachtet der veränderten Kleidung, und des Grams der in ihrem Geſicht ausgedruckt war, die unglückliche Xaca erkannte. „Sie iſt es, rief ich, ich ſehe Xaca wieder, und ich bin fähig meine Glückſeligkeit zu überleben?„ Ich lief mit der gröſten Unordnung auf das Gitter zu. Xaca, denn ſie war es wirklich, wich für Beſtürzung einige Schritte zurück. Sie hatte mich in meiner Europäiſchen Tracht nicht gleich erkannt, wer ich war. Der Ton meiner Stimme und meine Anrede erweckten ſie aus ihrer Zerſtreuung. Sie erkannte mich, aber ach! welche traurige Erkennung für mich! Xaca, dieſe Xaca, von der ich mir

die

die zärtlichsten Liebkosungen versprach, die ich für Freude mich wieder zu finden außer sich zu seyn vermuthete, diese Zaca sank für Schrecken mich wieder zu sehen auf einen Stuhl, warf traurige Blicke auf mich, schalt mich den Feind ihrer Ruhe und ihrer Glückseligkeit, und ein Strohm von Thränen erstickte ihre übrigen Vorwürfe. Ich verlangte mit Ungestüm in das Zimmer zu Zaca gelassen zu werden, um sie zu umarmen, und sie um die Ursache ihrer Betrübniß zu befragen. Man schlug mir es ab, und schützte die Gewohnheit des Orts vor. Ich verwünschte die thörichste von allen Gewohnheiten, welche Unschuldige und Tugendhafte, als Missethäter und Bösewichte von einander absonderte. Meine Klagen, meine Vorwürfe gegen Zaca waren die lebhaftesten, welche eine gekränkte und zärtliche Liebe aussprechen konnte. Zaca antwortete auf alle mit nichts als mit ihren Thränen. Ich beschwohr sie bey unsrer ehemaligen Liebe, mich nicht durch ihr Stillschweigen biß zur Verzweiflung zu bringen. Sie schien von mir gerührt zu werden. Sie näherte sich mir einige Schritt. Auf einmal wandte sie sich plötzlich um, und verließ mit einer Bewegung, als ob sie mich mit dem größten Abscheu zu fliehen suchte, das Zimmer.

Mein Freund, der Pater, der mich zu diesem unglücklichen Ort begleitet hatte, führte mich in einem Zustand, welcher Mitleiden zu erwecken fähig war, mit vieler Mühe wieder zurück. Ich überdachte den Zufall, der mir begegnet war, nach meinen

meinen ersten Ausschweifungen, mit mehrerer Gelassenheit. Es schien mir, als wenn Zaca weit weniger Vorwürfe verdiente als ich. Ich, allein war ohnfehlbar der Stifter meines ganzen Unglücks. Zaca mußte nothwendig bereits meine Ankunft zu St. Salvator und meine Verbindung mit Emilien wissen. Ihr Herz konnte vielleicht mit keiner getheilten Zärtlichkeit zufrieden seyn. Dieß war die Quelle ihrer Thränen. Und ich verzog noch, sie abzutrocknen? Nein! Zaca soll keinen Augenblick länger beleidiget werden, sprach ich. Ich will ihr das kostbarste, das schwehrste Opfer für meine Untreue bringen, das mir möglich ist. Nur der Grad der Unordnung, in welcher ich mich befand, die Größe meiner Liebe für Zaca, und meine Unwissenheit in den Sitten und der Religion, die ich angenommen hatte, konnten mich zu demjenigen Entschluß bewegen, den ich faßte. Ich vollzog ihn mit eben der Unbesonnenheit, mit der ich ihn genommen hatte.

Emilie sah mich mit einer Verwirrung in ihr Zimmer treten, welche ihr einen Theil meines seltsamen Vortrags voraus entdecken konnte. Der Pater hatte ihr bereits den traurigen Besuch, den wir bey Marianen abgelegt hatten, hinterbracht. Sie befragte mich mit Erstaunung um die Ursache desselben. „Ach! Zaca hat Recht auf mich zornig zu seyn, antwortete ich ihr seufzend. Ich ha-

he sie auf das grausamste beleidiget, und sie, Emilie, sind die unschuldige Ursache meiner Beleidigung.„ Ich fuhr hierauf fort, ihr die ganze Verbindung zwischen mir und Faca zu eröfnen, daß ich durch noch weit festere Banden als die Banden der Blutsfreundschaft mit ihr vereiniget, kurz daß ich ihr Ehegatte war, daß Faca ohnfehlbar meine neue Verbindung mit Emilien wüßte, und daß dieser getheilte Besitz meines Herzens der Grund derjenigen traurigen Bewegungen war, in welchen ich sie gefunden hatte. Ich suchte Emilien durch die kläglichste Abschilderung meines Zustandes zum Mitleiden zu bewegen. Ich beschwohr ihre Großmuth, ihre Rechte auf mein Herz, einem unglücklichen Ehegatten aufzuopfern, der ohne diese Großmuth seinen Schmerz nicht zu überleben fähig war, ob er gleich eben so wenig ohne den Besitz der Emilie jemals wieder eine vollkommene Glückseligkeit genüßen könnte. Ich konnte noch ohne Verstellung hinzusetzen, daß mein Herz bey der Verbindung mit Emilien aufrichtig gehandelt hatte, daß es theils diese Faca niemals wieder zu sehen gehoft, oder wenn es sie auch wieder sehen sollte, doch nicht befürchtet hatte, daß sie sich meiner Liebe gegen eine Person, die zu meinem Glück eben so nothwendig war, als Faca widersetzen würde. Bey meiner Verbindung mit Emilien hatte ich bloß mein Herz, nicht die Sitten und Vorurtheile der Völker, noch die Leidenschaften des Menschen, zu Rathe gezogen. Niemals

anals hätte ich vermuthet, daß es mir so übel würde gerathen haben. Die theuersten Versicherungen der Hochachtung und der Freundschaft, nur der Liebe nicht, außer wenn es **Zaca** erlauben würde, machten den Beschluß der seltsamsten Bitten an eine Ehegattin, die mein Herz selbst nicht ohne Schaam und den äußersten Zwang zu wagen fähig war.

Es würde vergeblich seyn, wenn ich gegen sie das Lächerliche des Antrags, den ich ihnen gleich jetzund erzählt habe, entschuldigen wollte. Unterdessen versichre ich sie, daß ich nicht so dabey dachte, als sie denken werden. Es schien mir, daß mein Herz nach der strengsten Einfalt und Billigkeit der Natur gehandelt hätte. Dieß Herz haßte allen Zwang. Es kannte die Kunst der Verstellung nicht, mit welcher die **Europäer** ihre unruhigsten Leidenschaften zu verbergen, und sie dennoch auch zu befriedigen wissen. Ich mußte zwischen dem Verlust der **Zaca** und der **Emilie** wählen. Schwehre Wahl, da ich sie beyde aufrichtig liebte! Meine Neigung für **Zaca** war heftiger, als die für **Emilien**. Ich wählte also das geringere Uebel. Meine ganze Beruhigung hieng von dem Ausspruch der **Emilie** ab. Ich glaubte den kürzesten und sichersten Weg zu wählen, wenn ich diesen Ausspruch von ihr selbst verlangte. Sehen sie die Gründe, nach welchen ich handelte. Es war die ungekünstelte Natur, die mir dieselben eingab.

Allein diese Natur ist jederzeit der Spott derjenigen Völker gewesen, welche so stolz mit dem Ruhm der gesitteten prangen.

Es ist nicht nöthig die Verwunderung zu beschreiben, in welche ein Antrag von dieser Art, Emilien, eine Europäerin, ein Frauenzimmer, von einer feinen und zärtlichen Denkungsart nothwendig versetzen mußte. Sie war für Erstaunung nicht fähig meine Rede zu unterbrechen. „Wie? schrie sie endlich nach einem langen Stillschweigen, der Ehegatte und Bruder zugleich von Xaca? und noch überdieß der Ehegatte von Emilien? Ach! Böswicht, wie abscheulich hast du meine Tugend und Ehre hintergangen!„ Sie entfernte sich sogleich aus dem Zimmer mit einem Blick, welcher mir ihren Abscheu und ihre Erbitterung deutlich genug zu erkennen gab. So unangenehm es mir auch war, Emilien unter diesen Bewegungen zu sehen, so war mir ihr Zorn doch weit weniger empfindlich, als mir ihre Thränen gewesen seyn würden. Ich sah, daß durch meinen Antrag mehr ihr Stolz, als ihre Zärtlichkeit gekränkt worden war. Dieß verminderte theils meinen Verdruß über die Nothwendigkeit, daß ich sie auf diese Art hatte beleidigen müssen, theils vermehrte es meine Hoffnung, daß sich ihr Herz desto leichter würde beruhigen lassen. Die Begierde der Xaca zu sagen, daß mein Herz in Zukunft ganz allein wider das ihrige war, verdoppelte meine Eilfertigkeit mich

wieder

wieder nach dem Kloſter zu begeben. Ich verlangte vergeblich ſie zu ſprechen. Man ſagte mir, daß ſie ſich entſchloſſen habe, Niemanden vor ſich zu laſſen. Mit vieler Mühe erhielt ich, daß man ihr einige Zeilen zu übergeben verſprach, in welcher ich ſie bey aller unſrer ehemaligen Zärtlichkeit beſchwohr, nicht länger wegen eines Verbrechens, für welches ich ihr bereits die gröſßte Genugthuung, die mir möglich war, geleiſtet hatte, unerbittlich zu ſeyn. Wie groß war meine Beſtürzung, als ich folgende Antwort von Xaca erhielt!

Warum, o Zizem, entweyhet dein Bild dieſe heilige Einſamkeit, welche den Thränen, der Reue und der Pflicht dich zu vergeſſen gewidmet iſt? Warum verdoppelſt du dieſe Martern, von denen mein Herz blutet, und ach! für ſeine Verbrechen nur allzu wenig blutet, durch die Erinnerung an unſre ehemaligen Laſter, die du Liebe, die du Zärtlichkeit nenneſt? Sündliche, unnatürliche Liebe! welche die Religion als Blutſchande verabſcheut, und welche dieß halsſtarrige Herz immer noch als unſchuldig und tugendhaft anzuſehen geneigt iſt. Wie? unglücklicher Zizem, noch immer tobet dein Herz von dieſen ſchändlichen Flammen? Noch verlangſt du, daß Xaca noch immer gleichfalls von ihnen fortbrennen ſoll, dieſe Xaca die dich haſſen, dich verabſcheuen ſollte, und die dadurch, daß ſie es nicht thut, immer noch ſtrafbarer wird? Die Religion allein ſollte mir dieſen

Brief, den einzigen, den letzten, den ich dir schreiben werde, in die Feder geben, um durch ihn dein Herz zu rühren, und ich Elende fühle nur allzu sehr, daß eine noch unüberwundene Neigung mir den meisten Theil desselben vorgesagt hat. Ich, die ich dir die Größe unsrer Verbrechen, und die Strafen die uns erwarten, abschildern sollte, schildre dir dafür mein unruhiges Herz, an welchem Gott und Zizem noch einen gleichen Antheil haben, und in welchem jeden Augenblick heilige Neigungen und sündliche Wünsche mit einander abwechseln. Ach! schilt mich nicht grausam gegen dich, du bist es dadurch, daß mich dein Bild unaufhörlich verfolgt, gegen mich selbst. Jetzt seufze ich, glaube über meine Verbrechen zu seufzen, und seufze, daß ich von dir ferne bin. Ich sehe die Gebirge, die diesen traurigen Aufenthalt auf der einen Seite von der ganzen übrigen Welt absondern, und ich erinnre mich an die Gebirge von Xarico an die Unwissenheit und die Freuden, die ich daselbst genoß, verfluche sie und wünsche sie zugleich mit einer unüberwindlichen Sehnsucht zurück. Sey mitleidig, Zizem, und verfolge mich nicht länger. Eine ewige Trennung ist das einzige Mittel uns zu beruhigen. Sieh mich nicht mehr, vergiß mich, und gieb mir das Glück, dich zu vergessen. In dieser ehrwürdigen Zuflucht, wo die Religion und die Tugend für den Zerstreuungen und den Sünden der Welt sicher sind, sollen mir diese wenigen Tage, welche mir zur Reue und zum Gebeth für

dich,

dich, mein Schmerz noch übrig lassen wird, vollends dahin fließen. Lebe noch lange glücklich, mein Bruder. Entgehe den Strafen, die unsre Verbrechen verdient haben. Die Vorsehung ist gütig. Sie wird mich hören. Sie wird ihre Rache auf mich allein fallen lassen.„

Welche verschiedene Regungen empfand ich, nachdem ich den Brief der Xaca gelesen hatte! Sie waren theils traurig, theils angenehm für mich. Ich sah, daß mich Xaca noch liebte, daß sie mich nicht aus Eifersucht floh. Allein sie floh mich aus Tugend. Sie klagte sich und mich wegen eines Lasters an, das ich nicht kannte, ja, das ich selbst bisher für die reinste und vollkommenste Tugend gehalten hatte. War es strafbar, Xaca mit aller der Zärtlichkeit zu lieben, deren mein Herz fähig seyn konnte? Warum war es ein Verbrechen gegen die Gottheit, Xaca und Emilien zugleich zu lieben, wenn diese Liebe keine bloße thierische Wollust allein war? Mein Herz sprach mich von allen Verbrechen frey, und meine Unwissenheit in derjenigen Religion, die ich, Emilien zu gefallen, angenommen hatte, verhinderte mich einzusehen, daß ich wirklich strafbar war. Mein verderbtes Herz, welches niemals dasjenige übersah, welches seinen Leidenschaften vortheilhaft war, fand so gar in den heiligen Büchern dieser Religion selbst, Gründe sich zu rechtfertigen. Mußte nicht ein göttliches natürliches Gesetz nothwendig unveränderlich seyn?

Mußte es nicht für alle Menschen gegeben seyn, und konnte es einige von der Beobachtung desselben lossprechen? Wie war es also möglich, daß diese ersten Anbether der wahren Gottheit Vorrechte und Freyheiten besitzen konnten, die man an mir als Laster anklagen wollte? Entweder sie waren eben so strafbar als ich, oder ich war eben, wie sie unschuldig. Ich sammlete alle diese Gründe, Zaca von der Reinigkeit und der Gerechtigkeit meiner Neigung für sie zu überzeugen. Meine Mühe war fruchtloß. Zaca weigerte sich mit einerley Standhaftigkeit mich zu sehen und meine Briefe anzunehmen. Meine Bitten, meine Verzweiflung, ihr Herz selbst, die gefährlichsten Feinde, die ich gegen sie brauchen konnte, stritten vergeblich für mich. Diese Religion des Christen, die allein den wahren und vollkommenen Helden zu bilden fähig ist, half ihr die schwehrsten Siege über mich und über sich selbst erkämpfen. Sie nahm wenige Zeit nach meiner Ankunft den Schleyer an, mir alle noch übrige Hoffnung zu rauben. Ach! warum konnte mein Herz nicht so groß, nicht so edel wie das ihrige seyn? Es verlohr sich in unnützen und strafbaren Klagen, war blind gegen seine Verbrechen, und ungerecht gegen die Vorsehung, und glaubte, daß diese gegen mich ungerecht sey.

Mein Gram über den Verlust der Zaca verhinderte mich an Emilien zu denken. Ein neuer Verdruß, den ich nicht vermuthet hatte, erinnerte mich

mich an sie. Der Erzbischof zu St. Salvator verlangte mich zu sprechen. Ich erstaunte, als ich fand, daß ich von allen Menschen, als der gröſste Verbrecher angeklagt wurde. Er sagte mir, daß er mit vielem Abscheu meine Blutschande mit meiner eignen Schwester, und noch überdieß meine gedoppelte Verbindung mit Zaca und Emilien gehört habe. Nach den Gesetzen unsrer Religion, fuhr er fort, verdienten sie als das gröſste Ungeheuer lebendig verbrannt zu werden. Allein eine besondre Gewogenheit für sie, und die Betrachtung ihres Eifers, mit dem sie die einzige wahre Religion angenommen haben, hält die Gerechtigkeit zurück. Sie sollen blos künftig Emilien, als ihre einzige Ehegattin lieben, und das Aergerniß, das sie der Kirche gegeben haben, durch eine gewisse Summe Geldes, ersetzen. Diese besondre Gütigkeit des Erzbischofs, wie er sie nannte, schien mir sehr grausam zu seyn. Es war vergeblich, daß ich ihm vorstellte, daß Niemand der Uebertreter eines Gesetzes könnte genannt werden, dem dieses Gesetz nicht zuvor wäre bekannt gemacht worden, daß auch ich also nicht wegen gewisser Laster bestraft werden könnte, die ich niemals für Laster gehalten hatte. Der Erzbischof rieth mir zu gehorsamen, wenn ich noch weit verdrüſslichern Folgen zuvorkommen wollte. Ich bewilligte sogleich die Summe, die man mir auferlegte. Allein ich war wegen Emilien weit weniger zu bewegen. Die Heftigkeit, mit der sie meine unglückliche Neigung für Zaca

aufgenommen, die Klagen und Vorwürfe, die sie in der ganzen Stadt über mich ausgebreitet hatte, und der Verlust der Xaca selbst vereinigten sich mit einander, meine Neigung für Emilien wenigstens zu schwächen, wenn sie auch dieselbe nicht ganz erstickten. Emilie selbst ersparte mir den Zwang, den mich eine erneuerte Verbindung mit ihr würde gekostet haben. Sie erklärte sich, daß sie einen Menschen, der dergleichen Laster wie ich, zu begehen fähig gewesen wäre, nicht länger lieben könnte. Auf ihre eigne Bitte ward unsre Heyrath aufgehoben. Es kostete mich einen neuen Theil meiner Schätze, ihr einige Genugthuung wegen der Beleidigung, die ich ihr sollte zugefügt haben, und einen künftigen Unterhalt zu bestimmen.

Man rieth mir, nachdem man mich unter dem Schein der Gerechtigkeit, auf eine erlaubte Art ausgeplündert hatte, mich von St. Salvator wegzubegeben. Ich gehorchte gern, weil mir es ohne dieß unmöglich war, mich länger an einem Ort aufzuhalten, wo sich alles, mich unglücklich zu machen, vereinigte. Xaca trieb ihre Grausamkeit vor meiner Abreise noch allzu hoch gegen mich. Nichts konnte sie bewegen, mich noch einmal zu sprechen. Ich erhielt bloß wenige Zeilen, welche die Religion und die Liebe für mich, aufgesetzt hatten. Sie bath mich, Cabuln von dem harten Schicksal zu befreyen, unter welchem ihn die Ungerechtigkeit der Portugiesen seufzen ließ. Er

war Sklave bey einem gewissen Portugiesen. Ich kaufte ihn loß und nahm ihn als meinen Begleiter und Freund mit mir. Von ihm erfuhr ich erst, durch was für einen Zufall Xaca und er nach St. Salvator waren geführt worden.

Lowthon suchte die Xaca, als sie mich vermißte, zu bereden, daß ich durch meine eigne Nachläßigkeit in den Fluß gestürzt sey, ohne daß er mich habe retten können. Ein heimlicher Argwohn der Xaca gegen Lowthon und seine Aufführung gegen sie überzeugten sie bald von der Bosheit dieses lasterhaften. Cabul schützte einige Zeit die Xaca, nicht ohne Gefahr seines eignen Lebens gegen die Gewaltthätigkeiten des Engelländers. Ein portugiesisches Schiff, das sie bey dem Ausfluß des Amazonenflusses fanden, nahm sie endlich auf. Lowthon glaubte nunmehr, dasjenige desto leichter durch den Zwang zu erlangen, was er nicht mehr von der Liebe der Xaca hoffen durfte. Xaca war so glücklich, durch ihre Thränen den Schutz des portugiesischen Schiffshauptmanns zu erlangen. Er beschützte sie gegen Lowthon. Lowthon überließ sich seiner natürlichen Hitze. Er überlief den Hauptmann mit dem Degen, und dieser verwundete ihn gefährlich, indem er sich vertheidigte. Der Engelländer bekannte in der Verzweiflung vor seinem Tode noch die schrecklichsten Laster, die er gegen mich und Xaca begangen hatte. Er hatte mich bereits schon

einmal

einmal mit Gift hinrichten wollen, um den Besitz der Zaca zu erlangen, und Azeb war statt meiner das Opfer seiner Bosheit geworden. Er setzte noch hinzu, daß er mich mit Vorsatz in den Fluß gestürzt habe, und nach diesem Geständniß starb er eben so schändlich als er gelebt hatte. Der Portugiese befleckte die gute Handlung, die er für Zaca ausgeübt hatte, durch eine noch weit schlimmere. Er beraubte sie durch die listigsten Erfindungen, des größten Theils ihrer ansehnlichen Schätze, die sie bey sich hatte. Kaum behielt sie so viel übrig, daß sie sich dadurch einen Aufenthalt in einem Kloster zu So Salvator, wo der Hauptmann hinsegelte, verschaffen konnte. Gegen Cabuln war er noch ungerechter. Er verkaufte ihn in die Sklaverey. Doch dieß ist der ordentliche Lauf der menschlichen Tugenden. Für eine jede derselben übt der Mensch eine Menge noch weit größrer Laster aus.

Ich und Cabul fanden in der Bay Allerheiligen ein englisches Schiff, welches nach Europa bestimmt war. Eine besondre Leitung der Vorsehung führte uns ohnfehlbar auf dasselbe. Ich lernte hier den Schiffsprediger, den Herrn D . ., den redlichsten Mann, und den besten Freund, dem ich meine ganze Glückseligkeit danke, kennen. Er ist es, durch dessen Beystand ich so wohl die Unvollkommenheit der natürlichen, als derjenigen Religion, die mich der Eigennutz anzunehmen bewogen hatte, habe erkennen lernen.

Wie

Wie unschätzbar sind mir die Vortheile, die ich bey meinem Aufenthalt in Engelland von seiner Freundschaft genossen habe! Die Liebe zum Vaterland und der wenige Geschmack an der Lebensart der Europäer haben mich nach America zurücke geführt. Ich habe Charlestown zu meinem beständigen Aufenthalt gewählt. Hier widme ich die noch übrigen Tage meines Lebens, dem Dienst des menschlichen Geschlechts, dem Dank gegen die Vorsehung, daß sie mich aus den gefährlichsten Tiefen der Unwissenheit herausgezogen hat, der Reue über meine ehemaligen Verbrechen und der Bitte um die Erbarmung über diese unglücklichen Millionen von Wilden, welche lasterhaft und unwissend in den Wüsteneyen des Erdkreißes herumirren.

Druckfehler.

Seite 7. Zeile 5. ließ ihm für ihn. Z. 10. einen für einem. Beydes wird auch noch an einigen andern Orten zu verbessern seyn. S. 11. Z. 27. Verbrecher für Verbrechen. S. 24. Z. 29. eine Wage für ein Wapen. S. 36. Z. 24. blickte für blückte. S. 54. Z. 30. ihn für ihnen S. 79. Z. 28. Blick für Augenblick. S. 87. Z. 18. retrete für retteten. S. 94. Z. 4. 16 für 20. S. 97. Z. 20. muß nach sollte, nicht stehen. S. 101. Z. 12. Perücke für Paruque. S. 111. Z. 2. ansahen für ansehen S. 119. Z 31. mußte für muß. S. 139. Z. 6. erbitterte für verbitterte, Z. 22. ihn für ihm. S. 140. Z. 11. dich Ritter für dem Ritter. S. 162. Z 21. Entdeckung für Entdeckungen S. 172. Z. 2. Ist nach beleydiget habe. das Wort wiederzusehen weggelassen. Z. 16. ließ einen für seinen. S. 185. auf der l. Z. schüttete für erleichterte. S. 187. Z. 15. Jeder für jeden. S. 200. Z. 8. Binde für Bürde. S. 223 Z 4. allen für allein. S. 225. Z. 1. schmecken für schenken. S. 252. Z. 6. diesen für diesem. S. 317. Z. 10. ihn für ihm. S. 319. Z. 10. den ihm für der ihn. S. 363. Z. 23. ihm für ihn. Z. 24. den für dem. S. 364. Z. 19. reingereimten für reimgereimten. S. 461. Z. 7. Chebuetos für Honduras. S. 467. Z. 23. fühlt für wählt. S. 498. Z. 6. des höchsten Wesens für dem höchsten Wesen. S. 507. Z. 7. Engelländer für Engländer und so auch in den folgenden Stellen. Die übrigen Druckfehler werden nichts zu der Verdunkelung des Verstandes beytragen.

Nachricht,

wegen einer neuen Auflage des Kramerſchen Holländiſchen Wörterbuches.

Die Arbeiten des verſtorbenen Herrn Joh. Matthias Kramers, der occidentaliſchen Sprachen Profeſſors, und der Königl. Akad. der Wiſſenſchaften zu Berlin Mitgliedes, haben faſt durchgehends den Vorzug, daß ſie ſowohl vollſtändig als fleißig abgefaſſet ſind. Seine Wörterbücher geben hiervon einen deutlichen Beweis ab; deren wir zwey, nämlich das italieniſche und franzöſiſche, ſchon vor ein paar Jahren in einer beſondern Nachricht anzupreiſen, und den Liebhabern um geringern Preis, als gewöhnlich, zu ſtellen, Gelegenheit fanden. Nach der Zeit haben wir, auf vielerley Anfragen, die holländiſche Grammatik des Hrn. Kramers verbeſſert aufgeleget; und da dieſe mit gutem Beyfalle heraus gekommen, ſo ſind wir, ſchon vor geraumer Zeit, von vielen Orten her erinnert worden: von dem holländiſchen Wörterbuche dieſes berühmten Mannes ebenfalls eine neue Ausgabe zu veranſtalten. Dieſem Verlangen haben wir um ſo viel mehr nachgegeben, weil das gedachte Lexicon, außer dem theuren Preiſe, beynahe gar nicht mehr zu haben iſt. Herr Kramer hatte es auf ſeine Koſten drucken laſſen; und dieſes war, bey einem ſo ſtarken Werke, ſchon genug, daß es nicht den gehörigen ſchleunigen Vertrieb hatte, ſondern erſt nach langen Jahren vergriffen wurde. Indeſſen iſt es doch unter den holländiſchen Wörterbüchern unſtreitig das vollkommenſte und richtigſte: man mag es von der Seite der einzelnen Wörter, oder der ganzen Redensarten betrachten. Dabey iſt aber auch nicht zu leugnen, daß es dieſes großen Reichthumes ungeachtet, dennoch verſchiedene wiewohl kleine Mängel hat, denen anietzo, bey dem neuen Drucke, durchgehends ſoll abgeholfen werden. 1) Da die alte Auflage, von 1719. in folio auf 10 Alphabete gefertiget, und folglich zu einem Handlexico ganz unbequem gemachet worden: ſo werden wir es nunmehro in Groß Median Octav, mit ſaubern Lettern und weißem Papier drucken; und zwar aus der Borgs, nach eben der Einrichtung, mit geſpaltenen Columnen, wie Friſchens franzöſiſches Wörterbuch, und wie dieſe Probe iſt. 2) Dieweil auch die alte Ausgabe, wie faſt alle die gewöhnlichen Lexica,

ca, an Kunſtwörtern einen ziemlichen Mangel hat: ſo werden in unſerm neuen Abdrucke die Wörter aus den Künſten und Wiſſenſchaften, ſo viel nöthig, ergänzet werden. Man wird ſich dazu ſowohl des vom Herrn Weſterhovius 1734 zu Leyden holländiſch überſetzten Hübnerſchen allgemeinen Lexici (Algemeen Kunſt-Woorden-Boek) als auch des Jablonskiſchen Wörterbuches bedienen, welches im vorigen Jahre, zu Amſterdam, gleichfalls ins Holländiſche zu bringen iſt angefangen worden. 3) Außerdem wird man nicht ermangeln, das Buch ſelbſt mit andern Wörtern zu bereichern, die bisweilen vom Herrn Kramer ſind ausgelaſſen worden, ſich aber in andern holländiſchen Lexicis finden, die man zur Hand hat. 4) Gleichwie nun dieſe Vermehrung die Anzahl der Wörter um einen großen und nützlichen Theil verſtärket, ſo wird man gegentheils dahin ſehen, daß von den vielen und öfters leichten Redensarten, die Herr Kramer zur überflüſſigen Erläuterung hingeſetzet hat, an manchen Orten, doch ohne Nachtheil des innern Werthes, etwas abgekürzet werde. 5) Hiernächſt ſoll das Deutſche, welches der Verfaſſer unter allen Sprachen am wenigſten verſtand, nach der guten und reinen Schreibart durchgehends gebeſſert werden; insbeſondere wird man für den deutſchen Theil des Wörterbuches merklich ſorgen, und die unnützen, von Herrn Kramer ſelbſt gemacheten Wörter, mit andern reinen und üblichen vertauſchen. 6) Endlich wird der Druck mit der möglichſten Richtigkeit, Zierde und Sorgfalt veranſtaltet werden; daß wir auch von dieſer Seite uns den Liebhabern zu empfehlen glauben. Wir wollen das Werk auf künftige Michaelis 1758. ungefähr 6 Alphabeth ſtark, gewiß fertig liefern, und inzwiſchen den Vorſchuß darauf, von hier bis zur Michaelismeſſe, dergeſtalt einrichten: daß wir für iedes Exemplar 2 Thl. 8 gl. zum Voraus annehmen. und 1 Thl. bey Auslieferung des Buches empfangen. Die Liebhaber können ſich alſo, in der beſtimmten Zeit, entweder bey dem Verleger zu Leipzig, oder in andern angeſehenen auswärtigen Buchhandlungen, melden. Nach Verlaufe derſelben wird mit dem Buche nicht können gedienet werden; indem die Auflage nur nach der Zahl der Pränumeranten abgedrucket werden ſoll. Leipziger Neujahrsmeſſe 1757.

Lankiſchens Buchhandlung.